B. ILG

MALTESISCHE MÄRCHEN UND SCHWÄNKE

I



BEITRAEGE ZUR VOLKSKUNDE.

Die Volkskunde ist heute eine der blühendsten Wissenschaften. Sie ist die Wissenschaft, welche die immer mehr zwischen den breiten Schichten des Volkes und den gebildeten Ständen zutage tretenden Gegensätze zurückdrängen will, indem sie die Volksseele zu erschließen strebt, die alle Volksgenossen eint, auf den großen Schatz hinweist, den der natürliche Mensch besitzt und diesen dem Volke zu erhalten sucht.

In ihrem Dienste sind die vielen Vereine für Volkskunde entstanden und die zahlreichen Zeitschriften erschienen. In kleineren Aufsätzen, Beiträgen und un[illegible] ch fe[illegible] ß fa[illegible] ng er[illegible]

Professor Dr. E. Mogk

abhelfen.

Die Beiträge erscheinen in Heften im Umfang von 5–8 Bogen. Sie bringen sowohl abgeschlossene Stoffsammlungen als auch wissenschaftliche Abhandlungen. Örtlich ist das Gebiet der Beiträge zur Volkskunde nicht begrenzt: sächsische, deutsche und außerdeutsche Stoffe sollen in ihnen Aufnahme finden. Auch ist uns jeder Mitarbeiter, mag er kommen, woher er will, sofern er nur seine Aufgabe wissenschaftlich und ernst auffaßt, herzlich willkommen.

G. Schö... ...nstr. 2

Als e...

Sa... ...ort

Die S... ...d dieses Büchlein in... ...und zu eigener Be...

Spiegel... ...wieder und leben ... ...lang im Sprichwort ... ...ort gebrauchen, o... ...der Ursprung desse...

Ein ver... ...hen und zu sichten, u...

Verschiedene andere Arbeiten befinden sich in Vorbereitung und gestatten wir uns, Sie hierdurch höflichst

zur Subskription

auf die ganze Serie einzuladen.

Die Hefte können durch jede Buchhandlung bezogen werden, eventuell wolle man sich an die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung wenden.

Hochachtungsvoll

G. Schönfelds Verlagsbuchhandlung



Beiträge zur Volkskunde

Im Auftrage des

Vereins für Sächsische Volkskunde

herausgegeben

von

Prof. Dr. E. Mogk

2. Heft



Leipzig
G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung
1906



Maltesische Märchen und Schwänke

Aus dem Volksmunde

gesammelt
von

B. Ilg

Erster Teil

Mit dem Bilde der Sammlerin in der Tracht eines maltesischen Dorfmädchens



Leipzig
G. Schönfeld's Verlagsbuchhandlung
1906

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

Vorbemerkung.

Es ist nicht das erste Mal, daß Märchen und andere volkstümliche Erzählungsstoffe der Bewohner der kleinen, unweit der Südspitze Siziliens gelegenen maltesischen Inselgruppe in deutscher Sprache durch den Druck veröffentlicht werden: der Leipziger Universitätsprofessor Dr. Hans Stumme hat im Jahre 1904 im Verlage der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung zu Leipzig ein Buch, betitelt „Maltesische Märchen, Gedichte und Rätsel in deutscher Übersetzung", veröffentlicht. — Gerade die schätzenswerte Bekanntschaft mit diesem Gelehrten, die durch seine Anwesenheit hier auf Malta im Jahre 1903 eingeleitet wurde, bewog mich zum Sammeln ähnlicher Stoffe, wie die von ihm mustergültig aufgezeichneten, und durch seine verbindliche, höchst dankenswerte Mitwirkung kam es auch zustande, daß die hier veröffentlichten Stücke von des genannten Gelehrten Kollegen, Herrn Professor Dr. E. Mogk, für diese Serienpublikation so bereitwilligst angenommen wurden.

Die Stücke, die an dieser Stelle in zwei Heften zum Abdrucke gelangen, habe ich hier in der Hauptstadt der Insel Malta, also zu La Valletta, sowie an verschiedenen Orten im Innern Maltas aus dem Munde alter und junger Leute gesammelt; daß ich sie später einmal in ihrer Ursprache, dem so interessanten maltesischen Dialekte des Arabischen erscheinen lasse, ist nicht unmöglich. Ein mehrjähriger Aufenthalt auf Malta und wohl auch das lebhafte Interesse, das ich von jeher dieser Sprache gezollt, haben mich dahin gebracht, daß ich das Maltesische nicht nur in Wort und Schrift verstehe, sondern auch ohne Schwierigkeiten anwenden kann.

Die den Stücken folgenden „Erläuterungen" sind von Herrn Prof. Dr. Stumme gütigsterweise endgültig redigiert worden; sie gehen auf kurze Notizen zurück, die ich zwischen die Zeilen meines Manuskripts geschrieben hatte; mehrere Angaben sind übrigens von ihm

ganz selbständig eingefügt worden, so daß ich für den Inhalt jener „Erläuterungen" nicht durchgängig Autorschaft beanspruchen kann, sie vielmehr teilweise Herrn Prof. Stumme zusprechen muß, ihm hier zugleich bestens dankend für gütige Übernahme der strikten Korrektur der ganzen Sammlung während ihrer Drucklegung. Diesen Ausdruck des herzlichsten Dankes für mannigfache Beihilfe bei meiner Sammeltätigkeit möchte ich bei dieser Gelegenheit auch noch unserm hiesigen deutschen Konsul, Herrn Baron Max von Tucher, ferner Freifrau von Tucher, Frau Luise und Frau Caroline Beck, sowie Herrn Albert Mämpel aussprechen.

Malta (La Valletta, Deutsches Konsulat),
im Sommer 1905.

Bertha Ilg.

Inhaltsübersicht.

1. Die winzige, kugelrunde Tschiklemfusa.

Es war einmal ein Mädchen; das war so winzig und klein, daß es in einem kleinen Töpfchen wohnte, welches gerade fünf Pfennige gekostet hatte. Man nannte das Mädchen Tschiklemfusa.

Einst war sie sehr hungrig, und da sie niemanden hatte, der ihr Essen gebracht hätte, sprach sie bei sich: „Das Leben ist so hart! Aber ich will arbeiten! Ich will in den Königspalast gehen und dort bitten, daß man mich als Schuhputzerin einstellen möge! Vielleicht darf ich da gar dem jungen, schönen Prinzen die Schuhe putzen!" Und sie machte sich fertig und begab sich nach dem Königspalast.

Die Diener des Königs platzten fast vor Lachen, als sie die winzige, kugelrunde Person heranspazieren sahen; schließlich beschlossen sie, dem Prinzen die kleine Puppe vorzustellen. Das taten sie, und der Prinz ordnete an: „Gut! Sie soll hie[illegible] Palaste bleiben und Teller waschen und den Boden scheuern; [illegible] namentlich soll sie mir die Schuhe putzen!" Tschiklemfusa freute sich sehr hierüber und blieb im Palaste wohnen; sie wohnte und schlief alle Nächte in ihrem kleinen Töpfchen, das gerade fünf Pfennige gekostet hatte.

Einst sollte ein großes Ballfest stattfinden, und der Prinz wollte es besuchen. Bevor er seinen Wagen bestieg, wollte er sich schnell noch die Schuhe von der Tschiklemfusa putzen lassen. Er rief sie herbei, und das kleine Figürchen bückte sich und putzte ihm die Schuhe. „Tschiklemfusa," begann scherzend der Prinz, „möchtest du nicht mit mir auf den Ball gehen!" „Ach ja, gnädiger Prinz, — nimm mich mit!" antwortete Tschiklemfusa. Doch der Prinz sprach darauf: „Nein, Tschiklemfusa, ich kann dich kleines, schmutziges, schwarzes Ding nicht mitnehmen! Solche Leutchen nimmt man nicht mit!" Tschiklemfusa bat und bat, er solle sie doch mitnehmen; da

ging dem Prinzen die Geduld aus, und er nahm ein großes Brot her und warf es der armen Tschiklemfusa an den Kopf. Dann bestieg er seinen Wagen und fuhr nach dem Balle.

Tschiklemfusa besaß nun eine Walnuß, eine Kastanie und eine Haselnuß, sowie eine Mandel. Sie klopfte die Walnuß auf, und aus dieser kam ein Kleid von der Farbe des Meeres, — auch Fische und Wellen sah man auf dem Kleide. Sie zog es an und bestieg einen Wagen, der unterdes auch aus der Walnuß herausgekommen war. Dann fuhr sie zum Balle. Der Prinz, der schon dort war, sah sie eintreten, und sein Herz sagte ihm: „Das ist die Königin des Balles; mit ihr mußt du tanzen!" Und er bat sie, mit ihm zu tanzen. Schließlich wurden sie müde, — da sie allzuviel getanzt hatten; sie setzten sich auf Sessel, und der Prinz ward nicht satt, das schöne Kleid des schönen Mädchens zu betrachten. Als sie den Ball verlassen wollte, bat sie der Prinz, ihm doch zu sagen, wer sie sei und wo sie herkomme. Tschiklemfusa erwiderte: „Ich bin aus dem Lande der Brote!" und mehr verriet sie nicht, so sehr der Prinz sie auch bat. Dann eilte sie die Treppe hinunter und bestieg ihren Wagen. Der Prinz aber hatte zwölf Dienern befohlen, den Wagen des schönen Mädchens zu verfolgen und ihm zu melden, in welchen Palast er einfahren würde. Die Männer liefen hinter dem Wagen her, als ob es ihr Leben gälte; plötzlich beugte sich die Prinzessin zum Wagenfenster hinaus und warf den Dienern eine Menge Goldstücke zu, die sie in einem goldnen Pantöffelchen mitgebracht hatte. Da vergaßen die Diener das Nachlaufen und bückten sich und hoben die Goldstücke auf. Tschiklemfusa aber befahl ihrem Kutscher, mit Windeseile dem Königspalast zuzufahren; als sie hingelangt war, stieg sie aus dem Wagen und schlüpfte durch eine kleine, niedrige Nebentür in den Palast. — Die zwölf Männer jammerten unterdessen: „Morgen wird uns der Prinz davonjagen!"

Am nächsten Morgen stand der Prinz früher als gewöhnlich auf und ließ jene zwölf Diener rufen. Sie gestanden die Wahrheit, und der Prinz rief zornig: „Eigentlich sollte ich euch fortjagen! Ihr seid dem Golde nachgelaufen und habt mein Gebot unbeachtet gelassen! Doch diesmal verzeihe ich euch noch!" Dann begab er sich zu seiner Mutter und erzählte ihr, wie schön jenes fremde Mädchen gewesen sei und wie sein Herz sie nimmermehr vergessen könne!" Die Königin versetzte: „Ja, sie muß eine hohe Prinzessin sein, wenn

sie das Meer mit seinen Fischen als Ballkleid trägt! Aber, hab keine Angst! Sie wird den nächsten Ball sicher auch besuchen!"

Endlich — nachdem der Prinz unterdessen vor Sehnsucht ganz krank geworden war — kam ein Billet für einen zweiten Ball. Da fand sein Herz seine Seele wieder! Bevor der Prinz zu diesem Ballfeste aufbrach, ließ er die Tschiklemfusa herbeirufen. Sie sprang aus ihrem Töpfchen heraus, das gerade fünf Pfennige gekostet hatte, und lief zum Prinzen. „Tschiklemfusa," sprach dieser; „das wird heute ein schöner Ball werden!" „Ach, nimm mich mit, Herr Prinz! Nimm mich mit! Nimm mich mit!" Der Prinz lachte sie aber aus, und als ihm Tschiklemfusa gar keine Ruhe lassen wollte, sondern ihn durch Bitten weiter quälte, ergriff er ein Messer und warf es ihr an den Kopf. Dann bestieg er seinen Wagen und fuhr nach dem Balle.

Tschiklemfusa aber brach die Kastanie auf, und aus ihr heraus kam ein Ballkleid von der Farbe des Himmels; das Kleid war ganz mit Sternen übersät, und die Sonne und der Mond waren als Schmuck auf dem Kopfhaare des Mädchens angebracht. Auch ein Wagen kam aus der Kastanie; den bestieg Tschiklemfusa und fuhr nach dem Balle. Der Prinz, der schon auf dem Balle war, fühlte sich, als wandle er auf einem glühenden Roste, — endlich, endlich ging die Tür auf und Tschiklemfusa trat in den Saal und tanzte mit dem Prinzen, bis beide müde wurden. Dann unterhielten sie sich, und der Prinz bat sie, ihm doch zu verraten, wer sie sei. Das Mädchen antwortete kurz: „Ich bin aus dem Lande der Messer!" Mehr teilte sie ihm nicht mit, und dann verließ sie den Ballsaal und eilte nach ihrem Wagen hinunter. Wiederum mußten die zwölf Diener des Prinzen dem Wagen folgen, und sie folgten ihm auch ein großes Stück; dann aber warf Tschiklemfusa ihnen den Pantoffel mit Goldstücken hinaus, und da die Leute so wie so keinen Atem mehr hatten, so kam es ihnen ganz gelegen, daß sie einmal Halt machen konnten. Während sie das Gold auffammelten, verschwand jedoch der Wagen mit dem schönen Mädchen; und die Diener jammerten, als sie dies gewahr wurden: „Was wird uns der Prinz antun! Wir werden gewiß sofort abgestraft! Doch, jagt er uns aus dem Palaste fort, so haben wir wenigstens Geld genug und können damit bequem leben! Übrigens müßte man eine große Lunge haben, um einem so raschen Wagen folgen zu können!"

Die ganze Nacht konnte der Prinz kein Auge schließen: er

mußte immer an das schöne Mädchen denken! Kaum graute der Morgen, so sprang er aus dem Bette und beorderte die zwölf Diener vor sich. Als sie ihm alles gebeichtet hatten, ward der Prinz sehr zornig und befahl ihnen, nie mehr vor seinen Augen zu erscheinen. Doch da er sie nicht gerade fortgejagt hatte, so blieben sie in seinen Diensten.

Der Prinz aber ward kränklich, und seine Mutter saß immer bei ihm und tröstete ihn und trocknete seine Tränen. Sie redete ihm vor, die schöne Prinzessin werde sicher auch den nächsten Ball mit ihrem Besuche beehren.

Endlich kam ein Billet für einen dritten Ball, und der Prinz schickte sich an, ihn zu besuchen. Bevor er in den Wagen stieg, ließ er die Tschiklemfusa rufen, damit sie ihm die Schuhe putze. „Tschiklemfusa, — das wird ein schöner Ball!" scherzte der Prinz. „Nimm mich mit, Herr Prinz, — nimm mich mit!" bettelte Tschiklemfusa. Und als sie gar nicht aufhörte, ihn zu quälen, warf er ihr einen Stiefel an den Kopf. Tschiklemfusa weinte und schrie: „Er hat mich getroffen! Ich kann gar nichts mehr sehen!"

Dann bestieg der Prinz den Wagen und fuhr ab. Tschiklemfusa aber holte ihre Haselnuß hervor und klopfte sie auf. Da kam aus der Haselnuß ein Ballkleid von der Farbe einer schönen Landschaft, — man sah auf ihm auch Blumen, Bäume, Blätter. Auch ein Wagen fuhr aus der Haselnuß heraus, und diesen bestieg Tschiklemfusa und fuhr nach dem Balle. Im Saale wartete der Prinz auf sie in heftigster Sehnsucht, und sein Herz tat, als er sie eintreten sah, sechs Schläge auf einmal! Beide tanzten zusammen, bis sie Müdigkeit spürten; dann setzten sie sich hin und plauderten. „Sag mir doch endlich genau, aus welchem Lande du kommst!" bat der Prinz. Tschiklemfusa aber antwortete bloß: „Aus dem Lande der Stiefel!" und verriet weiter nichts. Da zog der Prinz seinen prächtigen Diamantring vom Finger und überreichte ihn der Tschiklemfusa; diese verließ jedoch bald den Ball und fuhr im Wagen davon. — Wieder mußten die zwölf Männer den Wagen verfolgen, und sie taten dies auch mit großem Eifer; als ihnen die Dame aber einen wahren Regen von Goldstücken herauswarf, machten die Diener Halt und sammelten das Gold auf. Unterdessen war der Wagen verschwunden! Die Männer bekamen große Angst und wagten sich kaum in den Palast.

Der Prinz verbrachte diese Nacht gänzlich ohne Schlaf. Am nächsten Morgen ließ er die zwölf Diener rufen; doch diese konnten aus Angst vor der ihnen bevorstehenden Strafe gar nicht sprechen und stotterten unverständliche Reden. Da ließ sie der Prinz fortjagen.

Doch der Prinz ward immer kränker. Seine Mutter hatte Angst, er werde sterben; denn keinen Bissen wollte er essen und keinen Tropfen trinken, obwohl ihm die Mutter lauter gute Dinge vorsetzte. — Eines Tages fragte sie ihn: „Hättest du nicht Appetit auf ein paar schöne, süße Zwiebäcke?" „Ich will es einmal versuchen! Ja, — trage dem Koch auf, sie recht schön süß und gewürzt herzustellen!" Die Mutter ordnete dies an.

In der Küche befand sich aber auch Tschiklemfusa. Kaum hatte nun der Koch den Teig fertig, so bat sie ihn und plagte sie ihn, ihr doch ein Stückchen Teig zu geben. Der Koch hatte keine Lust dazu, aber Tschiklemfusa begann zu weinen, — und man konnte sie wirklich nicht weinen sehen, weil sie so ein nettes, kugelrundes Ding war. Deshalb gab ihr der Koch schließlich etwas Teig, und Tschiklemfusa formte vier Zwiebäcke, legte sie auf das Blech und schob das Blech in den Ofen. Tschiklemfusa hatte aber in einen der Zwiebäcke den schönen Diamantring getan, den ihr der Prinz geschenkt hatte. Schließlich legte das Mädchen ihre vier Zwiebäcke, als sie durchgebacken waren, oben auf den Teller, auf welchem der Koch die von ihm gebackenen aufgeschichtet hatte.

Als der Prinz die Zwiebäcke erhielt, brach er gerade denjenigen zuerst auseinander, in dem sich sein eigener Diamantring befand. Sowie er den Ring erblickte, ließ er den Koch rufen und fragte ihn: „Wer hat diese Zwiebäcke gemacht?" „Ich, Herr Prinz!" „Nein, das ist eine Lüge! Sag die Wahrheit!" „Ich, Herr Prinz!" „Willst du mir nicht die Wahrheit sagen? Dann geht dir's schlimm!" „Herr Prinz, — vier Zwiebäcke hat allerdings die winzige Tschiklemfusa gemacht; ich weiß aber nicht, ob sich die mit unter diesen hier befinden!" „So ruf mir die Tschiklemfusa!"

Der Koch eilte nach der Küche hinab und suchte Tschiklemfusa. Diese hatte jedoch unterdessen ihre Mandel aufgebrochen und in ihr ein herrliches Kleid gefunden, — von der Farbe des Feuers und des Eises. Sie begab sich in diesem Gewande zum Prinzen. Dieser richtete sich auf und rief: „Also hier bist du, — meine liebe Braut?

Ach, es ist gut, daß du gekommen bist! Sonst wäre ich wohl bald gestorben! Die Liebe zerfraß mein Herz! Komm, Seele meines Herzens, — ich will dich küssen!" Dann umarmte auch die Königin die Tschiklemfusa und nannte sie ihre liebe Tochter. Der Prinz verlangte nun zu essen, und auch Tschiklemfusa aß mit ihm. Nach zwei Tagen wurde die Hochzeit gefeiert, und alle waren glücklich und froh. — Tombi, tombi, — die Geschichte ist aus! Ein Viertelpfund Seife kostet vier Pfennige, — auch ein Viertelpfund Fleisch und ein Viertelpfund Leber!

2. Fenchelchen.

Es war einmal eine Frau, die für ihr Leben gern Fenchel aß; da sie nun keine Fenchelstaude besaß, so stieg sie jeden Tag in den Garten der Nachbarin hinüber und stahl sich Fenchel. Einmal hörte sie hierbei ein Geräusch, und darum wollte sie über die Steinmauer fliehen, aber sie kollerte über die Einfassung und verletzte sich den Fuß. Die Nachbarin aber war eine Hexe und erblickte die Diebin; darum rief sie ihr zu: „Frau, was gibst du mir als Ersatz für den gestohlenen Fenchel?" „Ich gebe dir, was du verlangst!" „Gut, — dann muß ich das Kind haben, das du in kurzer Zeit zur Welt bringen wirst! Vergiß ja nicht, es mir als zehnjähriges Mädchen zu überbringen!" „Nein!"

Die Frau ging hierauf nach Hause, und nach kurzer Zeit gab sie einem schönen Mädchen das Leben. Sie hatte sich schon sehr lange ein Kind gewünscht, und darum hatte sie jetzt große Freude.

Das Mädchen wuchs heran und ging dann in die Schule. Einst begegnete ihr die Alte und gab ihr den Auftrag, die Mutter an ein früher gegebenes Versprechen zu erinnern. Fenchelchen vergaß es; aber das nächste Mal biß ihr die Alte einen Finger und ein Ohrläppchen ab, damit sie sich des Auftrages erinnere. Das Mädchen weinte und lief zur Mutter; diese fragte: „Was ist dir geschehen?" Als das Kind alles berichtet, sprach die Mutter: „Sag der bösen alten Frau, sie möge sich das Versprochene selber nehmen, wenn sie es finde!" Das Mädchen überbrachte der Alten diese Antwort, und jene faßte sie sogleich bei ihren schönen Haaren, die so lang waren, daß sie sie auf der Erde schleppte, und zog sie mit sich fort, wie man ein Lamm führt. Dann kamen sie an einen

großen Turm, zu dessen Spitze keine Stufen emporführten. In jenem Turme nun verbrachte unser Fenchelchen mehrere Jahre, und die Hexe gewann sie wirklich lieb und lehrte sie viele Zauberstückchen.

Da — wie ich schon gesagt habe — im Turme keine Stufen angebracht waren, so ließ sich die Alte, wenn sie nach Hause kam, über die Mauer des Turmes immer von Fenchelchen hinüberziehen, und zwar mittels der schönen langen Haare des Kindes; sie stellte sich an die Außenseite des Turmes und rief: „Fenchelchen, Fenchelchen, — löse dein Goldhaar und zieh deine Großmutter hinauf!" Und Fenchelchen zog sie jedesmal hinauf. — Einmal aber zog sie einen schönen Jüngling über die Mauer, der sich die Worte der Alten erlauscht und zu eigen gemacht, weil er Fenchelchen liebte. Er blieb oben, und sie waren sehr froh. Abends kam die Hexe, und Fenchelchen verwandelte den Jüngling schnell in ein Bänkchen. Die Alte rief späterhin: „Bitte, gib mir diesen Schemel zur Stütze meiner müden Füße!" „Großmutter, — es sind so viele Schemel hier, — nimm einen anderen!" „Nein, — der muß sehr, sehr bequem sein für mich!" Die Alte setzte nun ihre Füße auf den Schemel und lachte, weil sie wahrscheinlich durch irgend eine Zauberei wußte, wer sich unter der Form des Schemels verborgen halte. Sie blieb jetzt etliche Tage im Turme und hatte keine Lust, einen Spaziergang zu machen. Endlich ging sie aus; und als sie wiederkam und unten am Turme rief, verwandelte Fenchelchen den Jüngling rasch in eine Nähnadel.

Die Alte sprach sodann: „Bitte, reich mir schnell diese Nadel her, — ich möchte mir meine Zähne damit stochern!" „Großmutter, — willst du nicht eine der schönen Nadeln, die ich von dir als Geschenk erhalten habe, als Zahnstocher benützen?" „Nein, — gerade diese Nadel dringt am besten in alle Ritzen ein und reinigt meine alten Zähne am besten!" So stocherte die Hexe nun mit dem armen Jungen in ihren schwarzen Zähnen herum!

Ein andermal mußte das Mädchen den Jüngling in eine Haube verwandeln, und sogleich setzte die Alte diese auf und lief tagelang mit ihr auf ihrem kahlen Scheitel umher! Darum sprach eines Tages der junge Mensch: „Fenchelchen, — hier ist kein Platz für dich und mich: wir müssen fliehen! Nimm etliche Sachen mit, damit du uns nötigenfalls durch deren Zauber retten kannst!" Fenchelchen nahm nun drei Knäuel mit, und beide flohen davon. Später-

hin kehrte die Zauberin heim, und wie sie bemerkte, daß auf ihr lautes Rufen kein Haupthaar Fenchelchens erschien, fing sie an zu schreien und zu weinen und rief: „Sie haben mich hintergangen und sind geflohen! Doch nur der Allwissende weiß, welche Schätze und Zaubermittel sie mir entwendet haben! Ich will mich aufmachen und sie einholen!"

Das tat sie und lief, so schnell sie laufen konnte. Endlich schaute sie sich um, um mit ihren Augen den schon hinter ihr liegenden Weg zu ermessen; aber in diesem Augenblicke hatten sich auch die Fliehenden umgewandt und erblickten die Alte. Fenchelchen ließ nun eines der Knäuel fallen, und sogleich wurde der Jüngling ein Garten und Fenchelchen eine wilde Rose, die sich im Winde hin und her bewegte. Die Alte kam auf auf den Garten zugestürmt und fragte den Gärtner: „Hast du nicht einen schönen jungen Mann und ein langhaariges Mädchen gesehen?" „Wir haben herrliche Rosen!" „Ich will keine Rosen, — ich will wissen, ob du nicht ein fliehendes Paar gesehen hast!" „Auch Kohlrabi und Weißkraut ziehe ich und verkaufe es sehr billig!" Da machte sich die Alte daran, die Rose abzupflücken, die sich im Winde hin und her wiegte. Der Gärtner gab ihr einen Verweis und einen Schlag auf die Hand; sie sah sich um — und unterdessen waren die beiden Flüchtlinge fortgelaufen und hatten schon eine erhebliche Wegstrecke zurückgelegt.

Die Alte lief ihnen nach und war bald wieder ganz in der Nähe des Paares, als sie einmal nach hinten blickte; unterdessen verwandelte sich der Jüngling durch das zweite Knäuel in eine Kirche und Fenchelchen in die Glocke. Die Alte gelangte zu dieser Kirche und fragte den Sakristan, wie sie vorher den Gärtner gefragt hatte; der Sakristan versetzte: „Hörst du nicht, wie die Glocken läuten? Sogleich beginnt die Messe!" Wieder fragte und plagte sie ihn, und zuletzt rief er ungeduldig: „Nun ja, — so wisse, daß du ob deiner Gottlosigkeit deine Seele verlierst!" Nun wollte sie die Glocke berühren; aber sogleich verwandelte sich Fenchelchen in ein oben an der Decke schwebendes Lämpchen, das die Alte mit ihren dürren Fingern nicht erreichen konnte. Während sie nun überlegte, auf welche Weise sie zur Hängelampe hinankönnte, verwandelte sich Fenchelchen mittels des dritten Knäuels in eine Lilie und pflanzte den Jüngling als Dornengestrüpp um sich herum. Die Alte bemerkte

es und wollte die Lilie greifen und knicken; aber die Dornen waren so scharf, daß sie sich entsetzlich stach und immer das Blut ablecken mußte. Während sie das tat, verwandelte sich das Paar in Menschen und lief fort mit soviel Kraft, als es noch übrig hatte.

Zuletzt rief der Jüngling: „Fenchelchen, — sieh dort den großen Baum! Er bildet die Grenze des Machtgebietes der Hexe! Sind wir einmal unter seinem Schatten, so kann uns die böse Alte keinen Schaden mehr anhaben, da dort ihr Reich endet und das meines Vaters beginnt!" Die Alte eilte heran und keuchte — keuche und hol jemanden, der's auch tut! — und schon war sie ziemlich nahe: da standen die Flüchtlinge im Schatten des Baumes und atmeten frei auf!

Die Alte schrie und verfluchte sie; aber keine ihrer Drohungen hatte Erfolg, — jetzt, da sie machtlos war! Zuletzt sprach sie ein Wort in der Zaubersprache, und Fenchelchen verstand es ganz gut! Sie gingen weiter und weiter; dann sagte der Prinz zu Fenchelchen: „Sieh, — es paßt nicht, daß Brautleute im selben Hause wohnen! Weil die Zunge der Leute sehr zu fürchten ist, bringe ich dich einstweilen in mein Jagdschloß und lasse dich dort, bis ich Vater und Mutter geneigt gemacht habe, dich als Tochter aufzunehmen!"

Fenchelchen ward sehr traurig, und darum versetzte sie: „Da wir scheiden sollen, so ist's besser, ich mache dich auf eine dir drohende Gefahr aufmerksam: du verstandst die Worte der Hexe nicht; aber ich weiß ganz genau, daß es sehr hämische Worte waren! Bitte, — laß dich ja nicht von deiner Mutter oder irgend einer andern Frau küssen, weil du sonst sicher durch die Zauberei der bösen Hexe dein armes Fenchelchen vergessen mußt und dich nie mehr an das arme Ding erinnerst!" Der Prinz versprach ihr, sich von niemanden küssen zu lassen und führte sie in sein Jagdschloß; dann begab er sich nach Hause und wurde von seinen Angehörigen mit großer Freude empfangen. Seine Mutter wollte ihn küssen; aber er wehrte es ab. Da ward sie sehr traurig.

So vergingen mehrere Tage, und der Prinz mußte immer an das arme Fenchelchen denken, hatte aber nicht den Mut, seinen Eltern etwas von der Braut zu erzählen.

Einst trat, als er schlief, seine Mutter leise an sein Lager und betrachtete ihren schönen Sohn; da erwachte in ihr die starke Mut-

terliebe, und sie mußte ihn küssen; hierauf ging sie ganz leise wieder hinaus. Von nun an konnte sich der Prinz an die Vergangenheit gar nicht mehr erinnern und lebte nur der Zukunft und der Gegenwart. Der König hätte seinen Sohn nun gern verheiratet. Deshalb brachte er ihm eine schöne Braut; der Prinz sagte freudig zu, und es wurde bestimmt, in vierzehn Tagen die Hochzeit zu feiern.

Nun müssen wir wieder etwas über Fenchelchen sagen! Das arme Mädchen hörte und sah lange gar nichts von ihrem Bräutigam, und sie dachte sich dann: Mutterliebe ist ungestüm, und darum wird ihn die Mutter geküßt haben! Ach, ich armes Fenchelchen!" Dann dachte sie nach, ob sie wohl irgend ein Mittel besäße, um den Prinzen an die Vergangenheit zu erinnern. Zuletzt stickte sie eine Taube und eine Rose auf ein seidenes Kissen; dann suchte sie sich eine alte Frau und gab ihr Anweisung, wie sie es anzufangen hätte, dieses Kissen an die Mutter des Prinzen zu verkaufen. Die Frau ging hin an den Palast und fragte nach der Mutter des Prinzen. Man führte sie hinauf, und sie sprach zu der Dame: „Ich habe gehört, daß dein Sohn Bräutigam ist! Hier besitze ich nun ein Kissen, dessen Zauberkräfte darin bestehen, im Herzen der Person, die auf ihm schläft, Liebe zu erregen! Du mußt das Kissen für deinen Sohn kaufen und nicht vergessen, es ihm jede Nacht unter den Kopf zu legen!" „Sehr schön!" sagte die Mutter des Prinzen; „ich kaufe das Kissen, — umsomehr, als mein Sohn seine Braut schon ein wenig mehr lieben könnte!"

Die Königin bezahlte nun das Kissen und legte es dem Bräutigam auf sein Bett. Jede Nacht blühte nun die Rose auf und verbreitete einen betäubenden Geruch; die Taube aber wurde lebendig und flüsterte dem Schlafenden Worte ins Ohr. So sagte sie ihm in der ersten Nacht ins Ohr: „Bakbakum, bakbakum, bakbakum! Weißt du noch, wie ich dich bei den Haaren in den Turm zog?" Der Prinz öffnete die Augen, konnte aber nirgends ein menschliches Wesen erblicken und schlief wieder ein!

Die nächste Nacht sprach die Taube wieder: „Bakbakum, bakbakum, bakbakum! Weißt du noch, wie lieb ich dich hatte? Wie wir zusammen lachten? Wie ich dich verwandelte? Gurr, gurrr, gurrrr!" Der Prinz richtete sich im Bette in die Höhe und sagte leise: „Wie seltsame Träume ich immer habe, seitdem ich dieses Kissen

benütze! Diese Träume erinnern mich an etwas Längstvergangenes!" Dann schlief er wieder ein.

In der dritten Nacht kam die Taube wieder, streichelte seinen Kopf und seinen Mund und setzte sich auf seine Brust und sprach: „Weißt du noch, wie wir zusammen flohen? Wie ich zur Rose ward und du die Gestalt eines grünen Gartens annahmst? Bakbakum! Du hast es vergessen! Weißt du noch, wie unser Herz zitterte, als die alte Hexe mich vom Strauch pflücken wollte? Bakbakum, bakbakum! Könntest du dich noch daran erinnern!" Da stand der Prinz auf und es däuchte ihm, als kämen ihm liebliche, süße Erinnerungen; aber er hörte in seinen Ohren immer wieder nur die Stimme seiner Mutter und seiner Braut, weil diese ihn geküßt hatten.

In der Nacht vor der Hochzeit kam die Taube wieder und sprach: „Bakbakum! Weißt du noch, wie ich zur schwebenden Lampe, zur Lilie wurde, und du zur Kirche, zum Dornengestrüpp? Bakbakum! Du weißt es, — du mußt es wissen! Gur, gurr, gurrr, gurrrr! Wie wir uns unter den Baum flüchteten und die böse Alte Drohungen über uns ausgoß? Bakbakum! Bräutigam, erinnere dich! Weißt du noch, wie ich dir sagte, du sollest dich nicht küssen lassen, weil du sonst deine Braut vergessen müssest — bakbakum — dein armes Fenchelchen!"

Kaum hörte der Prinz diese Worte und den Namen seiner Geliebten, so wachte er auf, und plötzlich erinnerte er sich ganz deutlich des armen Fenchelchens! Er lachte und weinte, lief zu seinen Eltern und erzählte ihnen sein Erlebnis; dann ritt er hinaus, holte das goldhaarige Fenchelchen, und sie feierten eine Hochzeit, die sieben Tage währte! Der Prinz wurde dann König und regierte, weil sein Vater alt war und ausruhen wollte. — Und die Geschichte ist aus.

3. Der Prinz, das Mädchen, das Basilikum und die Sterne.

Also war einmal in den alten, alten Zeiten ein König, der einen Sohn besaß. Dieser Sohn stieg täglich auf das flache Dach des Palastes, um sich die Gegend anzuschauen. Eines Tages bemerkte er auf einem Nachbardache ein sehr hübsches Mädchen, das ihre Blumen, die in Kübeln und Töpfen auf dem Dache standen, begoß und bespritzte. Da kam ihm der Einfall, dieses schöne Mädchen zum Zeitvertreib anzurufen. Obwohl er dachte, das Mädchen

müsse sehr dumm und einfältig sein, fand er nicht sogleich den Mut, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, sondern ging leise wieder vom Dache hinunter.

Den zweiten Tag hatte er aber noch weniger Mut dazu und verließ, ohne sie angeredet zu haben, das Dach. In der folgenden Nacht konnte er nicht schlafen, sondern mußte immer wieder an das hübsche Nachbarskind denken. Da beschloß er, auf jeden Fall ein Gespräch mit ihr anzufangen.

Als er sich wieder auf das Dach begab, stand die Schöne schon auf dem ihrigen, die Blumen und Pflanzen zu begießen. Da nahm er seinen ganzen Mut zusammen und rief die Worte — die er sich schon vorher ausgedacht und die das Mädchen verwirren sollten —: „Immer bespritzt und begießt du sie und weißt doch nicht, wie viele linsenförmige Blättlein das Basilikum hat!“ Und er freute sich sehr, einen so schweren Rätselspruch gefunden zu haben; sie aber — unsere Schöne — antwortete schlagfertig: „Immer liest du und schreibst du und weißt doch nicht, wieviel Sterne das hohe Himmelszelt hat!“ Da konnte er nicht antworten, und sie lachte ihn aus, gab ihm aber eine Nacht Bedenkzeit. Sein Herz ergrimmte über das böse, kluge Mädchen; dann ging er vom Dache hinab und legte sich schlafen. Aber soviel er nachdachte, soviel er sich herumwälzte, — der Schlaf wollte nicht kommen, und er fürchtete sehr, er werde ein zweites Rätsel auch nicht lösen können.

Als er sich wieder auf das Dach begab, lachte das Mädchen schon von vornherein; er sprach: „Jetzt will ich ein neues Rätsel!“ Da lachte die Schöne noch mehr und gab ihm das erste Rätsel nochmals auf, indem sie sprach: „Was willst du ein neues Rätsel, ohne das erste gelöst zu haben!“ Wieder erzürnte er sehr über ihre Fertigkeit, seine Seele zu verwirren und ihm das Blut in das Gesicht zu treiben; aber lösen konnte er das Rätsel nicht, und darum stieg er hinunter vom Dache.

Aber da sie ihm den dritten Tag wieder dasselbe Rätsel sagte und sich dabei vor Ausgelassenheit gar nicht fassen konnte, beschloß er, sie zu heiraten, — doch nicht, weil er eine Frau haben wollte, nein, — er wollte das Mädchen töten. Denn er dachte sich: sei sie einmal sein Eigentum, so könne er mit ihr tun, was er wolle. Und er rief dem Mädchen laut zu: „Weißt du: du mußt meine Frau werden, — du gefällst mir!“ Das Mädchen lachte und rief

ihm zu: „Ach geh! Du bist ein Prinz, und ich bin bloß ein armes Wesen! Frag nur meine Mutter!“ Da ging der Prinz hin und bat die Mutter um die Hand ihrer schönen Tochter.

Aber die Mutter schien die Ursache seiner Bitte zu ahnen; denn sie versetzte ganz trocken: „Nein! Du würdest meine Tochter doch nur töten! Du bist ihr gram, weil sie dir in Weisheit und Schlagfertigkeit über ist! Das ist schlimm! Denn der Mann soll die Frau an Verstand übertreffen! Du würdest sie töten!“ „Nein, töten würde ich sie nicht!“ „Aber du würdest ihr das Leben sauer machen, — du hast ein Rad zu wenig im Kopfe! Quälen würdest du sie, die Arme!“ „Nein, — ich würde sie nicht quälen!“ „Ja, — aber deine Eltern müßten auch erst befragt werden! Ich will nicht, daß meine Tochter schief angesehen werde!“ „Du kannst dich ja bei meinen Eltern erkundigen, — der Palast ist doch nicht weit von hier!“ „Gut!“ „Willst du sie mir also als Braut geben?“ „Nein! An deiner Seite würde sie doch kein Glück haben!“ Da ergrimmte der ungestüme Prinz sehr und rief aus: „Dein Kopf wird mir für deine unvernünftige Widerspenstigkeit büßen! Abschlagen lasse ich ihn dir, und deine herrliche Tochter ist dann erst recht in meinen Händen!“ Die arme Mutter erschrak heftig und antwortete: „Sind es deine Eltern zufrieden, so sollst du meine schöne Tochter haben!“

Da ging die Mutter des Mädchens hin, um mit den Eltern zu sprechen. Als sie in den Palast eintrat, erblickte sie den König und die Königin, die sich mit einem ihrer Diener gerade über eine ernste Sache besprachen, und sofort fühlte sie Angst im Herzen. Aber da blickte sie der Diener freundlich an und führte sie vor den Thron, und nun konnte sie sprechen, soviel sie wollte! Der König und die Königin hörten aufmerksam zu und antworteten dann: „Unser Sohn kann deine Tochter heiraten; auch darf er sie hierher in unseren Palast bringen!“ Die Mutter fühlte etwas wie Furcht, als sie diese Antwort, die ihr ganz unerwartet kam, hörte. Sie hatte Angst für das Leben ihrer Tochter. Dann ging sie nach Hause und überbrachte die Antwort des Königspaares ihrer Tochter.

Der Prinz bestimmte den Tag der Hochzeit. Es währte nur ganz kurze Zeit, und der Festtag nahte. Nachdem sie sich geheiratet und das Hochzeitsmahl eingenommen hatten, sprach der Prinz zu seiner Braut: „Geh du nur immer allein hinein ins Schlafzimmer!

Schlafe nur einstweilen und warte nicht auf mich, da ich erst spät in der Nacht zurückkomme!" Die junge Frau ging also allein ins Schlafzimmer, legte sich aber nicht in das Bett, sondern unter das Bett. In das Bett aber legte sie eine sehr schöne Puppe, die gerade wie ein Mensch aussah und auch die Brautwäsche trug. Nach einigen Stunden kam der Bräutigam, und als er die schöne Braut schlafen sah, lachte er und sprach: „So! Jetzt kommt die Rache für das schwierige Rätsel!" Und mit diesen Worten zog er sein Schwert und hieb der „Braut" den Kopf ab! Aber gleich darauf überkam ihn die Verzweiflung, und er rief klagend: „Ach, wenn nun die Polizei kommt und mich fesselt! Es ist besser, ich stürze mich in mein Schwert, damit ich nicht durch die Hand des Henkers sterbe!" Schon hob er das Schwert, um sich zu töten, als die Braut die Hand unter dem Bette hervorstreckte und das Schwert festhielt; dabei rief sie: „Töte dich nicht! Ich bin ja noch lebendig, und du hast gar keinen Mord begangen! Beruhige dich!" Da zog er sie unter dem Bett hervor und rief: „Nun hast du mir das Leben gerettet, und ich schulde dir unendlich große Dankbarkeit! Auch muß ich dir sagen, daß ich dich mit meinem ganzen Herzen liebe! Diese Puppe war ein sehr guter Einfall!" — Dann warfen sie die Puppe auf die Straße hinunter. — Die Geschichte ist aus; wer zuerst spricht, wird kahlköpfig!

4. Prinz Guttu.

Es war einmal ein Prinz, der Guttu hieß. Einst ging er spazieren und kam, nachdem er immer weiter gewandert, in einen großen Wald. In diesem Walde sah er einen Zettel am Boden liegen; der rief ihn an: „Heb mich auf! Heb mich auf! Lies mich! Lies mich!" Zuerst hielt den Prinzen die Angst ab, der Bitte des Papieres Folge zu leisten; als aber das Papier sich in die Höhe zu richten begann und wimmernde Töne ausstieß, da bückte er sich, hob das Papier auf und las es. Auf dem Zettel stand geschrieben: „Wer mich liest, muß am Galgen sterben!"

Da erschrak der Prinz sehr, und er weinte und zitterte, und die Haare seines Kopfes standen alle zu Berge. Und von jenem Tage an weinte er auch stets im Schlafe, wenn er in seinem prächtigen Bette lag, und sein Lager wurde allmählich von der Unzahl seiner

Tränen ganz durchnäßt. Er ging nie mehr spazieren; nur einmal verließ er die Stadt und kam nach einigem Wandern nach einer anderen großen Stadt, von der er noch nie etwas gewußt hatte. Aber es war schrecklich in jener Stadt: die Straßen lagen voller Toter und Sterbender! Aber Guttu machte sich ans Werk und begrub die Toten, daß auch nicht ein Finger über dem Erdboden blieb, — und tat also ein gutes Werk. Dann kehrte er nach Hause zurück.

Später verheiratete sich Guttu. Jetzt weinte er nicht mehr so viel des Nachts und hatte auch nicht mehr so große Angst wie früher; seiner Frau teilte er aber nichts mit von der seltsamen Drohung, die auf jenem Zettel gestanden hatte.

Einst wandte sich seine Frau an ihn und sprach: „Guttu, lieber Guttu, — warum gehen wir denn nie zusammen spazieren? Ich hätte solche Lust dazu! Nimm mich doch einmal mit!“ Da nahm er seine Frau mit, und sie wanderten — wandere du und hol einen, der es auch tut! — durch die Landschaft und gelangten schließlich nach jenem großen Walde. Da sie sich müde fühlten, setzten sie sich nieder; die Prinzessin nahm den Kopf ihres Gemahls auf ihren Schoß, und sie lachten und schäkerten, da sie meinten, im ganzen Walde befände sich keine menschliche Seele außer ihnen. Dann schloß Gutti die Augen und schlummerte auf dem Schoße seiner Frau ein.

Nach kurzer Zeit hörte die Prinzessin ein Geräusch im Walde. Sie sah sich um und — erblickte zwei Männer, die einen Galgen herbeigeschleppt brachten! Da erschrak sie und dachte, ihr letztes Stündlein sei gekommen. Ihren Gemahl ließ sie jedoch weiterschlummern. Die beiden schrecklichen Männer brachten den Galgen ganz nahe heran, pflanzten ihn in die Erde, hoben den schlafenden Guttu empor und hingen ihn an den Galgen. Sie ließen ihn einige Zeit am Galgen hängen; dann nahmen sie den toten Körper herunter und legten ihn wieder auf den Schoß der Prinzessin, — dann verschwanden sie.

Die arme Prinzessin konnte die bösen Männer und ihren toten Gemahl gar nicht richtig sehen: ihre Augen sahen nichts mehr, sie waren blind vom Weinen. Ihr Guttu war tot, und die Arme begann zu jammern: „Ach, sie haben den Geliebten meines Herzens getötet! Auf meinem Schoße lag er, und sie hatten das Herz, ihn mir zu rauben! Wie soll ich mich trösten? Nun finde ich keinen Frieden mehr auf dieser Welt! Man hat mich meines Geliebten beraubt!“

Als sie so jammerte, schlug der Totgeglaubte die Augen auf und fragte erstaunt: „Wer hat dich deines Geliebten beraubt?" „Du lebst noch? Du lebst noch? Siehe, lieber Guttu: wie du eingeschlafen warst, kamen zwei fremde Männer herbei, die einen Galgen mitbrachten und dich an ihm aufhängten, so daß du starbst!" Und so erzählte sie ihm die ganze Begebenheit. Aber Guttu rief jetzt: „Gott sei Dank! Nun bin ich endlich erlöst!" „Erlöst? Wovon?" „Von der Furcht, am Galgen zu sterben!" Hierauf erzählte ihr Prinz Guttu, was er mit jenem Stücke Papier hier im Walde erlebt habe, und sie wunderte sich sehr.

Die beiden Männer waren aber zwei Engel gewesen: Guttu mußte am Galgen sterben; aber weil er damals ein so gutes Werk getan und die vielen Toten begraben hatte, machte Gott ihn wieder lebendig. Denn jene geschriebenen Worte mußten in Erfüllung gehen, und Guttu mußte die Verwirklichung jener Drohung durchkosten; denn geschriebene Worte sind keine Flüchtlinge: sie bleiben!

5. Der stolze König.

Es war einmal ein sehr stolzer König. Bei seiner Geburt hatten ihm nämlich verschiedene Feen Gaben verliehen, und eine unter ihnen hatte gesprochen: „Er soll stolz sein wie ein Pfau!"

Der Knabe wuchs heran: er ward sehr schön, sehr klug, aber auch sehr stolz! Als er nach dem Tode seines Vaters König wurde, nahm sein Stolz immer mehr zu; er behauptete öfter, er sei stärker und mächtiger als alle Menschen zusammen, und niemals könne es geschehen, daß ihn ein Fremder, der ihn noch nie gesehen, nicht sogleich als König erkenne: er sei unter allen Umständen und in jeder Lage sofort erkennbar als König. Einst verstieg er sich sogar zu der Behauptung: selbst im Nachthemd müsse ihn jeder Fremde sofort als König erkennen.

Als der König diese Äußerung tat, befand sich gerade eine alte, gute Fee in seiner Nähe; diese erhob ihre altersschwache Stimme und begann: „Nein, König! Ich wette, daß selbst die Leute, die dich aus- und anzukleiden pflegen, dich nicht erkennen würden, wenn sie dich in einem Gewande sehen würden, in welchem sie dich noch nie vorher gesehen haben!" Der König versetzte: „Du Wahnwitzige! Wie kannst du mir mit dieser Behauptung vor Augen

treten!" „Gut, Herr König!" begann die alte Fee wieder; „ich habe mir schon lange vorgenommen, dich von der übeln Gabe des Stolzes zu befreien, die dir eine böse Fee bei deiner Geburt in die Wiege gelegt hat! Ich wette also, daß die Kleider die Leute machen, und daß es mir binnen einer Woche gelingt, dich hiervon zu überzeugen! Gelingt es mir, so legst du dann deinen Stolz ab und bekennst, früher gefehlt zu haben! Gelingt es mir nicht, so magst du ruhig meinen alten Kopf abschlagen lassen und ihn den Hunden zum Fraße vorwerfen lassen! Meine Haut kannst du zu einem Fußabstreicher verarbeiten lassen, damit sich die, die in deinen Palast gehen wollen, darauf die Füße abtreten können!" Der König nahm die Wette an.

Nach zwei Tagen bekam der König Lust, ein Bad in der nahen See zu nehmen und begab sich mit seinem Hofstaate an das Ufer. Sie mußten einen weiten Weg zurücklegen; zuletzt gelangten sie in eine einsame Bucht. Der König entstieg seinem Wagen, entkleidete sich und schwamm alsbald lustig im Wasser umher. Die Kleider lagen am Ufer. Dann entstieg der König — wie die Höflinge und übrigen Leute meinten — der See, begab sich zu seinen prächtigen Kleidern, zog sie an, bestieg seinen Wagen und fuhr unter dem Jubelrufen der Menge wieder der Stadt zu und nahm auf seinem Throne Platz. Aber — alle hatten falsch gesehen: der wirkliche König stand draußen am Ufer der einsamen Bucht und raufte sich die Haare aus, während man im Palaste die Fee, die die Gestalt des Königs angenommen hatte, mit königlichen Ehren bedachte! Sie hatte den König in der See unsichtbar gemacht, sich in seine Gestalt verwandelt und war dann ans Ufer geschwommen, während der König noch weit draußen im Meere schwamm.

Da war der König schließlich müde geworden und hatte sich wieder dem Ufer zugewendet. Zu seiner Verwunderung erblickte er niemanden am Ufer. Wo waren die Höflinge? Wo die Diener? Wo seine königliche Karrosse? Und wo seine Kleider? Alles war verschwunden! Ihn fror jetzt ganz mächtig in dem kurzen Schwimmröckchen, das nicht einmal bis zu den Knien hinunterreichte. Er begann laut zu rufen, zu schreien. Aber alles umsonst: kein menschliches Wesen ließ sich erblicken, und zudem war die Sonne dem Untergange nahe! Da mußte er sich also beeilen, um noch durch das Stadttor gelassen zu werden. Mühsam hinkte er der Stadt zu

und zog sich dann und wann einen Splitter oder ein kleines scharfes Steinchen aus seinen königlichen Fußsohlen. Als er ans Stadttor gelangte und in die Stadt hineinwollte, schrie ihn der Torwächter an: „Schämst du dich nicht, du Schwein? In solcher Kleidung willst du in die Stadt hinein?" Der Herrscher versetzte: „Schweig, Unglückseliger! Ich bin dein König!" Der Wächter aber rief: „Ha, ha! Sehr schön, mein lieber Esel! Du bist also nicht bloß ein unanständiger Mensch, sondern sogar verrückt! Möchtest du nicht so freundlich sein und dich hier ins Wachtzimmer begeben! Tritt näher, sei gegrüßt, — mein Herr König!" Dabei zwickte ihn der Mann an verschiedenen Stellen seines unbekleideten Körpers, und seine Majestät sprang zehn Spannen hoch in die Luft! „Morgen ist dein Kopf auf einen dieser Pfähle gespießt!" schrie der König in höchster Wut und nahm Anlauf, durch das Tor hindurchzurennen; der Wächter ließ ihn schließlich laufen und lachte sich halbtot über den komischen Mann.

Nun aber begann eine böse Wanderung durch die Stadt; es war der reine Dornenweg! In dichten Scharen liefen die Leute hinter dem Manne im Schwimmanzug her, und Krautstrünke, Paradiesäpfel, Zwiebeln, faule Eier, Steine und andere schöne Sachen flogen dem armen König auf seinen nackten Körper. Zudem bauschte sich das kurze Baderöckchen bei jedem Windstoße in die Höhe, — was allemal einen mächtigen Lacherfolg erzielte! Dann und wann blickte der König um und betonte den ihm nachfolgenden Leuten seine königliche Würde; doch allemal warf man ihn mit einem Paradiesapfel oder einem ähnlichen Dinge ins Gesicht, so daß er es vorzog, diese Aufklärungen einstweilen zu unterlassen. Indem er sich — so schwer es ihm wurde — verleugnete und bezähmte, gelangte er schließlich doch an das Portal seines Schlosses. Schon wollte er eintreten, als die Wache am Tore ihren Stock erhob und ihm, indem sie ihm auf den nur dann und wann bedeckten Körperteil einen derben Schlag verabreichte, anschrie: „Schämt sich dein Gesicht nicht, du Schande der Menschheit, in diesem Aufzuge den königlichen Palast betreten zu wollen?" „Ich bin der König und gebiete dir bei meiner königlichen Ungnade, die dich ohnehin schon getroffen, mich in meinen Palast einzulassen!" „Gemach, mein hoher, gütiger Herr! Gemach! Bei deiner königlichen Ungnade wage ich es nochmals, dir so einen kleinen Hieb zu versetzen: du

sprangst so schön in die Höhe, — wie ein Frosch! Also hoch gesprungen! Noch höher! Noch höher! Wie fühlen sich Majestät jetzt? Hoffentlich wohl und munter!"

Dann kamen noch mehrere Bediente des Königs herbei und riefen, als sie von dem eigentümlichen Gebaren dieses Mannes im Badeanzuge hörten: „Guter Mann, laß doch den Wahn fahren! Der König ist ja vor einigen Stunden von der See zurückgekommen und sitzt jetzt auf dem Throne!" „Und trotzdem bin ich euer König! Ich will euch den Beweis liefern!" Damit begann er diese Diener und alle seine übrigen Diener mit ihren Namen aufzuzählen und die Ausstattung seiner Gemächer zu beschreiben, — aber trotzdem lachten die Diener weiter und trieben ihren Spott mit ihm. So stand der König denn vor seinem Schlosse und zitterte vor Kälte. Einer der Diener holte endlich einen alten Sack und warf diesen — halb aus Mitleid, halb aus Spott — über den bloßen Oberkörper des Zitternden. Der König dachte nach, woher wohl all dieses Ungemach komme — denke du nach und hol einen, der es auch kann! —; da fiel ihm die Wette mit jener Fee ein, und er sprach halblaut für sich hin: „Ja, sie hat recht gehabt! Die Kleider machen die Leute!"

Da stand plötzlich die Fee an seiner Seite und rief: „Hier sind deine königlichen Kleider, o König! Ich hatte deine Gestalt angenommen, und siehe: deine Untergebenen huldigten mir! Du bist nackt und bloß, und siehe: mit Schimpf und Schande überhäufen dich deine Untergebenen, und an deinem Körper sieht man die Spuren von faulen Eiern und anderen Dingen, die sie dir nachgeworfen!"

Der König hatte unterdessen seine königlichen Gewänder angelegt und trat jetzt vor sein Volk und rief mit lauter Stimme: „Von heute an lege ich meinen Stolz ab und verwünsche Eitelkeit und Hoffart! Alle die, welche mir Spott und Schimpf zugefügt, sollen straflos ausgehen, da sie mir zur Erkenntnis verholfen, wie wichtig der äußere Anzug ist und wie sehr das Sprichwort recht hat: Kleider machen Leute! — Und Purpur und Krone machen den König aus!"

Der Fee wollte der König reiche Geschenke zukommen lassen, doch sie lehnte alles ab und sprach: „Ich werde mich glücklich

schätzen, wenn ich von nun an von den strahlenden Gesichtern deiner Untergebenen ablesen kann, daß du gütig und weise über sie regierst!" — Die Geschichte ist zu Ende, und morgen ist ein Festtag!

6. Die schöne Fissuda.

Es war einmal ein König und eine Königin; diese hatten drei Töchter. Die zwei ältesten waren sehr häßlich und gar nicht mehr jung; die jüngste war aber sehr hübsch und jugendfrisch. Da sie alle Leute bevorzugten und verhätschelten, so nannte man sie Fissuda, d. h. die Verwöhnte, und dieser Name blieb ihr. Da sie sehr lebhaft war, so verliebte sie sich in einen Offizier ihres Vaters. Der König ärgerte sich sehr über diese Sache, weil er keinen Offizier zum Schwiegersohne haben wollte. Darum verbannte er den jungen Menschen. Es war aber die Ansicht des Königs und der Königin, daß die jüngste Tochter zuletzt heiraten müsse, denn wenn sie vor den älteren Schwestern in den Ehestand trete, so blieben — so meinten sie — die Schwestern sicher sitzen! So aber könnten sie sich ganz ruhig einen Bräutigam wählen. Da sie aber gar nicht mehr jung und gar nicht hübsch waren, so holte sie keine Seele, und die kleine, schöne Fissuda verzehrte ihr Herz vor lauter Kummer und Trauer um den verbannten Geliebten. Sie bekam Anfälle von Traurigkeit, und gar nichts machte ihr mehr Freude.

Eines Tages sprach die Königin: „Lieber Gemahl, — Fissuda ist sehr krank und will weder essen, noch trinken, — noch schlafen! Wir müssen ihr helfen!" „Nein! Vorher müssen die älteren Schwestern einen Mann bekommen! Sterben wird Fissuda nicht, — ihr Herz kann nicht brechen über so eine Kleinigkeit!" Aber das Mädchen wurde immer elender und schwächer, und der Arzt erklärte: „Ihr müßt das Kind durch lärmende, laute Festlichkeiten aufheitern! Sonst stirbt sie sicher, und ihr tragt dann die Schuld!"

Eines Tages sprach die Königin: „König, — willst du, daß wir ein großes Festessen veranstalten, um unserer kleinsten Tochter eine Freude zu machen? Ich sehe sie in letzter Zeit sehr oft um die Küche beschäftigt, sie scheint für sie Vorliebe zu hegen! Man könnte ihr ja die ganzen Vorbereitungen überlassen, damit sie sich beschäftigt und den Kummer vergißt!" „Gut, — ich mische mich sonst aber gar nicht hinein und überlasse ihr alle Anordnungen! Viel-

leicht findet sich während der Festtage auch ein Bräutigam für die ältesten Töchter! Es ist höchste Zeit, — sonst verholzen sie!"

Nun müssen wir aber wissen, daß die junge Fissuda wirklich eine Vorliebe für die Küche hatte: der erste Koch glich dem verbannten, von ihr geliebten Offizier aufs Haar!

Und es war wirklich jener Offizier, den jedoch niemand außer Fissuda erkannt hatte. Nun heckten beide einen schlauen Plan aus, um den alten König zu bestimmen, beide aneinander zu verheiraten. Fissuda bat nämlich ihren Vater, ihr doch zu gestatten, den Eingeladenen drei Wünsche vorzutragen und ausrufen zu lassen: „Derjenige, welcher imstande ist, diese drei Wünsche meiner Tochter zu erfüllen, soll sie zur Frau bekommen, und wäre es nur ein armer Koch!" Zuletzt gab der König nach und ließ diese Worte ausrufen. Alle Eingeladenen waren neugierig, was nun wohl geschehen würde, und mancher Prinz dachte sich schon als Bräutigam der schönen Prinzessin. Sie sprach: „Ich will eine Suppe, die aus lauter kleinen Zungen von Kanarienvögeln zusammengesetzt ist!" Alle schüttelten erstaunt die Köpfe, und niemand hatte Hoffnung, der Prinzessin diesen Wunsch erfüllen zu können. Niemand meldete sich; doch zuletzt rief der verkleidete Offizier: „Ich bin kein schlechter Koch und würde mich freuen, der Prinzessin dieses Vergnügen zu schaffen! Doch muß ich ganz allein kochen dürfen." Nun ging er in die Küche und bereitete einen Teig. Diesen Teig schnitt er in kleine Formen von der Gestalt von Vogelzungen, und bald hatte er eine ganze Ladung solcher Zungen vor sich. Den wenigen Vögeln aber, die er hatte auftreiben können, schnitt er die Zungen aus und stellte sie auf die Seite. Die Teigzungen buk er nun und setzte sie dann den Eingeladenen vor. Alle riefen: „Sehr, sehr gut! Woher nur diese Unzahl Zungen stammen? Woher konnte er nur so viele Zungen auftreiben?" Einige riefen: „Ach, — es werden gar keine echten Zungen sein! Er soll uns einmal rohe Zungen zeigen und beweisen, daß er wirklich welche hatte!" Sogleich ließ der kluge Koch die echten Zungen holen und zeigte sie vor; auch dem Könige präsentierte er die gebratenen und die rohen Zungen, und dieser staunte sehr.

Die Eingeladenen hegten aber noch immer Zweifel, und darum riefen sie: „Wir wollen die Federn der Vögel sehen!" Da ging der „Koch" hinunter, bestrich den Küchenwedel mit Pech und streute die

gelben Federchen darauf; hierauf trug er diesen Fächer in den Saal und überreichte ihn der Prinzessin. Die sprach: „Ich sehe, daß dieser Koch wirklich Vogelzungen verwendet hat! Nun aber geben wir ihm eine schwerere Aufgabe: ich will ein Ragout haben, das aus Papageienzungen besteht!" Alle Gäste und die übrigen Köche schüttelten die Köpfe, weil sie vermuteten, dieses Verlangen wäre nicht ausführbar. Aber jener stellte auf dieselbe schlaue Weise das verlangte Ragout her. Kaum war es fertig, so trug er es auf, und die Gäste fanden dieses Essen ausgezeichnet!

So hatte er nun auch den zweiten Wunsch der Prinzessin erfüllt, und die Leute lobten seine Kunst sehr. Da rief sie laut: „Nun spreche ich meinen dritten Wunsch aus: ich will, daß man dieses Eiweiß hier für mich und meine Schwestern in drei ganz gleiche Portionen teile! Keine darf mehr oder weniger bekommen als die andere!" Alle Prinzen und Gäste versuchten, das Eiweiß in drei Teile zu teilen, aber umsonst! Jedesmal zog es sich am Löffelchen hinauf, oder es blieb mehr als die Hälfte im Teller zurück. Die Teilung war ganz unmöglich!

Da war großes Leid unter den Gästen! Jetzt erhob sich der „Koch" und rief laut: „Ich will diese Teilung vornehmen und bin sicher, den Wunsch der schönen Prinzessin erfüllen zu können!" Und hiermit nahm er den Teller samt dem Eiweiß, ging in die Küche und — erwärmte den Boden des Tellers, so daß das Eiweiß gerann. Dann trug er es wieder in den Festsaal, setzte es auf die Tafel holte ein Messer heraus und teilte das Eiweiß richtig in drei gleiche Portionen. Die Eingeladenen jubelten und freuten sich über den guten Einfall des Koches; aber die Prinzessin stand auf und rief: „Der Koch ist mein Bräutigam! Er hat alle meine Wünsche erfüllt, und darum muß ich mein gegebenes Wort halten!" Der König rief: „Aber Tochter, — du kannst doch, im Namen Gottes, keinen Koch zum Manne wählen!" „Vater, — ich wollte einen Offizier, und du schicktest ihn in die Verbannung!" „Ja, — es wäre besser gewesen, er wäre hier geblieben! Ihn hätte ich doch noch lieber zum Schwiegersohn gehabt! Ein Koch ist aber doch gar zu wenig und paßt nicht in das Schloß!"

Unterdes war der Koch hinausgegangen. Im Nebenzimmer kleidete er sich schnell um, und nach einigen Minuten stand er wieder im Saale, und zwar trug er das schöne Kleid eines Offi-

ziers! Die Prinzessin bat: „Vater, — sieh, er ist so hübsch, und dieses Kleid steht ihm so gut! Er ist ja auch gar kein Koch! Er ist mein Offizier!" „Ja, — du sollst ihn erhalten! Nur will ich vorher die beiden Erstgeborenen verheiraten!" Darauf der Offizier: „Herr König, überlaß mir diese Arbeit! Ich suche deinen zwei Töchtern einen Bräutigam! Er hatte sich nämlich vorher mit seiner Braut verabredet und von ihr erfahren, welche Prinzen die Schwestern zur Not nehmen würden. Nun rief er: „Dieser Prinz heiratet die erste Schwester, und jener Prinz heiratet die zweite Schwester! Ich nehme auf jeden Fall die jüngste!" Alle Eingeladenen freuten sich über diese Worte des Offiziers, und hierauf feierte man die Hochzeit der drei Paare, welche sieben Tage dauerte.

7. Die Weisheit Salomos.

Es lebte einmal ein sehr alter Mann, der zwei Söhne hatte. Vor seinem Ende teilte er sein Hab und Gut in zwei gleiche Teile und übergab es den zwei Söhnen. — Obwohl das Erdreich seines Besitztums überall gleichartig war, obwohl die zwei jungen Männer fleißig arbeiteten und genügsam lebten, so kam doch das Anwesen des einen Bruders immer mehr herunter, während der andere immer reicher wurde.

Da dachte sich der erste: „Mein Bruder muß wohl irgend einen Zauberspruch kennen, weil er sich so schön in die Höhe zu bringen versteht! Ich bin doch auch sehr fleißig und lebe sparsam und bebaue mit Emsigkeit meine Felder und suche mir immer gute Arbeiter aus! Ich will doch einmal sehen, was sich da machen läßt!" Überall begann er nun herumzufragen, um sich weisen Rat zu erholen; aber niemand konnte ihm ein Zaubermittel nennen. Zuletzt sprach ein alter Mann: „Es lebt weit von hier ein durch große Weisheit ausgezeichneter Knabe mit Namen Salomo! Der würde dir sicher die gewünschte Auskunft geben! Geh nur hin nach Jerusalem und frage nach ihm! Er ist der Sohn des Königs!"

Der Mann reiste nun, nachdem er seiner Frau den Plan mitgeteilt, nach Jerusalem und fragte nach dem Sohne des Königs. Die Leute versetzten: „Er balgt sich gerade auf dem großen Platze dort mit den andern Kindern herum!" „Wie kann ein Kind, das mit seinen Spielgefährten herumtollt, mir einen weisen Rat erteilen?"

dachte der Bauersmann und begab sich auf den großen Spielplatz der Kinder von Jerusalem. Dort zeigte man ihm den Gesuchten, — und wirklich: der balgte sich mit seinen Spielgenossen herum, — er war ja eben selbst ein Kind!

Der Malteser ging auf ihn zu und sagte: „Gebieter, — ich grüße dich!" „Was willst du?" „Ein Wort von dir — ein Wort der Weisheit, — Gebieter!" „Dann aber schnell gesagt, was du willst! Ich kann keine Zeit verlieren!" Der Malteser begann nun seine Geschichte recht umständlich zu erzählen; der kleine Salomo rief ungeduldig: „Fasse dich doch kurz! Ich muß weiter spielen!" Da gab ihm der Malteser seinen Wunsch in wenigen Worten zu erkennen, und als Antwort erhielt er vom kleinen Salomo: „Früh aufstehn! Spät zu Bett gehn!" Dann drehte sich der Knabe um und fing wieder an, mit seinen ungestümen Spielgefährten umherzutollen. Der Malteser blieb wie eine Salzsäule stehen und dachte sich: „„Früh aufstehn! Spät zu Bett gehn!"" Als ob ich das nicht selber gewußt hätte! Wie konnte ich auch nur so einfältig sein, dieses Kindes wegen die große Reise zu unternehmen! Was berichte ich nun meiner Frau? Die wird mich ob meiner Einfalt schön verspotten!" Nun begann er nachzudenken und sich eine Ausrede zu ersinnen, und zuletzt hatte er einen guten Einfall! Er erstand einen aus Silber gefertigten Apfel und nahm ihn mit nach Malta. Seiner Frau berichtete er: „Diesen Apfel kann man öffnen, er enthält ein Zaubermittel; aber ich muß ihn noch spät in der Nacht, sowie des Morgens früh überall im Hause, in den Ställen, auf den Feldern und in den Gärten herumtragen!"

Und das tat er, obwohl ihm die ganze Sache lächerlich erschien. Doch wie erstaunte er, als er einst spät in der Nacht gewahrte, wie einer der Knechte sich zu den Feigenbäumen begab, einen Sack mit Feigen füllte und ihn aus dem Gehöfte trug! Gleich darauf sah er, wie ein anderer Knecht über den Hof eilte und einen mit Weizen vollgestopften Sack zum Tore hinaustragen wollte. Er rief ihn an, und es zeigte sich, daß der ungetreue Knecht diesen Weizen für eignen Vorteil zum Verkaufe bestimmt und dieses Stückchen schon öfters ausgeführt hatte. Dann hörte der Mann ein eigentümliches Geräusch, und wie er sich über die Feldumfriedigung bog, gewahrte er, wie ein großer Bund Klee von seinem Speicher auf das Feld des Nachbars geworfen und von diesem aufgefangen wurde! „Der wilde

Junge scheint doch nicht ganz toll zu sein!" dachte der Mann und begab sich zu Bette.

Schon sehr früh stand er wieder auf, um den Apfel wieder herumzutragen. Diesmal empörte er sich über die faulen, trägen Knechte, die noch schliefen, während die Sonne schon längst am Himmel stand! Dann sah er, wie die Milchentnehmer nicht sofort ihre Milch erhielten, und auch nicht genug von ihr: ein Teil der Milch wurde von den Angehörigen der Bediensteten durch ein Hinterfenster in Empfang genommen. Die für den Markt bestimmten Gemüse lagen welk und unbespritzt in einer Ecke! Die Hühner fraßen die Eier, weil diese niemand sammelte! — „Dieser Schlendrian darf nicht mehr weiter gehen!" dachte der Mann bei sich, und er nahm sich vor, an jedem ihm weiterhin von Gott geschenkten Tage die gleiche Aufsicht zu üben und den Apfel herumzutragen. Und siehe! Sein Anwesen blühte wieder auf, — er konnte seine Schulden tilgen und sich manchen Groschen zurücklegen! Seinen Kindern aber sagte er immer: „Früh aufstehn! Spät zu Bett gehn!"

8. Von der Prinzessin, die schön und dabei dumm war, und dem Riesen, der sehr klug war.

Es war einmal ein König und eine Königin; sie hatten zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Das Mädchen war nun unter den Schönen die Schönste, aber — unter den Einfältigen die Einfältigste! Der Prinz aber war sehr aufgeweckt; zum Begleiter und Freunde hatte er sich einen Riesen erwählt, dessen Alter dem seinigen gleichkam. Dieser junge Riese hatte nun die Gewohnheit, während des Tages in den Straßen der Stadt herumzulungern und nach hübschen Mädchen Umschau zu halten. Hatte er da an einem Fenster den Topf mit den Nelken oder dem Basilikum bemerkt, so überbrachte er diese Nachricht eiligst dem Prinzen, und in der nächsten Nacht begaben sich dann die beiden unter das betreffende Fenster und spielten die Gitarre und sangen Lieder. Es war das eben Brauch, und der junge Prinz liebte schöne Mädchen gar sehr und freute sich, wenn er mit ihnen schäkern konnte.

Doch eines Tages befielen ihn die Pocken; er erblindete und starb. Die Eltern waren in Verzweiflung, — hatten sie doch nicht nur den Sohn, sondern auch den Thronerben verloren! Wer sollte

nun der Nachfolger des Königs werden? Wer hätte jemals so gut regieren können wie der Verstorbene? — Die Königin hatte nun schon lange den sehnlichen Wunsch, ihre schöne Tochter als Braut zu sehen, und als Frau und Mutter. Aber das Mädchen hatte keine Lust, die Eltern zu verlassen, und besonders nach dem Tode des Bruders tröstete sie die weinende Mutter immer mit den Worten: „Beruhige dich, Mutter meines Herzens, — ich verlasse dich sicher nicht, — ich bleibe bei dir!“ Die Mutter erwiderte stets: „Du sprichst leere Worte, meine Tochter! Ein Bewerber wird kommen und dich von meiner Seite entführen! Du bist ja doch nicht anders wie die übrigen Mädchen, und wirst eben heiraten!“ „Nein, Mutter, — ich will nicht heiraten!“

Nachdem die Trauerzeit um war, begann die Mutter, ihre Tochter zur Truhe hinzuführen und ihr das Goldgeschmeide, die Perlen und all die kostbaren Sachen zu zeigen. Sobald aber die Tochter an irgend einem Schmuckstücke Gefallen fand und es sich als Geschenk erbat, so versetzte die Mutter: „Nein, — diese Perlen, diese Armbänder, diese Ohrringe gebüren nur verheirateten Frauen und Bräuten: sobald du als Braut vor mir stehst, gebe ich dir diese Geschmeide von Herzen gern! Sieh, — hier ist auch die Hochzeitsjacke; deine Urgroßmutter, deine Großmutter und ich, deine Mutter, haben sie getragen, und auch dich soll sie an deinem Ehrentage zieren!“ Diese Jacke war nun sehr wertvoll, da sie ganz mit Goldfäden, Perlen und Edelsteinen benäht war. — Diese Ermunterungen und Versprechungen der Mutter vermochten endlich das Mädchen umzustimmen und es zum Heiraten geneigt zu machen.

Nun wollte sie einen Vetter zum Manne nehmen, der sie schon lange liebte; aber mehr war ihr um das kostbare Geschmeide zu tun! — Die Mutter erklärte sich einverstanden, doch dem Könige war es nicht recht, da er sich zum Schwiegersohne einen weisen, verständigen Mann wünschte, der ihm in jeder Beziehung den verstorbenen Sohn ersetzen könne. Der Vetter aber war ein Offizier und nur dazu gut, sich an die Seite seines Bäschens zu setzen und verliebte Augen zu machen! Für den Thron war er nicht brauchbar, da er keine Klugheit besaß. Aber obwohl der Vater seiner Tochter ob ihrer Neigung Vorwürfe machte und sie von ihrer Liebe zu heilen bemüht war, steifte sie sich darauf, den Vetter zu heiraten, — um so mehr, da die Mutter sie unterstützte.

Einst gab nun der König ein Fest, und unter den Eingeladenen befand sich der Vetter der Prinzessin, sowie der junge Riese, der Freund des verstorbenen Sohnes. Während des Mahles kroch unter den Blättern der Früchte, die zierlich aufgeschichtet auf der Tafel lagen, eine große Schnecke hervor. Der König bemerkte das Tier, und um auf die Eigensinnigkeit seiner Tochter eine Anspielung zu machen, rief er laut: „Wer meine Tochter zur Braut haben will, muß ihr erst die Hörner abschneiden!" Die Eingeladenen bemerkten die Anspielung nicht, und wie der König fortfuhr im Sprechen und abermals dem seine Tochter als Braut versprach, der ihr die Hörner abzuschneiden imstande wäre, rief der Vetter: „Hältst du dein Wort?" „Ja, — du bekommst sie zur Braut, falls du die Hörner abschneiden kannst!" Da ergriff der Offizier — die arme Schnecke und wollte ihr die Hörner abschneiden. Aber so oft er sie berührte, zog sie sie ein, und es schien unmöglich, ihnen beizukommen. Ganz verzweifelt legte er das Tier wieder hin. Nach ihm versuchten das Stück noch mehrere der Eingeladenen. Wie es aber niemandem gelang, rief der junge Riese: „König, — gibst du sie mir zur Braut, wenn ich deinen Wunsch erfülle?" „Ja!" Da legte der Riese ein grünes Blatt vor die Schnecke hin; diese kam ganz ruhig darauf zu und fing an, das Blatt zu verzehren. Dabei streckte sie die Hörner heraus und hatte keine Furcht. Der Riese aber drückte seine Daumennägel von der Seite an die Fühlhörner der Schnecke und knipste sie ab. — Der König hatte seinen Ausruf eigentlich nur getan, um zu sehen, ob der Vetter seiner Tochter ihn begriffe. Nun aber hatte der Riese die Prinzessin gewonnen!

Doch der König wollte ihm seine schöne Tochter nicht geben, sondern hatte vor, ihm noch eine Probe aufzuerlegen. Als sie nun wieder einmal bei einem Festschmause versammelt waren, gab es auch Seeigel auf der Tafel, und diesmal rief der König: „Wer meine Tochter zur Braut begehrt, muß einen Seeigel verschlucken! Aber samt den Stacheln!" Da sprang der Vetter auf, ergriff eins der stachligen Tiere und führte es zum Munde. Aber kaum berührten die Stacheln seinen Mund, als sich die Lippen blutig färbten! Als die Braut seine Not sah, rief sie unter Tränen: „Ach quäle dich nicht! Blut hast du an den Lippen, und ich will dich nicht leiden sehen!" Da legte der Vetter den Seeigel hin, und die übrigen Eingeladenen machten dieselbe Probe auch umsonst! Der König freute sich; der

Riese aber rief mit lauter Stimme: „Ich werde ihn verschlucken!“ Dann bat er um etwas Honig und Melonenkerne. Schnell überbrachte man das ihm; er aber nahm zwei scharfe Scherben her und zerteilte mit ihnen das hartschalige Tier zu Brei, mischte Honig und die Melonenkerne hinzu und begann, diesen Teig aufzuessen. Bald war er mit dem Essen fertig und meldete dies dem Könige. Dieser war sehr erstaunt über die bestandene Probe und mußte sich bereit erklären, seine Tochter dem Riesen zur Braut zu geben.

Unglücklicherweise entstand zu dieser Zeit unter den Häuptlingen der verschiedenen Stämme des Reiches eine aufrührerische Bewegung: sie gaben dem Könige zu verstehen, daß sie sich diesmal weigerten, ihre Abgaben zu zahlen. Also hatte der König nicht genug Geld, seiner Tochter den Brautschatz zu geben. Darum ließ er verkünden: „Wer mir den rückständigen Tribut jener Rebellen einliefert, der erhält meine Tochter zur Frau!“ Natürlich bemühten sich viele junge Männer, den Wunsch des Königs zu erfüllen, aber das Unternehmen war zu schwierig. Da wollte sich nun der Riese auch aufmachen; vorher aber begab er sich zum König und sprach: „Wenn ich dir den fälligen Tribut bringe, gibst du mir dann auch sicher deine Tochter zur Frau?“ „Ja! Ich gebe dir auch noch mehr, und zwar einen bestimmten Teil der überbrachten Gelder!“ „Also du gibst mir deine Tochter und noch einen Teil Geld, — soviel du willst natürlich?“ „Ja, soviel ich will!“ „König, bitte, schreibe mir diese Worte auf, damit ich ruhiger Seele meiner Sendung nachgehen kann!“ „Ja, — und was soll ich schreiben?“ „Daß du mir — falls ich dir die Abgaben überbringe — deine Tochter zur Frau gibst, sowie an den Geldern ‚soviel als du willst‘!“ „Gut, — dieser Pakt ist nicht im mindesten verfänglich!“ murmelte der König und schrieb die Worte in dieser Fassung eigenhändig auf. Der Riese freute sich aber im Herzen und reiste eilig ab. Der König freute sich auch: die Stämme waren in Aufruhr und würden den Riesen selbst nicht schonen; auf diese Weise würde er sich des ungestümsten aller Bewerber entledigen! Denn er wünschte sich den Riesen gar nicht zum Schwiegersohne, da dieser von geringerer Herkunft und nicht von Adel war. Nur ungern hätte er ihn auf dem Throne gesehen.

Der Riese ging also zu den aufrührerischen Stämmen und suchte sie durch klug gewählte Worte zum Guten zu bekehren. Er legte ihnen ihre Pflicht der Dankbarkeit gegenüber dem Könige dar und

sprach freundliche, verständige Worte. Aber die Leute wollten nicht hören, sondern fingen an, laut zu schreien und sich wild zu gebärden. Sie riefen: „Wir können die verlangten Abgaben nicht bezahlen! Die Ernten sind vernichtet! Die Zeit des Hungerns steht uns und unseren Kindern bevor! Wir zahlen diesmal den Tribut nicht! Welchen Vorteil haben wir, wenn wir die Steuer bezahlen? Warum beansprucht sie der König? Welche Gegenleistung dürfen wir erwarten?" Der Riese ließ sie schreien und wüten; zuletzt aber lud er die fünfzig Häuptlinge zusammen vor sich; sie bildeten eine stattliche Schar. Jetzt ließ er einundfünfzig Öllämpchen holen. Ein Lämpchen zündete er an, nahm es in die Hand und rief mit lauter Stimme: „Seht, — dieses Licht bedeutet den König! Er ist das Licht, und ihr erhaltet euren Glanz von ihm; ihr glänzt also infolge eures Zusammenhaltens mit dem Könige! Ohne euren Beistand könnte aber auch sein Licht nicht den Schein von sich geben, den ich euch jetzt zeigen werde! Seht her!" Dann ging er auf einen Häuptling zu, hielt sein eigenes Licht an dessen Lämpchen und zündete jenes an. Das wiederholte er bei den anderen Häuptlingen. Dann sprach er: „Ihr seht nun, daß der König nur mit eurer Hilfe sein Licht leuchten lassen kann!" Dann ging er auf den ersten Häuptling zu, löschte sein eigenes Licht aus und zündete es wieder am Lämpchen jenes Häuptlings an. Dann verlöschte er es wieder und wiederholte das bei allen übrigen; dann rief er: „Durch euer Licht habt ihr das Licht des Königs hell leuchten lassen; wer unter euch hat einen Abbruch des eigenen Lichts dadurch erlitten?" „Ich nicht! — Ich auch nicht! — Wir alle nicht! — Unser Licht hat noch den früheren Schein!"

Doch es hatten die Häuptlinge die Handlungsweise des Riesen noch nicht genügend verstanden; darum fing der Riese nun an, klug gewählte Worte zu sprechen, und sagte: „Da eure Lichter durch die Abgabe von Licht nicht an Schein eingebüßt haben, so würdet auch ihr nichts einbüßen, wenn ihr den Tribut zahltet! Je mehr ihr seid, desto leichter wird es euch fallen! Je größer die Zahl, desto kleiner die Summe, die den Einzelnen trifft! Laßt euch das Recht ja nicht nehmen, den Glanz des Reiches durch eueren Beitrag zu mehren! Der Widerschein fällt doch auf euch zurück!" Da schauten sich die Versammelten an und verständigten sich und beschlossen, ohne Widerrede den verlangten Tribut zu zahlen. Sogleich begann das Ein-

sammeln, und in wenigen Tagen standen fünfzig Säcke voll Goldstücke vor dem Riesen. Er lud sie auf die Lasttiere und reiste nach der Stadt des Königs ab.

Der König freute sich über das Geld, und der Riese sprach: „König, — ich habe dir den Tribut der Stämme geholt; nun erfülle dein mir gegebenes Versprechen!" Da zählte der König das Geld und fand, daß es gerade dreißigtausend Goldstücke waren. Dann sprach er: „Ich habe dir meine Tochter versprochen und gebe sie dir! — Ich habe dir auch soviel Geld zu geben versprochen, als ich will! Hier schenke ich dir zehntausend Goldstücke! So viel will ich dir geben!" „Und wieviel willst du?" „Ich will Zwanzigtausend!" „Also gehören mir doch zwanzigtausend Goldstücke! Wir haben es doch so ausgemacht, daß ich soviel bekomme, als du willst! Und hier hast du es selber auf das Papier geschrieben! Du willst Zwanzigtausend, — also muß ich sie bekommen!" Der König konnte sich nicht herausreden und mußte das verlangte Geld hergeben! — Dann wurde die Hochzeit gefeiert.

Nachdem die sieben Tage der Hochzeit um waren, brach der Riese mit seiner jungen Frau auf, um sich in einem fremden Lande eine Heimat zu suchen und ein Reich zu gründen. Es waren nun eine große Anzahl von Hofdamen und Sklaven mit zahlreichen Kamelen zur Begleitung und Beförderung vorhanden. Mehrere Kamele trugen ungeheure Lasten, lauter Kostbarkeiten und Edelsteine! Der Riese war besorgt, der Zug möchte in der Wüste von Räubern überfallen und die Kamele geraubt werden. Darum sprach er zu seiner Frau: „Höre, wir lassen die mit den Schätzen beladenen Tiere hier dicht an unserer Seite gehen! Doch unter den Begleitern streuen wir das Gerücht aus, wir hätten die Schätze schon mit vorher abgesandten Kamelen vorausgeschickt. Auf diese Weise führen wir die Räuber irre!" Die junge Frau konnte aber nie ein Geheimnis bewahren und darum sprach sie zu den Damen ihres Gefolges: „Alle unsere Schätze liegen auf den Kamelen die an unserer Seite gehen! Auch die Geschenke, die ich euch nach der Ankunft geben werde, sind darunter!" Die Damen sprachen mit den Dienerinnen, diese mit den Sklaven, und die Sklaven mit den Räubern über diese Sache, — und eines Tages kamen die Räuber heran und raubten alle Kamele. Der Riese und seine Frau waren nun arm!

Er sprach jetzt: „Sieh, — nun kann ich dir nach unserer Ankunft

nicht den versprochenen Palast bauen! Wir sind arme Leute!" Sie grämte sich sehr und mitten in der Wüste starb sie. Man begrub ihren Leichnam unter Palmen, und bevor sich der Zug wieder in Bewegung setzte, schnitten sich die Frauen Haarsträhnen ab und befestigten sie an den Fahnen über dem Grabe. Dann zogen sie weiter. Der Riese bemühte sich dann, allein ein Reich zu gründen. Aber er blieb arm und einsam! — Hat er aber noch kein Reich gegründet und lebt er noch, so ist das ein Zeichen dafür, daß er noch nicht gestorben ist.

9. Sonne und Mond, das tanzende Wasser und der singende Vogel.

Einmal saßen drei Mädchen am Fenster und spannen. Eine sagte: „Ach, hätte ich doch tausend Goldstücke! Da hätte ich genug, um schön leben zu können!" „Nein, — ich möchte zweitausend Goldstücke haben, um bequem leben zu können!" sagte die zweite; und die dritte rief: „Ich aber möchte den jungen König heiraten!" Der Genannte ritt zufällig vorbei, und da er die drei Wünsche vernommen hatte, so rief er in die Kammer: „Was ist euer Begehr?" „Ich wünschte mir tausend Goldstücke, um schön leben zu können!" Da gab er der Ältesten sogleich tausend Goldstücke. Dann fragte er die Zweitälteste: „Und du?" „Ich hatte Verlangen nach zweitausend Goldstücken!" Er gab sie ihr ebenfalls sogleich, und als er sich zur Jüngsten wandte, rief diese: „Und ich wollte den jungen König heiraten!" Und er wollte sie auch heiraten, da sie ihm gefiel. Aber als er sein Abenteuer zu Hause erzählte, da wollte seine böse Mutter es nicht und verbot ihm, jene als Königin ins Haus zu führen. Aber zuletzt heiratete er sie doch, und die Mutter ärgerte sich halb krank. Der König freute sich sehr darauf, Kinder zu erhalten und beschloß, ihnen, wären sie ein Mädchen und ein Knabe, die Namen Sonne und Mond zu geben.

Bald nach der Hochzeit mußte der König in den Krieg ziehen. Vor seiner Abreise trug er seiner Frau und auch seiner Mutter auf, gut für die Kinder zu sorgen und sie zu behüten, wie die eigenen Augäpfel! Dann ritt er in den Krieg.

Seine Frau gab nun zwei schönen Kindern das Leben, aber als die böse Schwiegermutter das sah, wurde sie sehr ärgerlich und packte

die zwei armen Kinder in eine Kiste, die sie ins Meer werfen ließ. Die junge Mutter jammerte und weinte; aber umsonst! Zuletzt riß die böse Alte die arme Frau aus dem Bette und ließ sie in den tiefsten der Keller werfen. Dann schrieb sie ihrem Sohne, dem Könige, seine Frau hätte einen Kater und eine Katze zur Welt gebracht, und sie habe die Tiere in das Meer geworfen und die Mutter in den Keller gesperrt, ferner bat sie um Auskunft wegen der jungen Frau. Der König ward sehr traurig, aber auch sehr zornig über seine böse Frau, und schrieb seiner Mutter, sie möge die Frau in den dunkelsten Kerker werfen.

Jetzt sprechen wir wieder über die zwei Kinder, die ins Meer geworfen worden waren. Ein Fischer fuhr am Gestade hin, und da er dachte, in der sinkenden Kiste befände sich etwas Wertvolles, so holte er sie in sein Boot. Seine Frau zog dann daheim die Kinder auf. Sie wurden groß.

Einst sagte die Fischersfrau: „Kinder, ich kann euch nicht mehr ernähren; ihr müßt in die weite Welt gehen!" Da machten die beiden sich auf und gingen. Mond — der Knabe — hatte aber einen langen Stab in der kleinen Hand und wollte ihn nicht loslassen. Sie begannen nun zu gehen — gehe und hole jemanden, der's auch tut! —, aber der Weg war so lang, so steinig. Die Leute sagten: „Kinder, woher seid ihr gekommen?" „Der Herr hat uns die Eltern genommen!" „Kinder, wohin soll die Wanderung sein?" „Wohin uns führt das Christkindlein!" Und sie liefen fort, um die neugierigen Leute nicht länger zu sehen! Dann wurde es Nacht, und der Knabe steckte den langen Holzstab in die Erde: auf einmal stand ein prächtiger Palast da! Sie gingen hinein, und der Palast gefiel ihnen sehr, da er sehr schön war. Einsam lebten sie längere Zeit zusammen in diesem Palaste und waren glücklich. Der Palast war ein wunderbares Gebäude, und die Kinder brauchten wirklich gar nichts zu arbeiten, da täglich das erwünschte Essen frischgekocht auf den gedeckten Tischen erschien.

Die alte, böse Königsmutter hatte nun durch eine Zauberin nicht nur die Rettung der Kleinen vernommen, sondern auch deren Aufenthalt erfahren; sie war sehr ärgerlich, daß ihre böse Absicht auf eine so eigene Weise vereitelt worden war. Darum sagte sie zur Zauberin: „Höre, — wie soll ich es anstellen, um sie zu töten?" „Ich weiß es genau; nur möchte ich erst selber hingehen, um zu sehen, was

sie für Brot essen!" Sie machte sich also auf und ging zu den Kindern; sie kleidete sich sehr schön an und klopfte an die Tür. Die Kinder öffneten ihr; sie rief: „Ach, ach, — wie schön ist dieser Palast! Bitte, — führt mich herum; ich möchte sehen, wie seine Einrichtung ist!" Die Kinder führten sie jetzt herum, und zuletzt sagte sie: „Ach, ihr habt alles sehr schön! Nur etwas Seltenes fehlt hier!" „Was denn?" „Der singende Vogel und das tanzende Wasser! Weit, weit von hier liegt Busies; dort sitzt der singende Vogel auf dem grünen Baume. Und in Bugebda findet man das tanzende Wasser! Habt ihr nicht Mut und Lust, diese Sachen zu holen?" Der Knabe versetzte: „Ach, — es ist leicht, diese Sachen zu holen! Ich werde hinreisen und sie holen!" Freudig lief die Alte zur bösen Königin und berichtete ihr alles. Der Knabe aber sprach: „Sonne, ich gehe; bitte, behalte du diesen Ring! Sollte mir etwas zustoßen, so wird der Ring sofort schwarz, und du kannst mich als Toten beweinen!"

Auf seiner Wanderung erblickte der Knabe alsbald einen Alten. Er lief auf ihn zu und begann mit zarter Stimme zu fragen: „Großvater, wo ist der singende Vogel?" „Du mußt weiter und immer weiter wandern! Zuletzt triffst du einen Mann, der noch älter und weiser ist als ich! Stelle die gleiche Frage an ihn; ist es ihm möglich, so antwortet er dir! Geh hin!" Der Knabe dankte und ging eilig weiter. Dann sah er wieder einen Alten und sprach zu ihm mit zarter Stimme: „Großvater, wo ist der singende Vogel?" „Du mußt weiter und immer weiter wandern! Zuletzt triffst du einen Mann, der noch älter ist und noch weiser als ich! Stelle die gleiche Frage an ihn; und ist es ihm möglich, so antwortet er dir! Geh hin!" Der Knabe dankte und ging eilig weiter. Dann sah er einen dritten Alten und legte ihm dieselbe Frage vor. „Mein Sohn, der singende Vogel lebt in Busies. Busies aber ist weit entfernt von hier. Dort wirst du einen schönen Palast mit deinen Augen sehen! Die Treppe ist von Gold. Sagst du nun das Richtige, so wird sie dich hinaufgehen lassen. Sag also: „„Ach, schöne Treppe! Ich hatte das Glück dich zu betreten! Wie freue ich mich!"" Dann gelangst du zu einer Türe; sprich: „„Ach, schöne Türe! Ich hatte das Glück durch dich hindurchzugehen! Wie freue ich mich!"" Dann wirst du den grünen Baum sehen; sogleich rufe: „„Ach, herrlicher Baum, ich hatte das Glück unter dich zu treten! Wie freue ich mich!"" Auf dem Baume sitzen viele, schöne Vögel, die nicht nur bunte und gefleckte Federn haben,

sondern auch sehr schön singen. Rühre aber keinen von diesen Vögeln an! An den Stamm geschmiegt sitzt traurig ein graues Vögelchen: dieses mußt du nehmen! Auch wirst du dort viele Männer aufgeschichtet sehen. Das sind die Leichen derer, die dies Wagstück vor dir unternahmen! Das tanzende Wasser findest du nicht weit von dort, in Bugebda. Hast du den Vogel und das tanzende Wasser richtig verwahrt, so wende dich zur linken Mauer; dort hängt eine Schale mit dem Wasser des Lebens! Brich alsdann einen Zweig vom Baume, tauche ihn in das Wasser und besprenge die Vögel und Leichen damit! Dann aber laufe fort und schau dich nicht um!"

Der Junge dankte und ging eiligst nach Busies. Er fand alles so, wie es ihm der Weise vorhergesagt, und keines seiner Worte vergaß er. Als er den traurigen Vogel sah, ergriff er ihn, und ebenso auch das tanzende Wasser. Kaum befand sich der Vogel in den Händen des Knaben, als er begann, mit den Flügeln wie wild um sich zu schlagen; dann beruhigte er sich und fing an, köstlich zu singen. Der Junge holte dann das Wasser des Lebens aus Bugebda herbei und sprengte es über die schreienden Vögel; diese starben sämtlich. Er sprengte es nun über die Leichen; diese standen auf, und der Junge floh erschreckt aus dem Palaste!

Nun müssen wir wieder von seiner Schwester reden! Sie war sehr traurig, weil der Bruder sie allein gelassen hatte. Doch wiederum freute sie sich, daß der Ring seine glänzende Farbe behielt: also war der geliebte Bruder noch lebendig! Und endlich brachte er ihr den singenden Vogel und das tanzende Wasser.

Einst hörte die böse Königin hiervon, und sie ärgerte sich. Ihr Sohn war unterdes aus dem Kriege heimgekehrt. Seine arme Frau holte er nicht aus dem Gefängnisse heraus, weil er immer noch glaubte, seine Frau hätte einer Katze und einem Hunde das Leben geschenkt. Einst hörte er von dem schönen Palaste reden und ging hin, um sich die Pracht mit eigenen Augen anzusehen. Er wußte nicht, daß er seinem Mond und seiner Sonne gehörte, und die Kinder erkannten den Vater auch nicht. Er lobte den singenden Vogel und das tanzende Wasser; dann sagte er: „Übermorgen gebe ich ein großes Mahl und lade euch mit ein. Bitte, kommt und bringt den singenden Vogel mit; meine Gäste haben noch nie einen gesehen!" Sonne und Mond begaben sich nach dem Palaste und aßen mit. Dann rief der König: „Bitte, sagt dem Vogel, er möge ein Lied singen!"

Der Junge bat den Vogel, aber dieser wollte nicht singen, sondern sagte: „Es sind noch nicht alle Gäste hier!“ „Er hat Recht! Ich habe vergessen einen Gast einzuladen!“ Der Gast wurde geholt, und der Vogel wieder gebeten, zu singen. Wiederum sprach der Vogel: „Es sind nicht alle Gäste hier!“ Nochmals erinnerte sich der König eines Gastes und ließ ihn holen, aber der Vogel wollte trotzdem nicht singen. Es wurden noch viele Leute zur Tafel geholt, aber der Vogel rief immer wieder: „Es sind noch nicht alle Gäste hier!“ Zuletzt wurde der König nachdenklich und sagte: „Bitte, singender Vogel! Nenne du mir den fehlenden Gast!“ „Ich will nicht! Du selbst mußt es fühlen, wer als Gast an deiner Seite fehlt!“ Eine Dame, die mit an der Tafel saß, rief: „Herr König! Ich weiß, wer hier fehlt: deine Frau!“

Der König ließ nun seine Frau holen, und als sie sich an die Tafel setzte, rief der Vogel: „Jetzt singe ich von Herzen gern: der Vater, die Mutter und die Kinder sind beisammen!“ „Bitte, sage mir: wer ist der Vater?“ „Du, mein König!“ „Und wer die Mutter?“ „Deine Frau hier!“ „Und die Kinder?“ „Diese hier! Es sind deine Kleinen, die einstens ins Meer geworfen wurden!“ Der König wandte sich zu seiner Frau: „Gabst du nicht einem Hunde und einer Katze das Leben?“ „Nein! Ich brachte zwei schöne Kinder zur Welt: Sonne und Mond! Deine Mutter ließ sie ins Meer werfen!“ Da umarmte der König seine Frau und seine Kinder; der Vogel sang dazu, und die böse Mutter ließ der König sogleich töten. — Und die Geschichte ist aus!

10. Die kluge Königstochter.

Es war einmal ein König, der drei Töchter hatte; alle liebte er aufrichtig, und die Töchter hatten weiter nichts zu tun, als ihm ihre Liebe zu bezeugen. Eines Tages kam es dem König in den Sinn, nachzuforschen, welche von seinen drei Töchtern wohl die größte Liebe für ihn hege; daraufhin wollte er der Krone entsagen und sie derjenigen unter seinen Töchtern übergeben, die er als die ihn am meisten liebende erkannt haben würde.

So rief er denn einst seine Töchter zusammen und legte ihnen die Frage vor, wie ihre Liebe zu ihm beschaffen sei. Zunächst begann die älteste Tochter und sprach: „Vater, ich liebe dich, wie das

Licht meiner Augen!“ Dann erhob sich die zweite und sprach: „Vater, ich liebe dich so sehr, wie ich mein Leben liebe!“ Dann fragte der König seine jüngste Tochter, und diese erklärte: „Vater, ich liebe dich, wie das Salz!“ Da schrie der König: „Hinweg aus meinen Augen, du Verworfene, die du deinen alten Vater verspottest und dich über seine weißen Haare lustig machst! Hinweg! Nie wieder tritt vor meine Augen!“ Darauf schnitt er ihr den kleinen Finger der rechten Hand ab, zum Zeichen seiner Verachtung für sie, und stieß sie aus der Stadt. Den anderen Töchtern aber schenkte er große Schätze und teilte sein Reich zwischen sie.

Die jüngste Königstochter irrte durchs Land; sie fristete ihr Leben mit Früchten, die sie draußen auf den Feldern fand, und trat endlich bei Bauersleuten in den Dienst. Nach längerer Zeit schlich sie sich wieder in die Residenz ein und gelangte endlich in die Küche des Königspalastes, wo sie den Oberkoch bat, sie doch als Küchenmagd einzustellen. Sie stellte ihm vor, wie gut sie kochen könne und wie gut sie sich namentlich aufs Salzen der Speisen verstände. Der Oberkoch hatte gerade einen naschhaften Küchenjungen fortgejagt; und weil nun das Mädchen so schön bitten konnte und so schöne Augen hatte, stellte er sie in der Küche an. Sie hatte ein so feines Verständnis dafür, dem König die Speisen mundgerecht zu salzen, daß der Koch bald einsah, daß sie dies besser verstände, als er selber. Deshalb überließ er es ihr, die Leibgerichte für den König zu salzen.

Doch nach einiger Zeit begann sie immer etwas weniger Salz an die für den König bestimmten Speisen zu tun, und endlich ließ sie sie fast ungesalzen. Da jagte der Oberkoch das Mädchen fort, weil sie so unaufmerksam und nachlässig sei. Sie begann nun für andere Leute zu arbeiten, und weil sie tüchtig arbeiten konnte, wurde sie reich.

Sie ließ sich einen großen Palast bauen und gab in ihm große Feste. Eines Tages kam es ihr in den Sinn, auch den König miteinzuladen, sowie ihre beiden Schwestern, die übrigens böse und schlecht gegen ihren Vater waren und deshalb von ihm gehaßt wurden. Da hatte der König wohl manchmal an seine, von ihm einst so geliebte jüngste Tochter gedacht und sein Urteil über sie als voreilig bereut.

Der König empfing also einst die Einladung, einem Feste im Palast jener reichen Dame — seiner jüngsten Tochter — beizuwohnen,

und obwohl er den von ihr angenommenen Namen nicht kannte, beschloß er doch, hinzugehen und sich ein wenig zu zerstreuen.

Die Gastgeberin empfing ihn sehr liebenswürdig; sie war eine schöne, feine Frau; alles war aufs Prächtigste angeordnet. Man setzte sich zur Tafel. Aber Erstaunen erfaßte den König, als er bemerkte, daß alle Speisen ungesalzen waren, so schön sie sonst aussahen. Etwas enttäuscht legte er seinen Löffel hin. Die Gastgeberin sah dies und fragte ihn, warum er ihre Speisen verschmähe. Der König erwiderte hierauf: „Ungesalzen ist jede Speise ungenießbar! Salz ist das notwendigste Gewürz; und wo es fehlt, fehlt alles!"

Jetzt erhob sich die Gastgeberin und sprach: „Lieber Vater! Das habe ich sagen wollen, als ich dir sagte, ich liebte dich, wie das Salz!"

Da geriet der König in höchstes Erstaunen und wollte gar nicht seinen Augen trauen. Doch sie hielt ihm die Hand hin, und er bemerkte, daß dieser der kleine Finger fehle. Und er umarmte sie und übergab ihr Krone und Reich; ihre Schwestern aber verstieß er.

11. Die Prinzessin, die nur den allerschönsten Prinzen heiraten wollte.

Es war einmal eine sehr schöne Prinzessin. Ihr Vater wünschte, daß sie heirate; aber sie hatte stets etwas auszusetzen an den Bewerbern, — keiner wollte ihr behagen, und sie wünschte eben nur den allerschönsten Prinzen zum Manne zu nehmen.

Einst stand sie auf dem Balkon des Schlosses und blickte auf die Straße hinab. Da sah sie einen wunderschönen, prächtigen Prinzen vorbeigehen: er war fein und zart und hatte goldene Fingernägel, sowie auch goldene Zähne. Sogleich eilte sie zu ihrem Vater und rief: „Vater, den fremden Prinzen da will ich heiraten!" „Also endlich gefällt dir doch ein Mann!" sprach der König, und er blickte auf die Straße und mußte sich gestehen, daß jener Fremde wirklich ein herrlicher, prächtiger Prinz sei. Sofort rief er ihn in den Palast und begann: „Fremder, willst du meine Tochter zur Frau?" „Und ob ich sie will!" rief der Prinz mit überlauter Stimme und lachte dabei auf eine so eigene Art, daß die Prinzessin ganz rot wurde.

Die Hochzeit wurde mit großer Pracht gefeiert, und gleich nach dem Mahle äußerte der Prinz: „Ich werde meine junge Frau so-

gleich in meinen Palast führen. Damit sie sich aber nicht einsam fühlt, bitte ich alle Anwesenden, uns zu folgen, und zwar mit meinen Wagen und Pferden. Ich fahre mit meiner lieben Gemahlin in einem Wagen, und meiner Gemahlin beste Freundin soll mit in unserm Wagen sitzen!" Voller Freude hörten so die Aufgeforderten, daß sie den schönen Palast des fremden Prinzen zu sehen bekommen sollten, und beglückwünschten die junge Frau zu ihrem schönen und liebenswürdigen Gemahl.

Dann brach man auf. Unterwegs wurden die junge Frau und ihre Begleiterin mit Schrecken gewahr, daß der junge Ehemann von Minute zu Minute häßlicher wurde. Die goldene Farbe seiner Nägel und Zähne verwandelte sich in Kohlschwarz! Auf seiner Stirn bildeten sich zwei Knoten und wuchsen immer mehr und mehr in — Hörner aus! Noch mehr wuchs das Entsetzen der beiden Frauen, als sie sahen, daß ihrem Wagengenossen ein langer Schweif mit dicker Quaste zu wachsen begann. Auch seine Füße hatten allmählich die Gestalt menschlicher Füße verloren und schienen sich in Bocksfüße umformen zu wollen.

Die beiden Frauen kamen fast vor Angst um! Plötzlich ließ der fremde Prinz halten, erhob sich im Wagen und rief den hinter ihm herfahrenden Leuten zu: „Ihr alle kehrt sofort nach der Stadt zurück, — sonst seid ihr des Todes!" Auch die Freundin der jungen Frau mußte den Wagen verlassen und umkehren, und das tat sie gern, weil sie sich nicht wenig fürchtete. Die Herrschaften fuhren dann, so rasch es die Pferde erlaubten, nach der Stadt zurück und nach dem Königspalast.

Der König stand auf dem Balkon, und als er jene zurückkehren sah, dachte er bei sich, sie seien gekommen, ihn auch noch mitzunehmen; aber unter Tränen und Jammern erzählten ihm die Leute: „Ach, wie unglücklich ist deine Tochter! Sie hat den Bösen zum Gemahl!" Da erbleichte der König und befahl, die rote Ausschmückung des Schlosses — die Ausschmückung der Freude — durch schwarze — die der Trauer — zu ersetzen.

Es waren aber der Prinzessin die drei Söhne ihrer Kammerfrau weiter nachgefolgt, und diese bekamen alles zu hören und zu sehen, was jetzt mit ihr vorging. Sie ritten hinter dem Wagen her und beschlossen sie zu retten. Der Wagen langte endlich in einer entsetzlichen Wildnis an, und der fremde Prinz befahl der Prinzessin

mit barschen Worten, aus dem Wagen zu steigen. Zitternd gehorchte sie seinem Befehle. Dann wanderte er mit ihr in eine tiefe, tiefe Schlucht hinunter, an deren Ende sich eine dunkle Höhle befand. Die Beiden traten in die Höhle, und die drei Brüder hörten jetzt, wie der Böse die arme Prinzessin anschrie: „Katarin, koch mir mein Essen! Jetzt hast du keine Zeit zum Faulenzen! Und alles ordentlich aufgeräumt! Reinlichkeit geht über alles!" So schrie und schimpfte er denn auf unendlich grobe Weise auf die Prinzessin ein.

Die drei Brüder ritten dann nach der Stadt zurück und berichteten dem Könige, was sie gehört und gesehen hatten. „Ich werde sie retten!" sprach der älteste. „Wie willst du in ihre Nähe kommen?" fragte der König. Der älteste Bruder begann wieder: „Herr König, laß mir einen festen Karren voll starker Seile beladen!" Der zweite Bruder sprach: „Und mir einen Karren voll Rosenkränze!" Der dritte aber erklärte: „Mir einen Karren voll Eßwaren!" Der König befahl darauf seinen Dienern, für die jungen Leute drei Karren mit den gewünschten Gegenständen zu beladen; dann fuhren die drei Jünglinge ab, — erst der älteste, dann der mittlere und endlich der jüngste.

Der Älteste gelangte zuerst an den Rand der Schlucht und blickte hinab. Der Jüngste fragte den Mittleren, und der Mittlere den Ältesten: „Bruder, was tut jetzt der Böse?" „Er schreit!" — „Bruder, was tut jetzt der Böse?" „Er schimpft!" — „Bruder, was tut jetzt der Böse?" „Er wäscht sich mit dem Wasser, das ihm die Prinzessin geholt hat!" — „Bruder, was tut jetzt der Böse?" „Er schimpft und geht zu Bette!" — „Bruder, was tut jetzt der Böse?" „Er schnarcht!" meldete der älteste Bruder und setzte hinzu: „Jetzt kommt aber rasch hierher, denn es ist die höchste Zeit!" Nun blickten alle drei nach der Höhle hinunter und sahen die arme Frau und riefen ihr zu: „Liebe, gute Prinezssin, wir retten dich!" Die Prinzessin antwortete: „Fliehet, fliehet! Er ist so grausam!" Doch der älteste Bruder sprach: „Hab keine Angst! Ich binde meinen kleinen Bruder an ein langes Seil und lasse ihn zu dir hinunter; dann bindet er dich unten mit ans Seil an und ich ziehe zuerst dich und dann meinen kleinen Bruder herauf!"

So geschah es! Die zitternde Prinzessin wurde heraufgezogen, und dann der Knabe. Hierauf begannen die drei, die Prinzessin mit einer Anzahl von Rosenkränzen zu behängen; schließlich war ihr

ganzer Körper mit dieser Zier bedeckt. Jetzt erst begann sie etwas von den mitgebrachten Speisen zu genießen. Aber im Walde wollten sie nicht bleiben; deshalb brachen sie auf und begaben sich in ein am Rande des Waldes gelegenes Gasthaus.

Der Böse wachte auf und schrie: „Katarin, bring mir das Waschwasser!“ Aber niemand antwortete ihm. Da begann er laut zu brüllen: „Wo steckst du, du faules Wesen? Ich werde dich lehren, mir nicht zu antworten!“ Als er sie nun trotz eifrigen Suchens nicht fand, schlug er sich vor die Stirne und schrie: „Es ist geschehen! Man hat sie entführt! Aber wo werden sie sie hingebracht haben? Sicher in das Gasthaus am Waldesrande! Da werde ich sie finden, und ich werde ihr die Knochen zermalmen!“

Mit Windeseile lief der Böse nach dem Gasthause und herrschte die Prinzessin an: „Sofort gehst mit mir zurück!“ Da sah er aber auch schon, daß man sie ganz und gar mit Rosenkränzen behangen hatte. Nun wollte er probieren, ob sie nicht an irgend einer Stelle ihres Körpers des Schutzes dieses Bannmittels entbehre; er schrie sie an: „Zeig deinen rechten Arm! — Deinen linken! — Deinen rechten Fuß! — Deinen linken! — Deine rechte Brust! — Deine linke!“ — und so fort. Aber zu seinem Ärger war ihr ganzer Körper mit Rosenkränzen überdeckt, und er mußte zornentbrannt abziehen; aber er schwur, sich zu rächen.

Die drei Brüder nahmen nun die Prinzessin und traten den Heimweg an. Alles ging sehr gut, und sie brauchten auch nicht zu hungern, da sie ja einen Karren voll Lebensmittel mitgenommen hatten. Kaum nahten sie dem Palaste des Vaters der Prinzessin, als der König auch schon aus seinen Gemächern heruntereilte und seine Tochter umarmte und küßte. Dann hieß es: „Wer von den Dreien soll sie nun heiraten?“ Und die Antwort lautete: „Der Jüngste, denn er hat sich hinuntergelassen in die greuliche Schlucht und die Prinzessin unten an das Seil gebunden.“

12. Der goldene Apfel und die siebenköpfige Schlange.

Es war einmal ein König, der zwölf Söhne besaß. Elf waren schon fast erwachsen; der zwölfte war noch sehr jung und klein und schwach. Der König hatte einen Garten, in dessen Mitte ein Baum stand, der jährlich nur einen Apfel trug; dieser Apfel bestand immer

aus reinem Golde! Aber niemals konnte sich der König über diese Wunderfrucht freuen, weil jedesmal, so oft sie reifte, eine Schlange um Mitternacht herbeigekrochen kam und sie auffraß oder fortschleppte; da diese Schlange sieben Köpfe hatte, so war es sehr gefährlich mit ihr zu kämpfen.

Doch einst sprach der König zu seinem ältesten Sohne: „Hier gebe ich dir einen Säbel und eine Pfeife! Lege dich unter den Baum und warte, bis die Frucht reif wird! Pflücke sie dann und stecke sie in dein Taschentuch! Dann warte auf die Schlange! Nähert sie sich, so pfeife einmal und springe auf sie zu; dann haue ihr einen der Köpfe ab! Dann gehe fort und bring mir den Apfel; ich ziehe dann mit deinen Brüdern aus und verfolge die Blutspuren der Schlange, um ihr Versteck ausfindig zu machen!"

Der älteste Sohn tat, wie ihm sein Vater geheißen; aber er konnte das Reifen der Frucht nicht abwarten, weil ihn um elf Uhr der Schlaf überwältigte; darum konnte die Schlange um zwölf Uhr den Apfel pflücken und sich davonmachen, ohne Störung fürchten zu müssen. Am Morgen wachte der Prinz auf und weinte, weil er sich schämte; aber er bekannte seinem Vater offen seine Nachlässigkeit, und dieser sandte das nächste Jahr den zweiten Sohn hin. Auch dieser schlief ein und verpaßte die Schlange, sowie den goldenen Apfel. Dann wurde der dritte Sohn gesandt; ihm erging es nicht besser, — ebensowenig den anderen, bis auf den jüngsten. Da war der König sehr traurig und betrübt.

Eines Tages sprach der jüngste Sohn: „Vater, sende mich! Ich werde sicher, sicher gute Wache halten und der Schlange einen Kopf abschlagen!" „Du bist noch sehr jung!" „Ich bin sehr kräftig, Vater! Bitte, sende mich hin!" Der Vater gestattete es schließlich, und der jüngste Prinz hielt ordentlich Wache und schlief nicht ein. Kaum gelangte die Schlange in seine Nähe, so ließ er einen Pfiff ertönen; hierauf kämpfte er mit ihr, schlug ihr einen Kopf ab und pflückte den goldenen Apfel; dann lief er nach Hause. Der Vater freute sich sehr über den Mut seines jüngsten Sohnes und lobte ihn sehr; aber die elf Brüder freuten sich gar nicht, weil sie auf ihn eifersüchtig waren und nicht wollten, daß der Vater für den jüngsten mehr Liebe hegen solle, als für sie.

Am nächsten Tage nahm der König alle seine Söhne und verfolgte mit ihnen die Blutspur des Ungeheuers. Der jüngste Sohn

war also auch dabei, und zwar lief er voraus, um die Höhle des Tieres aufzufinden. Zuletzt fand er sie und schrie das seinem Vater zu. Die Brüder ärgerten sich sehr über das Glück ihres jüngsten Bruders und verabredeten sich, wie sie ihn wohl am besten auf die Seite schaffen könnten. Die Höhle war sehr dunkel und hatte einen Eingang, der wie ein Schacht aussah. Der König hatte aber ein sehr langes, dickes Seil mit auf den Weg genommen und an diesem eine Glocke befestigt. Nun bat er seinen ältesten Sohn, sich mittels des Seiles hinunterzulassen in den Schacht. Bevor dieser sich nun hinunterließ, gab ihm sein Vater noch viele Belehrungen mit und sprach: „Solltest du aus irgend einer Ursache schnell wieder heraufgezogen werden, so schlage mit einem einzigen Schlage an die Glocke! Willst du nicht weiter hinuntersteigen, so gib der Glocke zwei Schläge, und solltest du mehr Seil gebrauchen, so schlage dreimal an die Glocke!" Der Sohn ließ sich hinunter; da er aber mit seinen Brüdern einen Plan verabredet hatte, so schlug er bald darauf einmal an die Glocke und wurde sofort wieder hinaufgezogen. Er hatte eine Ausrede fertig, und der König sandte nun den zweiten Sohn hinab. Auch dieser schlug bald mit einem Schlag an die Glocke und ließ sich hinaufziehen. Der dritte machte es ebenso, und auch die anderen Brüder, bis nur noch der jüngste übrig blieb. Auch er wollte in den Schacht hinab; aber der Vater rief: „Du bist noch zu klein und kannst dich nicht auf einen harten Kampf mit der Schlange einlassen!" „Ich will es versuchen!" erwiderte der Jüngste und bat, daß man ihn hinunterlasse. Das geschah, und bald darauf schlug er dreimal an die Glocke um noch mehr Seil zu bekommen. Man ließ ihm noch mehr hinunter, und er ließ sich bis an den Boden der Höhle hinab; dort schlug er zwei Schläge an die Glocke. Aber jetzt dachte er in seinem Herzen: „Ich möchte doch wissen, was meine Brüder vorhaben und ob sie mir freundlich gesinnt sind!" Darum band er einen großen, schweren Stein an das Seil und schlug einmal an die Glocke; die Brüder zogen ihn hinauf; kaum hatten sie aber den Stein bis in die Mitte des Schachtes emporgezogen, als sie das Seil losließen; denn sie dachten, an ihm hinge der jüngste Bruder. Da sprach dieser bei sich: „Jetzt weiß ich, was mir meine Brüder getan hätten!"

Nun war er ganz allein. Er begann die große, dunkle Höhle zu betrachten und in ihr umherzuwandern. Alsbald erblickte er eine große Türe, die aber verschlossen war. Er wollte sie öffnen;

aber das war schier unmöglich, weil sie sehr schwer war. Er schaute sich um und um, ob sich vielleicht eine Stange entdecken ließe. Da gewahrte er ein großes Vogelnest mit vielen Vögeln, die sehr hungrig zu sein schienen. Sogleich fütterte der gute Junge die Vögelchen, und diese zwitscherten lustig folgende Worte: „Du mußt sagen: „„Tür, o Tür! Was verbirgst du mir?““ Dann wird sie sich öffnen!“ Der kleine Prinz tat, wie ihm geheißen, und sogleich öffnete sich die Türe, und er sah ein sehr, sehr schönes Mädchen vor sich stehen, das ein Halsband aus lauter goldenen Äpfeln trug!

Das Mädchen freute sich sehr über das Erscheinen des Jünglings und erzählte ihm, daß die Schlange sie hier gefangen halte und daß jene Vögel ihre Wächter seien. Der Jüngling sprach jetzt: „Ich befreie dich!“ und das Mädchen versetzte: „Gut! Und ich werde dich dann heiraten!“ Dann kam die Mutter jener Vögel; sie war ungeheuer groß und hatte einen mächtigen, breiten Rücken; und diese Vogelmutter freute sich sehr über das gute Herz des Knaben, der ihren Jungen Speise gebracht hatte, und fing an sich mit ihm zu unterhalten. Dabei sagte sie: „Du mußt auch diese zweite Türe hier öffnen, um ins Innere der Behausung der Schlange zu gelangen. Daselbst findst du eine große Anzahl von Schwertern. Betrachte sie genau, und dann wähle das rostigste aus, um mit ihm die Schlange zu töten! Höre aber nicht auf das, was sie spricht; denn sie ist sehr listig!“ Der Jüngling gehorchte, gelangte in das innere Zimmer und und suchte sich das rostigste, älteste Schwert aus; dann machte er sich fertig, mit der Schlange zu kämpfen.

Nicht lange dauerte es, — da sah er sie herankommen; ihr Körper glänzte, weil sie Gold fraß und dieses sich in ihr zu Licht wandelte; darum konnte sie immer in der Nacht ohne Licht gehen und Schätze stehlen. Die Schlange hatte sieben Köpfe und war sehr häßlich; kaum erblickte sie den Jüngling und die offene Türe, in der das Mädchen stand, so wurde sie sehr zornig und rief: „Wir kämpfen jetzt, und ich möchte dir sagen, daß, wenn ich ‚Halt!‘ rufe, du einhalten mußt, um wieder fortzufahren, wenn ich es dir sage! Wir kämpfen aber solange, bis du mir meine Köpfe dreimal abgeschlagen hast! Aber wisse: schlägst du mir meine Köpfe dreimal ab, so kehrt unendliche Kraft in meinen Körper zurück, und dann wirst du besiegt!“

Jetzt begann der Kampf, und bald hatte die Schlange einen Kopf verloren. Sie rief nun: „Halt!“, und als der törichte Knabe

wirklich einhielt, wuchs ihr ein neuer Kopf an der alten Stelle. Dann kämpften sie weiter, und der Prinz hieb ihr immer mehr Köpfe ab. Aber diese wuchsen immer wieder an. Zwanzig waren schon gefallen. Die Schlange rief hierauf: „Jetzt fehlt nur noch ein Schlag, — dann wären es einundzwanzig! Drum hüte dich! Meine unendliche Kraft würde dich bezwingen!" Es war das aber eine Lüge, und zum Glücke erinnerte sich jetzt der Prinz, daß jener alte Vogel ihn vor der List der Schlange gewarnt habe. So schlug er ihr denn nun auch den letzten Kopf ab, und das Ungeheuer stürzte zu Boden. Er aber hieb auf das Tier los und zerstückelte es vollständig.

Jetzt kam der alte Vogel herbei und sprach: „Nun ist das Mädchen frei, und du darfst sie nehmen! Lade sie auf deinen Rücken und halte sie fest; dann steig auf meinen Rücken, und ich fliege mit euch aus dieser Höhle hinaus!" Das geschah, und bald hatte der Vogel die Beiden nach dem Palaste des Königs gebracht. Dieser freute sich sehr über das Geschehene und setzte diesen Sohn als König an seiner Stelle ein. Später fragte er ihn: „Was soll ich mit deinen Brüdern tun, die dich verließen und dich töten wollten?" Der Prinz erwiderte: „Man soll sie in Öl kochen und ihre Häute als Türvorhänge benützen, damit sich die Ein- und Ausgehenden an ihnen die Finger abwischen!" — Eine feine Geschichte! Und in deiner Nase hast du Sellerie!

13. Prinz Dschuseppi.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne. Zwei von ihnen waren schlecht, und ihr Herz war lieblos gegen die Menschen; aber auch der König selber war schlecht und hatte ein hartes Herz. Der jüngste Sohn aber, der Dschuseppi hieß, war ein sehr guter Knabe; sein Herz war aufrichtig, und er tat nie Unrechtes. Da sagte der König: „Das ist kein Leben für uns! Ich will keinen Sohn wie Dschuseppi: er muß werden, wie wir sind: schlau und hartherzig; und er muß seinen Glauben an gute Menschen ablegen!" „Ja, Vater, — er ist ein unnützer Sproß deines Hauses!" pflichteten dem König seine beiden ältesten Söhne bei.

Nun ließ der Vater einen sehr reichen, aber bösen Kaufmann holen und sagte ihm diese Worte: „Höre: mein Sohn ist unnütz für mich; er ist allzu leichtgläubig, allzu nachgiebig! Nimm ihn

mit dir und bring ihm alle Kniffe bei, die ihr Kaufleute anwendet, um reich zu werden! Er soll schachern, falsch einschenken, falsch wechseln lernen! Gelingt es dir nicht, so soll er nie wieder unter meine Augen treten! Geh!" „Ja, Herr König!"

Dschuseppi reiste nun mit dem Kaufmann ab und wurde in dessen Haus eingeführt; aber er war unverbesserlich und wollte den neuen Lehren kein Ohr leihen! Täglich hatte er Schimpfwörter und auch Mißhandlungen zu erdulden: der Kaufmann fürchtete die Ungnade des Königs! Oft schrie der böse Mann: „Dschuseppi, warum begnügst du dich mit zwei von hundert, wenn du fünf nehmen kannst oder zehn?" „Mein Gewissen erlaubt mir nicht, mehr zu nehmen!" „Weil du eben ein gänzlich untauglicher Mensch bist! Ja, ein unverbesserlicher Junge, der das Öl nicht verdient, in dem er gebacken werden sollte!"

Eines Tages sagte er: „Dschuseppi, ich bin es satt, dir zu predigen; geh hin und komme nie mehr in mein Haus! Durch deine Schuld falle ich bei deinem Vater in Ungnade! Möchte doch dein Vater an dir seine berühmte Gerechtigkeit ausüben! Gericht über dich!" — Dschuseppi ging und ging — geh und hol jemanden, der's auch tut! —; zuletzt sah er eine große, mit gewaltigen Mauern umgebene Stadt vor sich; er betrat sie, doch fand er ganze Haufen von Leichen in dieser Stadt, die einen entsetzlichen Geruch ausströmten. Dschuseppi fragte nach dem König dieser Totenstadt, und man führte ihn vor ihn. Er sprach: „Herr König, — warum sind diese Leichname unbegraben? Ihr laßt sie hier wie Tiere liegen, obwohl ihr wissen müßt, daß alle Menschen Seelen haben, die erst unter der Erde Ruhe finden!" „Ach, Fremdling, — wir haben kein Geld, um all die Toten zu begraben!" „Wieviel braucht ihr?" „Zweitausend Pfund Silber!" Da gab ihm Dschuseppi dreitausend Pfund Silber und half mit eigenen Händen die Toten zu begraben.

Unter den Toten lag aber eine junge Frau, die noch ein wenig Leben hatte und darum den Kopf bewegte; Dschuseppi fühlte Barmherzigkeit und rettete sie. Er nahm sie mit nach Hause, dort pflegte er sie so lange, bis sie wieder ganz kräftig war. Dann wollte das Mädchen den Dschuseppi heiraten, obwohl er keine Lust hatte, eine Frau zu wählen. „Nein!" sagte er jedesmal; aber trotzdem ließ sie ihn nicht los, und zuletzt mußte er eben nachgeben, weil sie ihn allzusehr bestürmte. Er heiratete sie also und zog mit ihr weiter.

Sehr froh war er aber nicht, weil er das gute Werk nur aus Barmherzigkeit getan hatte und nicht, um eine Frau zu heiraten; er hatte es ihr auch sehr oft gesagt, — natürlich vor der Hochzeit; aber sie sagte, er müsse das Werk seiner Barmherzigkeit fortsetzen und ihr den Willen tun. Nach der Hochzeit klagte er nicht mehr, weil er die Frau liebte und sich an sie gewöhnte. Der Vater des Mädchens war aber ein mächtiger, böser König; er wurde sehr zornig über die Wahl seiner Tochter und wollte nicht leiden, daß der Schwiegersohn in den Palast käme. Aber die Tochter hatte den Armen lieb und verteidigte ihn.

Der Vater der jungen Frau Dschuseppis sprach nun zu einigen schlechten Männern: „Mein Schwiegersohn arbeitet gegen mich; er will mir die Goldkrone rauben, um dann über euch zu regieren und euch zu quälen! Ist es nicht viel besser für euch, ihm das Leben zu nehmen? Er würde nur Schaden anrichten!" „Ja, Herr König!" Da verständigten sie sich und warfen den Armen in das Meer, wo es am meisten kochte. Die Frau konnte keine Seele trösten: sie weinte Tag und Nacht.

Der König — ihr Vater — hatte aber einen Bräutigam für sie bestimmt und wollte die weinende Tochter zwingen, diesen von ihm Erwählten zu nehmen. Doch sie wollte nicht daran denken; der Bräutigam kam sehr oft, aber auf jede seiner Fragen erhielt er dieselbe Antwort von der jungen Frau. Er fragte nämlich immer: „Wann, Geliebte, soll unsere Hochzeit stattfinden?" Sie antwortete stets: „Meine Kleider sind noch nicht fertig!" „Wann, Geliebte, feiern wir unser Fest?" „Meine Kleider sind noch nicht einmal vom Stücke geschnitten!" „Wann, Geliebte, kommt endlich der Tag unserer Freude?" „Meine Kleider müssen erst genäht werden!" Zuletzt klagte der ungeduldige Bräutigam dem König seinen Kummer, und dieser rief: „Alle solche Worte sind Weiberworte! Es sind Ausflüchte; ich werde alle Kleider anfertigen lassen, damit meine Tochter keinen Ausweg findet, deinen Armen zu entschlüpfen!"

Der König stellte nun eine Anzahl von Leuten an, die die Kleider anfertigen sollten; die Leute nähten und nähten — nähe und hole jemanden, der's auch tut! —, aber jeden Morgen lagen die kunstvoll verfertigten Kleider zertrennt und zerschnitten am Boden, ohne daß man entdecken konnte, wer sich in der Nacht dieser Arbeit unterzogen! Jeden Tag fertigte man fünf Kleider an,

— jeden Morgen lagen diese fünf Kleider zerstückelt am Boden, und der König war sehr zornig. Aber zuletzt nahte der Hochzeitstag, weil der Bräutigam die Braut auch ohne die schönen Kleider nehmen wollte.

Am Vorabend des Festes läutete es an der Pforte des Palastes, und der Koch öffnete. Er sah einen schmutzigen, zerrissenen Mann vor sich, der sehr müde zu sein schien. Der Koch sagte: „Höre, — heute bin ich sehr beschäftigt; willst du einen Augenblick hier warten? Ich sehe nur bei den Töpfen nach; aber setze dich ja nicht auf diese schönen Stühle: du bist schmutzig — bei meiner Seele! Nicht für mich sage ich es: ich bin ja an Schmutz gewöhnt! Doch diese Stühle würden verdorben werden; ich könnte mich nicht beherrschen und würde dich laut beschimpfen; die Dame würde mich hören und die Treppe herunterlaufen; dann wäre die Sache unangenehm!" Der Koch ging eilig ab, und der fremde Mann setzte sich bequem auf einen Stuhl, — dann auf einen anderen, auf einen dritten, und so setzte er sich auf alle Stühle, überall Flecken — sein Bild — hinterlassend! Der Koch kam zurück und schrie: „Da, — seht diesen frechen Menschen! Ich bat ihn, sich ja nicht auf die schönen Stühle zu setzen, und er beschmutzt sie mir alle! Ist das eine Art, wie man einen Palast betritt?"

Sogleich lief die Dame die Treppe hinunter und rief: „Warum begehrst du so laut auf? Dein Geschrei stört die Nachbarn!" Nun sah sie sich den schmutzigen Mann genauer an und sagte: „Fremdling, — bist du nicht mein geliebter Dschuseppi? Mein Augapfel? Öffne die Lippen und sprich die Wahrheit!" „Ja, ich bin es!" Da umarmten und küßten sie sich; dann aber sprach sie: „Hier können wir nicht bleiben; mein Vater würde uns töten. Wir werden fliehen!" Nun zog sie dem Armen frische Wäsche an und schöne Kleider; auch nahmen sie Gold und Silber mit; dann flohen sie und gingen immer weiter und weiter! — Die Geschichte ist aus! Wer spricht, ist kahlköpfig!

14. Der böse Zauberer und der Apfel.

Es war einmal ein Mann, der eine Frau hatte, aber keine Kinder. Die Beiden wünschten sich sehnlichst ein Kind; jeden Morgen, jeden Abend jammerten sie, weil sie kein Kind hatten, und waren wirklich ganz betrübt.

Einst wanderte Leila — so hieß die Frau — die Landstraße entlang; da begegnete ihr ein fremder Mann und sprach zu ihr: „Leila, — du siehst so betrübt aus! Ich will den Grund davon wissen!“ Leila erzählte ihm nun von ihrem Leide und ihrem Kummer. Der Fremde tat, als wäre er über diese Mitteilungen erstaunt; dann sprach er: „Höre, — ich werde mit dir einen Vertrag schließen! Ich werde dir ein Mittel geben, daß euch ein Kind wird; aber wenn es das Alter von zwölf Jahren erreicht, mußt du es mir als Eigentum übergeben!“ Leila war so freudig überrascht davon, daß ihr ein Kind werden solle, daß sie den gefährlichen Punkt des Vertrags vollkommen übersah. Freudig sagte sie also zu und gelobte, die Bedingung anerkennen zu wollen.

Hierauf übergab ihr der Fremde einen großen, schönen Apfel mit den Worten: „Leila, nimm diesen Apfel! Schäl ihn und iß ihn mit deinem Manne! Dann werdet ihr nach der bestimmten Zeit einen Knaben haben!“ Hocherfreut nahm Leila den Apfel und eilte nach Hause; wenngleich die beiden Eheleute Zweifel hegten, ob sich ihr Wunsch verwirklichen werde, schälten sie den Apfel und aßen ihn sogleich auf. Nach der bestimmten Zeit genas Leila eines schönen, lieblichen Kindes, — eines Knaben. Die Freude kann man sich denken! Mutter und Vater zogen den Kleinen mit Liebe und Zärtlichkeit auf, eifrig bemüht, diesem ein sorgenloses Leben zu bereiten, und so wurde der Knabe verhätschelt und verwöhnt.

Dann kam die Zeit, wo der Junge die Schule besuchen mußte. Die Mutter ließ ihn nur mit schwerem Herzen aus dem Hause; der Junge aber freute sich, mit anderen Knaben nach der Schule wandern und mit ihnen in einem Kreise mit um den Lehrer sitzen zu können.

Als er dann fast zwölf Jahre alt war, redete ihn eines Tages ein alter, fremdländisch aussehender Mann auf der Straße an und sagte zu ihm: „Kleiner, heißt deine Mutter nicht Leila?“ „Ja, so heißt sie!“ „Bitte, dann sag ihr, sie möge jetzt ihr Versprechen erfüllen!“ Der Junge vergaß jedoch den Auftrag und sagte seiner Mutter kein Wort hiervon.

Wiederholt ließ sich der alte Mann blicken und gab dem Jungen stets denselben Auftrag; doch dieser vergaß ihn jedesmal. Endlich fragte er ihn einmal ziemlich heftig: „Nun, — hast du deiner Mutter nun endlich meinen Auftrag ausgerichtet?“ Als da der

Knabe schüchtern berichtete, daß er dies immer vergessen habe, faßte der Alte seine Hand und biß ihn so heftig in den kleinen Finger, daß der Junge laut aufschrie. Der Alte sagte bloß noch: „Das tu ich, damit du an die Sache denkst!" und verschwand. Als der Junge weinend nach Hause kam, fragte seine Mutter sogleich nach der Ursache seiner Tränen, und der Kleine erzählte sofort sein eigenartiges Erlebnis. Die Mutter konnte sich jedoch an kein Versprechen erinnern, das sie einmal gegeben haben solle, und sagte bloß: „Der böse, böse Mann! Sage ihm, er solle sich das Versprochene nur da nehmen, wo er es finde!" Der Knabe ahnte natürlich nicht, wie gefährlich diese Worte waren; als er dann den alten Mann wieder traf, überbrachte er ihm diese Antwort seiner Mutter, — und sogleich hob ihn jener auf seine Schultern und sprach: „Nun gut! Ich habe mir das Versprochene da genommen, wo ich es gefunden habe!"

Nun wanderte er mit dem Knaben weit, weit weg. Dem Kleinen schien es ein endloser Weg zu sein. Zuletzt, nachdem sie viele, viele Meilen zurückgelegt, und nachdem der Kleine viel zu müde geworden war, um weinen zu können, gelangten sie in einen finstern Wald. Der Alte schlug an einen Baum, und sogleich tat sich dieser Baum auf wie ein weites Tor. Der Alte wanderte durch diese Öffnung in den Baum hinein und gelangte — immer noch mit dem Knaben auf seinen Schultern — nach einem unterirdischen, herrlichen Palast, der von einem voller herrlicher Blumen prangenden Garten umgeben war. Dann nahm er den Knaben von den Schultern herunter und führte ihn nach einem geräumigen Stalle, in dem eine große Anzahl schöner, schlanker Rosse zu erblicken waren. Zum Knaben sprach jetzt der Alte: „Diese Rosse mußt du füttern! Besonders aber wünsche ich eines dabei: dem größten Pferde dort mußt du mehr Schläge als Futter geben! Übrigens darfst du, wenn ich einmal abwesend bin — was öfters der Fall sein wird — keinen Schritt tun, von dem du mir nicht berichten könntest, und kein Wort sprechen, das du mir nicht sagen könntest!" Der Junge versprach dies, und es dauerte nicht lange, so hatte er sich ganz gut eingelebt und weinte immer seltener.

Als der Alte eines Tages ausgegangen war und der Knabe sich in den Pferdestall begeben hatte, begann zu seiner Verwunderung eines der Pferde zu sprechen und sagte ihm etwa folgendes:

„Kleiner, — schlag uns nicht! Wir sind verzauberte Menschen, — wir sind Könige und Große des Reiches! Dieser böse Zauberer brachte uns hierher, wie er dich hierher gebracht hat, und auch du wirst in Bälde in ein Tier verwandelt werden! Und doch gibt es ein Mittel, uns und dich selbst zu retten! Nur du kannst das ausführen! Doch still, still, still! Er kommt! Teile ihm aber ja kein Wort dieses Gespräches mit!"

Der Junge eilte die marmornen Stufen hinauf und lief dem Alten entgegen. Dieser fragte ihn ziemlich erbost, wo er sich herumgetrieben und warum er ihm nicht sogleich geantwortet habe, denn er habe ihn gerufen! Der Knabe beherrschte sich und erwiderte mit ruhiger Stimme, daß er im Stalle gewesen sei und sich über die schönen Pferde gefreut habe. Den Alten befriedigte diese Antwort, und er sagte weiter nichts. Der Alte blieb jetzt etliche Tage zu Hause und ging nicht fort; dem Knaben aber erschien diese Zeit endlos; denn er wünschte, der Alte möge bald wieder einmal fortgehen, damit er sich wieder mit jenem wunderbaren Pferde unterhalten könne. Endlich rüstete sich der Alte zum Aufbruch und prägte jetzt dem Knaben seine Gebote aufs nachdrücklichste ein, häßliche Flüche und Drohungen dabei ausstoßend.

Als hernach der Knabe wieder in den Stall kam, begann jenes Pferd: „Das Mittel, dich und uns alle zu befreien, ist folgendes: wenn dein Herr einmal recht lieb und zärtlich mit dir ist, so frage ihn, ob du ihm nicht das Kopfhaar und den Bart krauen dürfest! Wenn er das zugibt, so krau ihn so lange, bis er einschläft! Fahre aber auch dann fort, ihm die Haare zu krauen und ihn zu streicheln! Du wirst dann bemerken, daß der Bart an der rechten Seite seines Gesichtes an einer Stelle verfilzt ist. In jenem Filze findest du ein kleines goldenes Schlüsselchen. Nimm dieses und schließ es fest in deine Hand! Dann komm mit dem Schlüsselchen in den Stall herunter und öffne das dort in die Wand eingemauerte Kästchen! Darin findest du eine Feder und eine Schale mit Wasser. Nimm die Feder, tauche sie ins Wasser der Schale und spritze es auf uns! Wir Armen werden dann sogleich unsere häßliche Tiergestalt ablegen und wieder zu Menschen werden; doch auf mich spritze vorerst nichts von jenem Wasser, — dem Lebenswasser! Denn ich muß für den Anfang noch meine Tiergestalt behalten, damit du auf meinem Rücken fliehen kannst. Stecke in deine Tasche ein scharfes

Messer, einige Stücke Glas und einen groben Kamm mit scharfen Zacken! Verrate aber ja nichts von unserer Unterredung!"

Der Knabe fand alsbald Gelegenheit, dem Alten das Schlüsselchen zu entwenden und alles ganz genau so, wie jenes Pferd ihm aufgetragen hatte, auszuführen. Er bestieg also das Pferd — die anderen Tiere waren bereits allesamt zu Menschen geworden —, und das schnelle Roß trug ihn mit der Geschwindigkeit des Windes dahin. Auf einmal begann es: „Höre! Du darfst nicht eher nach rückwärts blicken, bis ich es dir sage!"

Wir lassen jetzt Roß und Knaben fliehen und sprechen über den Alten! Dieser blieb lange, lange Zeit in tiefem Schlafe daliegen. Als er dann endlich aufwachte, fand er den Saal leer; er rief den Jungen, — aber niemand antwortete ihm. Er suchte ihn im ganzen Palaste, aber fand ihn nirgends. Er schrie, — aber keine Stimme rief Antwort. Zuletzt lief der Alte in den Pferdestall, — da fand er ihn leer! Nun begann er laut zu schreien, zu fluchen, zu toben; dann weinte er wieder und rief: „Sie haben mich hintergangen! Sie haben mir den Zauberschlüssel entwendet!"

Hierauf eilte der Alte mit Zauberschritten aus dem Palaste und begann unendlich schnell zu laufen; und bald erblickte er das davoneilende Pferd. Diesem war mittlerweile der Gedanke gekommen, der Alte könne nun ausgeschlafen haben; deshalb befahl es dem Knaben, sich umzuschauen. Der Knabe blickte nach rückwärts und schrie bestürzt: „Er kommt! Er holt uns ein! Er ist ganz nahe!" Da rief das Pferd: „Wirf den Kamm auf die Erde!" Der Knabe gehorchte, — und sogleich belegte sich die Straße mit einer Unzahl scharfer Eisenkämme. Diese hinderten den Zauberer am Vorwärtseilen; deshalb begann er zu schimpfen und zu fluchen, und nur mühsam konnte er vorwärtsstolpern, wobei die scharfen Zacken der Kämme ihm manche schmerzende Wunde rissen. Doch um jeden Preis mußte er Roß und Reiter einholen und gelangte schließlich auch wieder in der Fliehenden nächste Nähe.

Als der Knabe sich wieder umgewandt hatte und seinem Pferde das Nahen des bösen Zauberers mitgeteilt hatte, rief dieses: „Wirf die Glasstücke auf die Erde!" Dies tat der Knabe, — und sogleich war die Straße mit spitzen Glasscherben gespickt, die dem dahineilenden Zauberer die Füße zerschnitten. Obwohl die sich blutig färbenden Glasscherben ihm die entsetzlichsten Schmerzen bereiteten,

bemühte er sich, vorwärts zu eilen, und auch diesmal gelang es ihm, dicht an die Fliehenden heranzukommen.

Der Knabe ward, als er sich wieder umwandte, das Nahen des Zauberers gewahr und teilte dies seinem Pferde mit. Dieses befahl dem Knaben — als der Zauberer schon fast den Schweif des Pferdes packen konnte — jenes Messer fallen zu lassen, — und sofort war die Straße mit lauter scharfen Messerklingen besät. Da stolperte der Zauberer, wobei er die Fliehenden verfluchte und ein lautes Wehegeschrei ausstieß. Gleich beim ersten Schritte, den der Zauberer über diese Messerklingen getan hatte, hatten sich diese tief in sein Fleisch eingeschnitten, und als er zu Falle kam, drangen ihm die Messerspitzen immer tiefer und tiefer ins Fleisch ein, und unter Flüchen und Verwünschungen, die wir gar nicht in den Mund nehmen können, verließ seine böse Seele — wenn überhaupt sein Körper eine Seele besaß — seinen Körper; denn er hatte über jene Messerklingen keine Zauberkraft.

Das Pferd trug den Knaben hurtig weiter, und zuletzt gelangten sie nach einer großen Stadt. Vor deren Mauer verwandelte sich das Pferd in einen Menschen, und zwar in einen König, der prächtige Kleider trug und sogar eine Krone auf seinem Haupte hatte. Der Knabe begleitete ihn in seine Stadt hinein, und der König gab ihm, weil er ihn aus der Gewalt des bösen Zauberers gerettet hatte, seine einzige Tochter zur Frau. Da wurde der Knabe später ein großer König.

15. Die sieben verdrehten Sachen.

Es war einmal ein König, dessen innigster Wunsch es schon seit langer Zeit war, doch einen Sohn zu besitzen. Einst tat er ein Gelübde: wenn ihm ein Sohn geboren werden sollte, so wolle er sieben Brunnen bauen lassen, die Öl fließen lassen sollten, damit die Armen umsonst Öl schöpfen könnten. Die Brunnen sollten so lange Öl fließen lassen, bis der Sohn fünfzehn Jahre alt werde; dann sollten sie allmählich versiegen.

Wirklich ward nach nicht zu langer Zeit dem Könige ein Sohn geboren, und sogleich führte der Herrscher das aus, was er zuvor gelobt. Die Armen kamen täglich zu den Brunnen und füllten an ihnen ihre Gefäße mit Öl an.

Der Knabe wuchs nun heran und wurde kräftig und schön. Als er schon fast fünfzehn Jahre alt war und die Brunnen schon nicht mehr so reichlich Öl von sich gaben, wie früher, bemerkte er, daß eine alte Frau täglich zu den Brunnen kam und mit einer Eierschale das Öl Tropfen für Tropfen in ihren Krug sammelte. Der Prinz hob ein Steinchen auf und warf mit ihm der Alten die halb mit Öl gefüllte Eierschale aus der Hand. Die Eierschale fiel auf den Boden und zerbrach, und das Öl floß auf den Boden. Die alte Frau sah sich nach allen Seiten um, konnte aber niemanden erblicken; da ging sie nach Hause. Den nächsten Tag trat sie wieder mit einer Eierschale an die Brunnen, und wieder warf ihr der Prinz die Eierschale mit einem Steinchen aus der Hand; da begann die Alte zu brummen und sich in die Lippen zu beißen. Sieben Tage lang wiederholte der Prinz seine Bosheit; am siebenten Tag fing ihn jedoch die Alte ein, hielt ihn fest und schrie ihn zornig an: „Also du bist der, der mir jeden Tag die Eierschale aus der Hand wirft! Ich wünsche dir von Herzen, daß du die sieben verdrehten Sachen finden und heiraten möchtest!" Der Prinz fragte hierauf: „Großmutter, was sind das für sieben verdrehte Sachen?" Die Alte erwiderte: „Da sind schon viele Leute ausgezogen und haben sie nicht bekommen! Du wirst sie auch nicht bekommen!"

Der Prinz lief nun zum Könige und sprach zu ihm: „Vater, gib mir Geld und ein Pferd! Ich will ausziehen und die sieben verdrehten Sachen holen und heiraten!" Der König versetzte: „Mein Sohn, wer hat dir dieses Märchen in den Kopf gesetzt?" Der Knabe berichtete: „Ich zerbrach einer alten Frau, die mit einer Eierschale Öl aus den Ölbrunnen zu schöpfen pflegt, siebenmal ihre Eierschale; das letztemal wurde sie böse und fluchte und rief: „„Ich wünsche dir von Herzen, daß du die sieben verdrehten Sachen holen und heiraten möchtest!"" Deshalb, Vater, will ich ausziehen und diese Sachen suchen, — und gerade deshalb, weil mir die Alte gesagt hat, es seien schon viele Leute ausgezogen und hätten sie nicht bekommen!" Der König bat nun seinen Sohn aufs innigste, doch nicht diese gefährliche Reise zu unternehmen, — aber der Sohn lachte ihn aus und ritt davon.

Wie der Prinz so dahinritt — reite du und such einen, der's auch kann! —, da erblickte er einen alten Mann; den grüßte er und fragte ihn: „Großvater, wohin muß ich reiten, um die sieben

verdrehten Sachen zu bekommen?" Der Alte versetzte: „Mein Sohn, reite nur ruhig weiter! Dann wirst du einen andern Greis treffen, der dir besser Auskunft erteilen kann, als ich! Ich bin noch nicht alt genug dazu!" Der Prinz ritt weiter und erblickte nach nicht allzulanger Zeit einen Greis, den er mit denselben Worten fragte, wie den ersten. Dieser zweite erwiderte ihm, gerade wie der erste: „Mein Sohn, reite nur ruhig weiter! Dann wirst du einen andern Greis treffen, der dir besser Auskunft geben kann, als ich! Ich bin noch nicht alt genug dazu!" Endlich erblickte der Jüngling wieder einen Greis vor sich; mit seinen Augen konnte er sehen, daß es der dritte war. An ihn stellte er dieselbe Frage, wie an die beiden vorigen, und der Greis öffnete seinen Mund und sprach: „Mein Sohn, deine Frage ist eine, die ich nicht erwartet habe! Aber weil du es bist, so rate ich dir folgendes: zieh weiter deine Straße! Bald wirst du eine große Stadt erblicken! Suche in dieser Stadt umher, bis du einen Esel findest, der Knochen frißt! Zu ihm sprich: „„Esel, hätte ich Zeit, so würde ich dir die Knochen abnehmen und dir dafür Klee geben!"" Ferner wirst du einen Hund finden, der Klee frißt. Sag zu ihm: „„Hund, hätte ich Zeit, so würde ich dir den Klee abnehmen und dir dafür Fischabfälle geben!"" Endlich wirst du eine Henne erblicken, die mit ihrem Schnabel in einem Haufen Fischabfällen wühlt, und eine Katze, die Kleie frißt. Biete der Henne die Kleie und der Katze die Fischabfälle an! Kümmere dich sonst nicht um diese Tiere! Wenn du weiter gehst, breitet sich vor deinen Augen ein Meer von Blut aus; vergiß nicht zu diesem Blutmeere zu sagen: „„Meer, hätte ich Zeit, so schwämme ich gern ein wenig in dir herum!"" Dann erblickst du eine Quelle, die Eiter statt Wasser fließen läßt; vergiß nicht zu ihr zu sagen: „„Ach, schöne Quelle, hätte ich nur Zeit, so tränke ich ein wenig von dir!"" Dann erblickst du eine Treppe, die so verdreht angebracht ist, daß sie hinab, statt hinauf führt; vergiß nicht zu ihr zu sprechen: „„Schöne Treppe, — hätte ich nur Zeit, so würde ich dich betreten!""

Hierauf mußt du zu dem Laden einer türkischen Bäckerin gehen, die nicht fern von den letztgenannten Sachen wohnt; du mußt sie bitten, dir die sieben hohlen Früchte zu geben. Wohin du dann endlich zu gehen hast, — das mußt du selbst herausfinden!"

Der junge Prinz fand richtig alle jene sieben verdrehten Sachen: den Esel, den Hund, die Katze, die Henne, das Blutmeer, die Eiter-

quelle und die Treppe, und tat mit ihnen, wie ihn der Alte geheißen. Dann gelangte er zum Laden jener türkischen Bäckerin. Sie übergab ihm sogleich sieben Früchte, die hohle Nüsse zu sein schienen. Schon vor der Ladentür brach er eine Schale auf, und ein Mädchen kam heraus und rief: „Die Tochter des Hungers bin ich!" Aber er hatte nichts Eßbares bei sich, und das schöne Mädchen starb deshalb auf der Stelle. Wieder brach er eine Nuß auf, — und wieder ging es ihm, wie vordem. So hatte er denn nach und nach sechs Nüsse aufgeklopft, und allemal war der Nuß ein bildschönes Mädchen entstiegen und war gestorben. Als er jetzt die siebente aufklopfen wollte, sprach er bei sich: „Ich werde mir erst etwas Essen verschaffen!" Sogleich ging er hin und kaufte sich einen großen Tisch voll Eßwaren. Als er nun die letzte Nuß öffnete und dieser ein schönes, feines Fräulein entstieg und zu ihm sprach: „Die Tochter des Hungers bin ich!", — da antwortete der Prinz: „Hier, nimm und iß!" Und das Mädchen aß von den guten Speisen und blieb am Leben! Der Prinz sagte ihr, daß er sie heiraten wolle, und das Mädchen war erfreut darüber, und alle beide lachten und waren glücklich, denn sie waren beide schön. Dann nahm der Prinz seine Braut zu sich aufs Roß und ritt mit ihr fort.

Die alte häßliche türkische Bäckerin aber war dem schönen Mädchen gram und neidete es ihr, daß sie einen so schönen Bräutigam gefunden hatte. Darum rief sie der Treppe zu, als der Prinz über sie sprengte: „Treppe, bring den Reiter mit seinem Rosse zu Falle!" Die Treppe aber rief: „Nein! Denn hätte er Zeit gehabt, so hätte er mich betreten!" — Dann sprach die Türkin zur Eiterquelle: „Quelle, fließe aus und verschlamme ihm den Weg mit blutigem Eiterschlamm!" Die Antwort lautete: „Nein! Denn hätte er Zeit gehabt, so hätte er von mir getrunken!" — Zum Blutmeere: „Blutmeer, stürze deine Wellen über ihn!" Die Antwort: „Nein! Denn hätte er Zeit gehabt, so hätte er in mir ein Bad genommen!" — Dann zur Henne: „Henne, flattre ihm ums Gesicht, damit er vom Pferde stürzt!" Die Antwort: „Nein! Denn hätte er Zeit gehabt, so hätte er mir die Fischabfälle abgenommen und dafür Kleie geholt!" — Dann zur Katze: „Katze, kratz ihm seine Augen aus, die wie Sterne leuchten!" Die Antwort: „Nein! Denn hätte er Zeit gehabt, so hätte er mir die Kleie abgenommen und mir dafür Fischabfälle gebracht!" — Dann zum Hunde: „Hund,

beiß ihn und sein Pferd und reiß ihnen blutende Wunden!" Die Antwort: „Nein! Denn hätte er Zeit gehabt, so hätte er mir den Klee abgenommen und mir dafür Knochen gegeben!" — Dann zum Esel: „Esel! Schlag mit den Hinterbeinen nach dem Pferde und dem Reiter!" Die Antwort: „Nein! Denn hätte er Zeit gehabt, so hätte er mir die Knochen abgenommen und mir dafür Klee gegeben!"

Die Türkin wurde sehr zornig über diese Antworten und machte sich endlich selber auf und eilte dem Prinzen nach. Als der Prinz mit seiner Braut zu einem großen, schönen Baume gelangte, sprach er zu ihr: „Höre, ich werde es meinem Vater vorher melden müssen, daß ich mit einer Braut heimkomme! Sei deshalb so gut und bleib einstweilen hier! Ich hole dich hier ab!" Damit ließ der Prinz seine Braut allein und meldete seinem Vater, wie schön und süß seine Erwählte sei und wie fein und weiß sie aussähe. Er sprach von nichts, als von seiner Braut, und versicherte, daß man im ganzen Reiche kein so schönes Mädchen finden würde, wie seine Braut. Zuletzt sprach der König: „Sohn, du hast mir nun die Neugierde mit Löffeln eingegeben! Drum geh schnell hin und hole deine Braut! Ich lasse unterdessen alles zum Feste vorbereiten!" Der Prinz bestieg sein Pferd und ritt fort, seine Braut zu holen.

Nun wollen wir sehen, was unterdessen mit der schönen Braut geschehen war! Kaum hatte sie der Prinz allein gelassen, so kam die Türkin gleichfalls an jenen Baum, zog eine Stecknadel hervor und stach sie dem schönen Mädchen in den Kopf. Das schöne Mädchen wurde dadurch in eine Taube verwandelt und flog auf den obersten Wipfel des Baumes; die Türkin aber setzte sich unten an den Baumstamm hin.

Als der Prinz nun wieder zurückkam, rief ihn die alte häßliche Türkin an: „Sei willkommen, mein lieber Bräutigam!" Der Prinz versetzte: „Wie? Du bist doch nicht meine Braut! Meine Braut war weiß wie Schnee und rot wie Blut, und ihre Haare glichen dem glänzenden Golde!" „Lieber Prinz, ich bin doch deine Braut! Die Sonnenglut, in der du mich ohne Schutz stehen ließest, hat mich schwarz gebrannt!" Betrübt rief der Prinz aus: „Ich glaube nicht, daß du meine Braut bist, — sie war so süß, so lieb! Aber wohl oder übel muß ich dich mitnehmen! Was wird aber

mein Vater denken!“ So nahm er denn die Schwarze mit auf sein Pferd und sprengte der Stadt zu.

Kaum erblickte der König die vermeintliche Braut, so fing er an, seinen Sohn auszuzanken und sprach: „Ja, — so ein Mädchen haben wir freilich nicht noch einmal in unserm Lande! Ich möchte auch gar nicht, daß wir noch ein zweites dieser Art hätten! Nein, diese schwarze Haut! Diese wulstigen Lippen! Diese plumpe Nase! Dieses wollige Haar! Und dieses Weib hast du dir als Braut geholt! Du willst uns wohl zum Besten haben?“

Die Hochzeit konnte nicht stattfinden, da der Prinz sehr, sehr krank geworden war. — Als er im Bette lag, flog eine weiße Taube zum Fenster herein und setzte sich auf das Kopfende seines Lagers. Die Taube sprach: „Der kranke Tschiku! Ein Kissen unter dem Kopf! Lippen, wie ein Topf so breit! Eine Nase, wie ein Kaminloch!“ Die Schwarze, die am Bette des Prinzen saß, ärgerte sich sehr über diese Worte der Taube und wollte sie fangen. Aber die Taube flog fort und lachte. Der Prinz fragte mehrmals: „Was ist das für eine sonderbare Taube?“ Die Schwarze wollte aber nicht zeigen, daß jene Worte der Taube sie beträfen; deshalb antwortete sie allemal: „Ach, es ist weiter keine sonderbare! Es gibt viele dieser Art!“

Einst konnte der Prinz wieder nicht schlafen: die Taube kam und wiederholte immer ihren Spruch. Da sprach er Schmeichelworte zur Taube, — und die Taube setzte sich auf seine Schulter. Er nahm sie in die Hand und begann ihr die Federn zu krauen. Besonders hielt ihm die Taube ihr Köpfchen hin, und er erstaunte sehr, als er dort eine große Stecknadel entdeckte. Er zog der Taube die Nadel aus dem Kopfe: da verwandelte sich die Taube in ein schönes, weißes Mädchen!

Da sah der Prinz, daß dies seine Braut war, und er küßte sie und fragte sie, wer sie in eine Taube verwandelt habe. Und seine Braut erzählte ihm von der Bosheit der Türkin, und wie diese ihr die Nadel in den Kopf gestochen habe. Nun kam auch der König herbei und freute sich, daß sein Sohn eine so schöne Braut habe.

Dann fragte man die Braut, was man mit der Türkin tun solle, und die Braut sprach: „Tötet sie, und ihre Haut streift ab und hängt sie neben der Türe auf, damit jeder, der schmutzige Hände

hat, sie sich an dieser Haut abwischen kann!“ Dann feierten sie die Hochzeit, sieben Tage lang, — und es war sehr lustig dabei. — Jetzt ist die Geschichte aus!

16. Die Königstochter und der Drache.

Einst lebte eine schöne Königstochter, die ihr Vater und alle, die sie kannten, sehr liebten und verehrten, da sie ein so gutes Herz hatte. In jenem Lande aber hauste ein greulicher Drache, der jedes Jahr eine Jungfrau auffraß; dieses Jahr sollte ihm nun die gute Königstochter zum Fraße vorgeworfen werden, denn die Reihe war an sie gekommen. Da mußte jedermann im Reiche Trauer anlegen, und alle Häuser mußten mit schwarzem Tuche behangen werden.

Man brachte das Mädchen zum Drachen und wartete, daß dieser sie auffräße. Da aber kam ein junger Mann herbei, der sehr mutig war und mehrere sehr große, starke Hunde hatte. Diesen seinen Hunden befahl er, den Drachen zu töten, und sie töteten das garstige Tier. Hierauf schnitt der Jüngling dem Drachen die Zunge aus und wickelte sie in sein Taschentuch.

Der König hatte aber seiner Tochter einen schwarzen Türken als Wächter mitgegeben, der sollte dort bleiben, bis der Drache das Mädchen verschlungen hätte. Der Türke bekam jedoch Angst und versteckte sich in der Nähe der Drachenhöhle; als er dann wieder hervorkroch, sah er den Drachen tot am Boden liegen und die Königstochter heil und unversehrt neben ihm stehen. Da lief er zum Könige und berichtete ihm: „Ich habe das Untier getötet!“ Der König freute sich sehr und erklärte dem Türken: „Ich werde dir meine Tochter zur Frau geben! Denn du hast sie vom Tode errettet und sollst sie haben, obwohl du ein schwarzer Türke bist!“ Die Königstochter aber ward sehr betrübt und sprach bei sich, daß es eigentlich besser gewesen wäre, wenn der Drache sie gefressen hätte; denn dann wäre sie bloß einmal gestorben, — so aber müsse sie jeden Tag sterben!

So bereitete man denn alles zur Hochzeit des schwarzen Türken mit der Prinzessin vor. Den abgeschnittenen Kopf des getöteten Drachen aber stellte man mitten auf die Festtafel. Der Jüngling, der die Prinzessin vom Drachen befreit hatte, erschien plötzlich im Festsaale und sprach zum Könige: „Darf ich eine Frage stellen?“

„Gewiß, mein Sohn!" versetzte der König. Nun fragte der junge Mann: „Hat der Hund eine Zunge?" „Warum sollte er keine haben?" „Hat die Maus eine Zunge?" „Natürlich!" „Hat die Wanze eine Zunge?" „Ja, sie hat eine Zunge, weil alle Tiere eine Zunge haben!" „Hat der kleine Floh eine Zunge?" „Ja, auch der kleinste Floh hat eine Zunge!" „Dann hat wohl auch die kleine Ameise eine Zunge?" „Ja, auch sie!" „Aber der Drache hat doch keine Zunge!" „Natürlich hat auch der Drache eine Zunge!" „Ich glaube es nicht! Seht nur nach, ob in dem Drachenkopfe, der hier auf der Tafel steht, eine vorhanden ist!" Da untersuchte man den Drachenkopf und fand, daß er keine Zunge aufwies.

„Wer hat aber dann die Zunge des Drachens?" fragte der König; der Jüngling aber rief: „Ich habe sie! Denn ich habe den Drachen getötet!" Und damit wickelte er die Zunge des Ungeheuers aus seinem Taschentuche aus und wies sie den Festgästen, und siehe, sie paßte in den Rachen des Ungetüms! Da sprach der König: „Nun mußt du meine Tochter heiraten! — Aber was wollen wir mit dem schwarzen Türken beginnen?" Der junge Mensch erwiderte: „Laß ihn in Öl kochen, und seine Haut wollen wir zu einem Vorleger vor dem Tor des Palastes verarbeiten lassen, damit die, die herein wollen, sich darauf die Füße abwischen sollen!"

17. Königin Weltblume und der Zauberer.

Es war einmal eine Königin, die „Weltblume" hieß und sehr schön, aber sehr stolz und grausam war. In ihrem Lande lebte ein Zauberer, der sehr weise war und viele Geheimnisse wußte. Die Königin haßte ihn aber, weil er einst gesagt hatte, es gäbe in ihrem Lande viele einfache, niedriggeborene Frauen, die gerade so schön seien, wie sie. Deshalb wollte sie den Zauberer töten, aber sie fand kein Mittel hierzu, so sehr sie auch nachsann.

Endlich kam ihr ein Gedanke. Sie befahl, daß man im ganzen Lande ausrufe: „Ich will sehen, wer von den Zauberern in meinem Lande ein wirklicher Zauberer und Weiser ist, und wer nicht! Deshalb lasse ich an dem und dem Tage auf dem Platze vor meinem Schlosse einen großen Scheiterhaufen errichten. Wer durch diesen brennenden Scheiterhaufen hindurchkommt, den erkläre ich für einen wirklichen Zauberer!"

Da konnte sich jener weise Zauberer natürlich nicht fernhalten, und er mußte sich zu jener Feuerprobe hinbegeben. So bestieg er denn seine Mauleselin und ritt am ausgemachten Tage nach dem Schloßplatze. Dort war ein großer, großer Scheiterhaufen aufgerichtet, und neben diesem stand die Königin mit ihrem Gefolge und rief: „Wohlan, ihr Zauberer, zeigt eure Kunst! Der Älteste von euch soll beginnen!" Der älteste der Zauberer war aber jener ebenerwähnte.

Als der Zauberer auf seiner Mauleselin angeritten kam, hatten alle Leute gelacht; doch in größter Spannung sahen sie jetzt zu, was jener nun wohl beginnen würde. Man schürte die Glut noch mehr an und goß Pech auf das Holz des Scheiterhaufens.

Der Alte gab seiner Mauleselin die Sporen und schien den Scheiterhaufen durchreiten zu wollen, — aber das Tier hatte Angst und wollte nicht durch die Flammen laufen. Tief drückte ihr der Alte die Sporen ins Fleisch, — aber das Tier blieb unbeweglich auf einem Flecke, — doch blutiger Schaum und Schweiß begann seinen zitternden Körper zu bedecken. Da stieg der alte Zauberer ab von seiner Mauleselin, sammelte den sie überdeckenden Schweiß und rieb sich seinen Körper ganz und gar mit ihm ein. Er rieb sich fast eine Stunde lang mit diesem Schweiße ein und bedeckte sich dadurch mit einer Kruste, die dem Feuer widerstehen sollte. Dann nahm er einen kräftigen Anlauf und rannte durch die lodernden Flammen. In kurzer Zeit hatte er die Glut durchlaufen und stand alsbald, unversehrt, wieder neben der Königin.

Da ärgerte sich die Königin, daß sie dem Zauberer nichts anhaben konnte und entließ ihn wieder.

18. Der böse Ratgeber des Königs, die Elefantenzähne, der singende Vogel, das tanzende Wasser und die Tochter der Schönheit.

Es war einmal eine Frau, die sehr weise war und für alles Rat wußte. Ihr Mann war darum Ratgeber des Königs, und dieser liebte ihn sehr, da er ein sehr gutes Herz hatte. Es war nun aber noch ein hoher Angestellter da; der war auch Ratgeber des Königs; aber er hatte ein böses, hartes Herz. Er konnte den gutherzigen Mann nicht leiden, und sein Bestreben ging dahin, ihn wegzubringen

aus der Gnade und Liebe des Königs. Aber das war unmöglich. Der Gute hatte nun einen Sohn, der so gut war, wie der Vater, und so weise, wie die Mutter: seine Eltern liebten ihn sehr. Nun geschah es, daß jener gute Ratgeber des Königs starb. Der böse Ratgeber aber konnte seinen Haß nicht vergessen und übertrug ihn auch auf den unschuldigen Sohn seines Amtsgenossen. Lange sann er nach, wie er den Knaben wohl am besten vom Antlitze der Erde wegwischen könne, und bald kam ihm ein schlauer Gedanke.

Es hauste nämlich in jenem Reiche ein Elefant, der sehr oft in Dörfer und Hütten einbrach und schon eine Menge Leute zermalmt hatte. Niemand konnte ihn zwingen, da er sehr groß und sehr wild war und die Leute schon aus weiter Ferne bemerkte: er muß sie gerochen haben. Der König war immer sehr betrübt darüber, diesem Untiere gegenüber machtlos zu sein, und sein böser Ratgeber wußte das. Einmal sprach er: „König, ich wüßte eine Person, die geeignet wäre, das Untier zu erlegen, und dir die zwei riesigen Zähne zu überbringen!" Der König erwiderte: „Wer ist diese Person? Ich will sie sehen und bitte dich, sie mir herzubringen!" Der böse Ratgeber holte jenen Knaben herbei, und der König redete ihn mit diesen Worten an: „Willst du den entsetzlichen Elefanten töten? Ich würde dir eine Börse mit Goldstücken schenken!" „Wenn es mir meine Mutter erlaubt, so ziehe ich aus, das Tier zu töten!" Er ging nun nach Hause und berichtete seiner Mutter den Auftrag des Königs. Sie sprach: „Meinetwegen kannst du gehen; nur bitte den König, dir vier Zentner Fleisch und vier mit Wein gefüllte Tröge zu geben, da du Fleisch und Wein nötig hast, um dein Vorhaben auszuführen! Das Fleisch mußt du dann klein schneiden, und den Wein daneben stellen und dich auf die Lauer begeben!"

Das tat der Junge, nachdem er sich das Fleisch und den Wein vom König geholt hatte. Der Elefant roch das rohe Fleisch und den starken Wein. Er fraß und fraß — friß und hol einen, der es auch tut! — zuletzt ward er doch satt. Da er nun Durst spürte, so trank er sich des Weines voll und leerte die Tröge; gleich nachher war er natürlich trunken, legte sich hin und schlief ein. Der Junge stand auf der Lauer, und kaum sah er das Untier schlafen, so trennte er ihm den riesengroßen Kopf vom Körper, schnitt sich die beiden weißen Zähne heraus und brachte sie dem König, der sich sehr darüber freute. Der böse Sekretär aber freute sich gar nicht, als

er den Jungen heiler Haut vor sich stehen sah: er hatte ihn vorgeschlagen, um ihn in den Tod zu senden. Und jetzt war er wieder unbeschädigt heimgekommen! Der König gab ihm nun eine Börse mit Gold und sprach: „Geh nach Hause! Wenn ich dich wieder brauche, so rufe ich dich!" Da ging der Junge wieder fort.

Nach längerer Zeit wurde der böse Ratgeber wieder sehr ärgerlich über den Jungen und flüsterte dem König ein: „Warum baust du dir keinen schönen Palast aus den Zähnen der Elefanten?" „Ach, ich habe nur zwei Zähne, und mit diesen kann ich doch keinen Palast bauen?" „Ja, aber du weißt, daß es hier in den Wäldern eine Unzahl von Elefanten gibt, die die Menschen mit ihren Zähnen zermalmen und die Gegend verwüsten! Wäre es nicht vernünftig, sie töten zu lassen und sich davon zu befreien, und ferner mit ihren Zähnen einen Palast zu bauen?" „Ja, es wäre gewiß sehr gut! Nur wird sich kein Mensch finden, der diese Arbeit übernähme!" „Hast du nicht den tapferen Sohn deines verstorbenen Ratgebers? Er hat dir doch den großen Elefanten getötet und dir die Zähne gebracht! Soll ich ihn rufen?" „Ja, rufe ihn!" Der hartherzige Mann freute sich über seinen Plan und sandte den Knaben zum Könige. Dieser gab ihm jetzt den Auftrag, die Elefanten zu töten, und fragte ihn, ob er das auch ausführen könne. „Ja! Das heißt, wenn meine Mutter es erlaubt!" Seine Mutter versetzte, als er ihr den Befehl des Königs mitteilte: „Gut! Nur mußt du auf meinen Rat hören und keine Angst haben! Bitte also den König um hundert Zentner Fleisch und hundert Tröge Wein! Dann verfahre damit, wie das erstemal und lege dich auf die Lauer! Schnarchen die Tiere, so schlage ihnen den Kopf ab!"

Der Junge tat, wie ihm seine Mutter befohlen hatte, und erlegte eine Unzahl Tiere, denen er die Zähne nahm und diese auf Karren lud. Aber es lagen nun draußen ganze Berge von Fleisch. Er sprach deshalb zum Könige: „Was beginne ich mit den toten Körpern? Sie faulen schon und verpesten das Land!" „Nimm die Schlächter der Stadt, damit sie mit dem Fleische aufräumen und es aus dem Wege schaffen!" Da holte der Junge die Schlächter, und diese räumten mit den Fleischbergen auf.

Nun hatte der König lange, schwere Elefantenzähne in Menge und konnte sich einen großen Palast damit bauen. Er dankte dem

mutigen Jüngling und sprach: „Nimm diese Börse — sie ist voll Gold — und gehe heim! Wenn ich dich brauche, so rufe ich dich!" Der Junge ging heim; der böse Ratgeber aber freute sich gar nicht über alles dies.

Nach längerer Zeit machte er sich wieder an den König und redete ihm ein: „Sieh: es gibt einen singenden Vogel; der könnte dir sicher viel Vergnügen schaffen! In den Palast der Elefantenzähne gehört unbedingt dieser singende Vogel, und nicht minder das tanzende Wasser! Möchtest du nicht diese zwei Sachen haben?" „Ja, ich möchte schon diese Sachen haben; nur weiß ich keinen Menschen, der sie mir holen könnte!" „Wie? Ich kann dir aber sagen, daß es eine Kleinigkeit wäre für dich, den Sohn deines früheren Ratgebers zu ersuchen, dir auch diese zwei merkwürdigen Sachen zu holen! Soll ich ihn holen?" „Ja, hole ihn!" Der böse Ratgeber holte nun den Jungen, und der König fragte: „Möchtest du mir den singenden Vogel und das tanzende Wasser holen?" „Ja, — wenn meine Mutter es mir erlaubt!" Dann ging er heim und fragte seine Mutter: „Soll ich den singenden Vogel und das tanzende Wasser holen?" „Meinetwegen kannst du es tun; nur mußt du auf meinen Rat hören!" „Mutter, wo ist der singende Vogel zu finden?" „Ach, in der weiten, weiten Ferne steht ein Baum, der sehr schön grün ist. Auf seinen Zweigen sitzt der Vogel! Hat er die Augen offen, so schläft er, und du kannst ihn fangen. Sind seine Augen aber geschlossen, so ist er wach, und du darfst ihn nicht berühren. Unter dem Baume befindet sich das tanzende Wasser; schöpfe von ihm und bring es her!"

Der Knabe brach auf. Er gelangte in einen großen, finstern Wald und suchte den ihm von seiner Mutter bezeichneten Baum. Lange Zeit konnte er ihn nicht finden, — endlich erblickte er ihn und auf seinen Zweigen den singenden Vogel, dessen Augen geschlossen waren: also — so dachte er — war er wach! Doch der Vogel sah den Jungen sofort und rief ihm höhnisch zu: „Du fängst mich nicht! Du fängst mich nicht! Du fängst mich nicht!" Der Junge ging nun wieder heim und klagte der Mutter sein Leid. Sie schickte ihn nochmals hin und sagte ihm: „Vielleicht findest du ihn jetzt mit geöffneten Augen, — also schlafend! Greif ihn rasch und halt ihn fest; dann nimm das Wasser und eile heim!"

Der Junge tat, wie ihm seine Mutter geraten, und wanderte

hin. Wirklich fand er den Vogel mit offenen Augen, — also schlafend. Behutsam nahm er ihn herunter von den Zweigen, füllte ein Gefäß mit dem tanzenden Wasser und trat den Heimweg an. Der König war sehr erfreut über alles dies und dankte ihm vielmals. Dann gab er ihm eine Börse mit Gold und sprach: „Nimm diese Börse und geh nach Hause! Wenn ich dich wieder brauche, so rufe ich dich!"

Der böse Ratgeber aber war ungemein erbost über den Jungen, und in seinem Herzen wuchs das Kraut des Hasses immer höher empor. Doch er konnte vorderhand keine Gelegenheit finden, dem Jungen wieder eine lebensgefährliche Aufgabe zu stellen. Da aber der Schlechte immer neue Mittel zu finden weiß, so fiel auch dem Ratgeber seine Baumwolle in die Zähne der richtigen Hechel: der Vogel wollte nicht singen, und der König schämte sich recht vor den Leuten. Er ließ also den Jungen holen und sprach: „Du scheinst den Unrechten gebracht zu haben!" „Nein, — es ist der richtige singende Vogel!" „Aber er singt nicht, und ich schäme mich!" „Er scheint vorderhand noch den gewohnten Baum zu vermissen!" Der König beruhigte sich; der böse Ratgeber aber blies das Feuer an und sprach: „Man muß dem Vogel den Baum schaffen! Der Junge soll den Baum holen!" So ersuchte denn der König den Jüngling, ihm den Baum zu holen. Der Jüngling erwiderte: „Ich weiß nicht, ob meine Mutter es erlaubt!"

Dann ging er nach Hause und fragte seine Mutter. Sie sprach: „Du kannst den Baum meinetwegen holen, — nur mußt du auf meine Ratschläge hören und ihnen folgen! Also: siehst du den Baum des singenden Vogels sich bewegen, öffnet und schließt er seine Blätter, schüttelt und biegt er sich, gibt er dem Winde nach und schwankt er hin und her, so schläft er! Sind aber seine Blätter geschlossen, steht er steif und ohne sich zu rühren da und kann ihm der Wind nichts anhaben, so hüte dich ihn zu berühren: er wacht, und du würdest nie, nie zurückkehren, da seine Dornen gar scharf sind!" Der Jüngling ging nun hin und fand den Baum des singenden Vogels. Aber die Blätter hingen schlaff von den Zweigen, der Wind fuhr machtlos durch das Laub hindurch und der ganze Baum schien aus Stein zu sein! Also waren alle Zeichen seines Wachens vorhanden, und der vorsichtige Knabe legte sich nicht allzufern vom Baume auf die Lauer. Lange, lange Zeit wollte der Baum nicht

einschlafen. Endlich aber fing er an, die Zweige zu schütteln, die Blätter zu öffnen und zu schließen, und der Wind bewegte sie hin und her, während der ganze Baumstamm sich beugte und reckte. Da sprach der Knabe bei sich: „Der Baum schläft! Ich will mein Glück versuchen!" Sogleich sprang er auf, faßte den Baum, zog ihn samt den Wurzeln aus dem Erdreiche, legte ihn auf seine Schultern und trug ihn heim.

Der König freute sich sehr, — besonders, als der Vogel, sobald er auf den Baum gesetzt worden war, mit heller, glockenreiner Stimme zu singen anhub und alle Anwesenden in Entzücken versetzte. Und er sprach: „Nimm diese Börse; sie ist mit Gold gefüllt! Einstweilen kannst du nach Hause gehen; sollte ich dich wieder brauchen, so ruf' ich dich!" Der Junge ging fort, und seine Mutter freute sich sehr über sein Glück. Aber der falsche, böse Ratgeber freute sich gar nicht, sondern war traurig. Immer und immer sann er nach, wie er diesen Jungen töten könne. Aber es wollte sich gar keine Gelegenheit zeigen, das schlechte Vorhaben auszuführen. Da hörte er von einem wunderbar weisen, wunderschönen Mädchen sprechen, welches einsam in weiter Ferne wohnte; sie wurde kurz die „Tochter der Schönheit" genannt. Es waren aber schon sehr, sehr viele Jünglinge hingegangen, sich das Mädchen zu holen, — aber immer kehrten sie ohne die begehrte Schöne zurück, wenn sie überhaupt zurückkehrten: die meisten kamen im fremden Lande um, — vielleicht fraß sie die Tochter der Schönheit auf!

Der böse Ratgeber sprach nun zum Könige: „Eigentlich fehlt dir das Schönste im Palaste!" „Was fehlt mir?" „Ach, du solltest die Tochter der Schönheit holen lassen, um deinen, aus Elefantenzähnen errichteten Palast mit ihr zu schmücken!" „Würde sich aber auch jemand finden, der mir diesen Wunsch erfüllen könnte?" „Ja, sicher! Du hast doch den Jüngling, der dir schon so große Heldentaten verrichtete: befiehl ihm, dir auch diesen Wunsch zu erfüllen!" „Gut! Rufe ihn her!" Nun kam der Jüngling, und der König gab ihm sein Verlangen kund. Der Jüngling erwiderte: „Ich möchte diese Aufgabe ganz gern lösen, — nur weiß ich nicht, ob meine Mutter es erlaubt! Ich will sie fragen!" Die Mutter sprach nun zu ihm: „Meinetwegen kannst du gehen! Wo die Tochter der Schönheit zu finden ist und auf welche Weise sie zu erlangen, weiß ich aber nicht! Diesmal mußt du eben deine Augen offenhalten und dich umsehen!

Vielleicht findst du unterwegs Leute, die dir Auskunft erteilen können! Ehre die Alten und befolge ihre Weisungen!"

Der Jüngling machte sich nun auf. Nach langer Wanderung kam ihm ein altes Weiblein entgegen. Er hielt im Gehen inne und rief: „Viel Gesundheit, Großmutter!" „Hättest du mir nicht Gesundheit gewünscht, so hätte ich dich mit einem Schnapp hinuntergeschnappt und mit einem Würger hinuntergewürgt! Was willst du?" „Ich bin auf dem Wege, die Tochter der Schönheit zu holen, wenn ich sie finden kann!" „Du mußt vorher den Ameisen, den Fischen und den Vögeln einen Dienst tun! Den Ameisen streue Negerhirse, den Fischen Fleischstückchen, den Vögeln Sesam hin! Diese Tiere werden dir durch ihre Dankbarkeit nützen! Nun hole das Verlangte, das Nötige! Geh!" Der Jüngling kehrte um und bat den König um Negerhirse, Fleisch und Sesamkörner. Dieser ließ sie ihm geben; er lud sich alles auf den Rücken und brach wieder auf. Dann gab er den Ameisen, die er auf der Straße sah, Negerhirse zur Speise, den Fischen des Meeres kleingeschnittenes Fleisch, den Vögeln der Lüfte aber Sesamkörner. Zuletzt — nachdem er den mitgebrachten Vorrat verbraucht hatte — begegnete ihm ein altes, steinaltes Weiblein; er rief: „Viel Gesundheit, Großmutter!" „Hättest du mir nicht Gesundheit gewünscht, so hätte ich dich mit einem Schnapp hinuntergeschnappt und mit einem Würger hinuntergewürgt! Was willst du?" „Ich bin ausgezogen, die Tochter der Schönheit zu holen und dem Könige zu überbringen! Weißt du nicht, wo ich hingehen muß, sie zu finden?" „Geh nur immer weiter und weiter; zuletzt wird dir ein Weiblein begegnen, das viel, viel älter ist, als ich, und viel, viel weiser! Dieses Weiblein wird dir den richtigen Rat geben!" Der Junge ging nun weiter und weiter. Endlich begegnete ihm das Weiblein; es war uralt und ging ganz gebückt. Der Junge rief: „Viel Gesundheit, Großmutter!" „Hättest du mir nicht Gesundheit gewünscht, so hätte ich dich mit einem Schnapp hinuntergeschnappt und mit einem Würger hinuntergewürgt! Was willst du?" „Ich bin ausgezogen, die Tochter der Schönheit zu holen! Kannst du mir keinen Rat geben?" „Ach, mein Sohn! Es sind hierzu schon viele ausgezogen, die viel stärker und älter waren, als du, und sie sind nie mehr in ihre Heimat zurückgekehrt! Wie willst du es da erreichen?" „Ich will sie aber holen, Großmutter!" „Gut! Geh nur immer vorwärts; zuletzt wirst du die Tochter der Schönheit

finden! Hast du den Ameisen, den Fischen und den Vögeln Nahrung hingestreut?" „Ja, Großmutter!" „Gut! Geh nur weiter; du wirst die Tiere in der Gefahr auf deiner Seite haben!"

Der Junge ging weiter und zuletzt fand er die Tochter der Schönheit! Aber sie wollte ihm nicht folgen, sondern sprach: „Sieh, ich habe hier tausend Nadeln, und im Garten liegt ein kleiner Berg Negerhirse! Die Nadeln werfe ich in ihn hinein; wenn du sie mir nicht alle überbringst, — wenn auch nur eine fehlt, — so bist du verloren! Es ist das also eine Wette, und du hast drei Tage Frist!" Der Junge sah sich um — und siehe: der Ameisenkönig stand hinter ihm, und mit ihm war sein gesamtes Volk gekommen! Sogleich durchsuchten sie den Berg aus Negerhirse und brachten die verlangten tausend Nadeln.

Die Schöne war sehr erstaunt, sagte aber: „Ich werde doch nicht mit dir gehen, — es sei denn, du bringst mir diesen schönen Ring hier wieder, den ich jetzt ins Meer werfe! Aber nicht durch dich lasse ich ihn ins Meer werfen; eine fremde Person muß es tun und es darf auch nicht vor deinen Augen geschehn, damit du nicht irgend einen hinterlistigen Streich ausführen kannst, um mich zu betrügen!" „Tu, wie du willst! Es ist mir gleichgültig!" Nun ließ sie den Ring in das Meer senken, dort, wo es am tiefsten war. Dann ging der Jüngling an das Gestade und rief den Fischen. Alle kamen sofort herangeschwommen, aber keiner konnte den Ring finden, so leid es ihnen tat! Aber plötzlich kam ein blinder Fisch herangeschwommen, den die Bewohner des Meeres vergessen hatten, weil er immer allein und für sich lebte. Dieser blinde Fisch trug den Ring im Maule! Man befragte ihn über die Art und Weise, wie er zum Ringe gekommen, und er versetzte: „Er hing in den Stacheln eines Seeigels!" Der Junge dankte, nahm den Ring und übergab ihn der Schönen. Dabei sprach er: „Nun hast du keine Ausrede mehr! Nun mußt du mir folgen!"

Die Schöne aber erwiderte: „Ach, — wie einfältig du bist! Ich werde erst dann mit dir kommen, wenn du mir die sieben Schleier wieder übergibst, die ich hier den Winden preisgebe, damit sie bis ans Ende der Welt fliegen! Die bringst du mir nimmer!" Aber der Junge verzagte nicht. Leise stellte er sich hinter die Schöne und rief den Vögeln der Lüfte. Sogleich kamen sie herbei und trugen auch schon die verlangten Schleier in ihren Schnäbeln! Diese Schleier

waren so fein, wie Spinnweb, und gar leicht. Er übergab sie ihr nun, und sie versetzte: „Nun muß ich mit dir gehen und darf keine Zeit mehr verlieren!"

Da brachen sie zusammen auf und gelangten an den Hof des Königs. Dieser freute sich sehr über das schöne Mädchen und bat sie, ihn doch zu heiraten. Das Mädchen versetzte: „Bereite alles vor für die Hochzeit!" Da ließ der König große Vorbereitungen treffen, und wie alles fertig war, sagte er: „Komm mit mir! Alle Vorbereitungen für unsere Hochzeit sind getroffen!" Aber die Schöne herrschte ihn an: „Du kannst doch nicht erwarten, daß ich dich heirate! Du bist ja alt, und ich bin jung und schön! Augenblicklich laß den Jüngling holen, der mich hergebracht! Überreiche ihm Krone und Zepter! Er soll König werden und mich zur Frau nehmen!"

Da ließ der König den Jüngling holen und machte ihn zum Könige. Dieser heiratete die Schöne; aber den alten, bösen Ratgeber des Königs ließ er in Öl schmoren, und seine Haut wurde als Bettvorleger verwendet. Turi, tombi, die Geschichte ist aus! Wer jetzt zuerst spricht, ist ein Kahlkopf!

19. Der König und sein Sohn, der Papst wurde.

Es war einmal ein König; der hatte einen Sohn. In jener Zeit war es nun Gebrauch, sich das Schicksal des Lebens lesen zu lassen. Eigentlich besorgten die Leute diese Arbeit selber, da die Zukunft auf kleinen Karten aufgezeichnet stand, die der Neugierige hinwerfen und aufheben mußte. Auch dieser König las sein Schicksal auf diese Weise und sah da, daß er der Diener und Fußwascher seines Sohnes werden solle! Das wollte er aber nicht werden, weil er sehr stolz war und gar nicht demütig. Da begann er zu sinnen und nachzudenken, und zuletzt nahm er sich vor, seinen Sohn zu töten. Er ließ sich einen Mann aus dem Kerker holen, der ein Mörder war und sich vor dem rinnenden Blut nicht fürchtete, um ihn zum Mörder seines leiblichen Sohnes zu dingen. Er sprach zu ihm: „Höre, — nimm meinen Sohn, führe ihn dahin, wohin du es für gut erachtest! Wenn du meine Wünsche und Befehle ausführst, so befreie ich dich von der Kerkerstrafe!" „Ja, Herr, — du brauchst mir nur zu sagen, was ich für dich tun soll!" „Töte mir meinen Sohn! — Und hier gebe ich dir ein Gläschen mit, welches du mir mit dem Blute meines Sohnes

gefüllt zurückbringen mußt; auch sein Gewand will ich haben, nachdem du es in sein Blut getaucht; und auch sein Herz bringe mir in meine Hände!" „Gut, Herr!"

Der Mann nahm nun den reizenden Prinzen mit in den Wald. Auf dem Wege dahin unterhielten sie sich. Da empfand der Mörder Mitleid und sprach plötzlich: „Wie soll ich dich töten? Ich kann mich nicht dazu entschließen!" „Aber das hat dir mein Vater befohlen, und du mußt gehorchen!" „Nein, — ich kann dich nicht töten! Ich habe dich so lieb!" „Töte mich! Sonst mußt du wieder in den Kerker zurück!" „Ich kann dein Blut nicht rinnen sehen!" „Drücke die Augen zu!" So sprachen sie hin und her, hin und her; zuletzt hatte der Mann einen Einfall: er rief: „Mein Junge, — hast du Geld?" „Ja!" „Gut, — dann kaufen wir ein Lamm, töten es und bringen deinem Vater sein Herz und sein Blut!" „Gut, kaufen wir ein Lamm!" So kauften sie denn ein Lamm, töteten es, nahmen ihm das Herz heraus, füllten das Gläschen mit Blut und tauchten auch das Gewand des Prinzen in das Blut des Lammes. Dann verließ der Mann den Prinzen, und dieser blieb nackt und allein im fremden Walde zurück.

Bald gewahrte er eine Hütte und klopfte an ihre Türe. Ein Bauer öffnete, und der Prinz sprach flehentlich: „Bitte, — behalte mich doch hier bei dir! Ich bin ein unglücklicher, verlassener Prinz und habe keine Kleider!" „Ja, ja, — mein Sohn! Herein, herein, nur herein in meine armselige Hütte!" Der Prinz trat ein, und der gutherzige Mann hing ihm einen alten Sack über die Schultern und gab ihm Essen. Dann bettete er ihn warm und gut. Den nächsten Morgen standen sie auf und gingen an die Arbeit. Der Knabe arbeitete sehr fleißig, und so oft er freie Zeit hatte, studierte er. Nachdem er längere Zeit für den Mann gearbeitet hatte, wollte ihm dieser Bezahlung anbieten; aber der Knabe wollte durchaus nichts annehmen. Eines Tages sagte er: „Nun ist die Zeit gekommen, wo ich dich verlassen muß! Da du mich wie ein Vater aufgenommen, so bitte ich dich, mich wie ein Vater zu segnen!" Da wurde der Bauer sehr traurig und antwortete: „Warum willst du mich verlassen? Hat dir vielleicht jemals etwas bei mir gefehlt?" „Nein! Aber ich darf nicht länger hier weilen! Der Ruf ist an mich ergangen!" Da segnete ihn der Mann wie ein Vater, und der Königssohn zog aus; seine Bekleidung sah sackartig und rauh aus.

Er ging und ging, — geh und hol einen, der's auch tut! —; zuletzt sah er einen Kapuziner, und er lief auf ihn zu, und begann: „Laß mich mit dir gehn!" „Warum?" rief unwillig der Kapuziner. Aber der Knabe bat und bat, und immer wieder rief er: „Laß mich mit dir wandern!" Da erlaubte es der Kapuziner, und nun wanderten sie zusammen weiter und gingen sehr weit weg.

Eines Tages sahen sie einen Brunnen und darin einen umgestürzten Kelch, der Hostien enthielt. Der Kapuziner gab nichts darauf und setzte ganz einfach seinen Weg fort; der Prinz aber nahm sie heraus. Wie das der Kapuziner sah, ärgerte er sich und rief: „Was willst du mit den Sachen? Warum ließt du sie nicht da liegen, wo sie durch Zufall oder Vorsehung lagen?" „Ach, — vielleicht nützen sie uns noch einmal!" rief der Knabe. Dann setzten sie ihren Weg fort.

Nach langer Wanderung erblickten sie einen Palast und viele, viele große Herrschaften. Der Kapuziner schickte sich an, in den Palast einzutreten, und der Prinz bat: „Laß mich mit dir gehn!" Doch der Kapuziner wollte es nicht erlauben, obwohl der Knabe so innig bat. Schließlich konnte er nicht länger dagegen sein und antwortete mürrisch: „Nun ja, — so komm mit!" Sie traten ein und sahen einen Saal, der dicht gefüllt war mit Menschen, mit Ärzten, mit Geistlichen und mit Bischöfen. Die Tochter des Königs aber lag steif und starr am Boden, und rührte sich gar nicht; stumm und wie steinern lag sie da. Der Knabe sah sie so daliegen, und sie dauerte ihn. Er rief laut: „Ich will doch zusehen, ob ich nichts für sie tun kann!" Alle Anwesenden verspotteten ihn; er aber sprach: „Wollt ihr's sehen?" „Ja, — aber säume nicht länger!" Da sagte der Prinz Gebete her und sprach zu ihr: „Bekreuze dich!" Sie machte sofort das Kreuzeszeichen. „Steh auf!" Sie stand auf. „Gehe!" Sie ging. Hierauf gab er ihr die Hostie und sagte: „Sprich!" Und sie sprach, aber einstweilen nur mit ihm. Jetzt rief er: „Seht ihr's, wie nötig wir die Hostien hatten?" Ob dieser wunderbaren Tat erstaunten alle Anwesenden und Versammelten.

Der König wollte ihm nun seine eigene Krone aufsetzen und ihm das Zepter in die Hand geben; aber der Knabe wollte nichts annehmen. Dann fragte ihn der Vater des geheilten Mädchens: „Hast du wirklich gar keinen Wunsch?" „Ja, — ich habe einen: gib mir und dem Kapuziner — er ist mein Begleiter — Essen, daß wir satt werden!" Man gab es ihnen, und sie gingen wieder fort.

Sie wanderten und wanderten. Zuletzt fanden sie den Ort, wo die Päpste gemacht werden. Da ging der Kapuziner in den Palast hinein; der Prinz blieb draußen stehen. Drinnen ließ man gerade die Taube fliegen, um zu ersehen, wer Papst werden solle. Die Taube flog aber hinaus und setzte sich auf den Kopf des Knaben. Alle Anwesenden fingen nun zu lachen und laut zu schreien an: „Seht, wer diesmal Papst wird!" Dann fingen sie die Taube ein, den Jungen aber sperrten sie in den höchsten Turm des Palastes. Als man aber die Taube wieder fliegen ließ, durchbohrte sie mit ihrem Schnabel das Glas des Turmfensters und setzte sich wieder auf den Kopf des Knaben. Jetzt sperrte man ihn in einen fensterlosen Turm; die Taube ließ man wieder fliegen, und die Versammelten sagten: „Dreimal müssen wir die Probe machen! Das dritte Mal gilt sie!" Die Taube durchbohrte jetzt die Turmmauer und ließ sich zum dritten Male auf den Kopf des Knaben nieder. Da mußte man es anerkennen! Man schickte ihn nun in die Schule, weil er noch nicht gelehrt genug war, um Papst zu sein. Nachdem er ein gutes Examen bestanden, machte man ihn zum Papst.

Sein Vater hörte einst davon, daß ein neuer Papst eingesetzt worden sei, und erzählte es seiner Frau. Diese sprach: „Mann, — es ist ein neuer Papst eingesetzt worden! Du hast eine große Sünde begangen: du hast deinen Sohn getötet! Willst du, daß wir hingehen und dem neuen Papste unsere Sünden beichten? Der Papst kann die größten Sünden vergeben!" Der König erklärte sich einverstanden, und sie machten sich nun auf zum neuen Papste. Ihm beichteten sie alles, und als sie fertig waren, baten sie um Vergebung. Der Papst sprach zum Könige, seinem Vater: „Du da, wasch mir meine Füße und trockne sie mir ab!" Und sein Vater gehorchte. Wie der König hiermit fertig war, öffnete der Papst seinen Mund und sprach: „Du merkst es wohl nun, daß du deinem eignen Sohne die Füße gewaschen?" „Wie? Bist du mein Sohn?" „Ja, ich bin dein Sohn, der für dich tot war!" Der Vater bat: „Verzeihung, Verzeihung! Ich war grausam! Verzeihe mir meine Grausamkeit! Ich wußte nicht, was ich tat!" „Ja, — ich verzeihe dir, jetzt und immer!" sagte hierauf der Papst. Und Vater und Mutter schauten sich an; ihr Herz war halb durch Freude und halb durch Furcht gebrochen: sie fielen zu Boden und starben. — Ein himmlischer Duft stieg hernieder und alles verlor sich ins Nichts! —

20. Der König, der sein Wort brach.

Vor langer Zeit lebte einmal ein König, der eine sehr schöne Tochter sein eigen nannte. Einst ließ er durch Ausrufer im ganzen Lande verkünden: „Wer eine ganze Nacht im Winter ohne jegliche Kleidung auf der Dachterrasse meines Palastes auf- und abzuwandern vermag, der soll meine Tochter heiraten!"

Viele junge Männer unterzogen sich dieser Bedingung, aber alle erfroren. Zuletzt hörten auch drei Brüder von dieser sonderbaren Aufforderung und beschlossen hinzugehen. Zunächst begab sich der Älteste zum König, und dieser sprach zu ihm: „Mein Sohn, — bis jetzt hat noch niemand bis zum nächsten Morgen ausgehalten! Willst du die Sache trotzdem wagen?" „Ja, ich will!" antwortete der Jüngling und unternahm das Wagnis. Die Kälte war grimmig. Er schlug immer kräftig mit den Händen um sich, — er schlug sich mit den Fäusten an den Körper, die Beine, die Füße, den Kopf, — und er ward schließlich so blau, wie eine Maulbeere, und stürzte hin und starb.

Man warf seinen Körper hinunter zu den Leichen der vor ihm Erfrorenen. Hierauf versuchte der zweite Bruder sein Glück. Aber soviel er sich auch an den Körper schlug und auf dem Boden hin und her kugelte, — alles war vergeblich, und er erfror gleichfalls.

Schließlich unternahm der Jüngste das Wagnis. Er fing an, mit kräftigen Schritten auf und ab zu gehen. Es war grimmig kalt und dabei stockfinster. In der Ferne erblickte er einen schwachen Lichtschein, der von einem kleinen roten Laternchen herrührte; das Licht tat seinen Augen wohl in seiner Verlassenheit, und er trennte seine Augen nicht von ihm, sondern blickte es ununterbrochen an. Das hielt ihn wach und bei Kräften und er erlebte den nächsten Morgen, obwohl er schließlich kaum mehr stehen konnte vor Kälte.

Als er dann vor den König trat, fragte ihn dieser verwundert: „Mein Sohn, auf welche Weise erhieltst du dich am Leben?" Der Jüngling versetzte: „Majestät, ganz in der Ferne erblickte ich das Licht einer Laterne; dies schaute ich immer an und hielt mich auf diese Weise aufrecht und wach." Da rief der König: „Du Betrüger! Du Schurke! Darum also bist du am Leben geblieben! Am Feuer jener Laterne hast du dich gewärmt und mich hintergangen! Jetzt

gebe ich dir meine Tochter nicht!" Und damit jagte er den armen Burschen aus dem Palaste.

Einige Zeit später sollte ein großes Fest bei diesem Könige gefeiert werden. Der Oberkoch hatte sehr viel Arbeit und große Angst, daß er die schwierig zu bereitenden Gerichte, die ihm der König herzustellen gebot, nicht ordentlich herstellen möchte. Da trat auf einmal ein hübscher junger Mann zu ihm in die Küche und erklärte, er werde die Zubereitung des Mahles ganz allein übernehmen. Dem Koche war nichts lieber als dies, und er überließ dem jungen Menschen alles und verließ die Küche. Da stellte jener Jüngling auf alle Herde der großen Hofküche Töpfe und Pfannen mit den zu kochenden Speisen; Feuer zündete er aber in keinem Herde an, sondern bloß in einem kleinen Steinherde in der Mitte der Küche, den er dort hingestellt hatte.

Kurz vor der Mahlzeit stieg der König in die Küche hinunter; denn er wollte sich überzeugen, ob die Speisen auch richtig zubereitet würden. Als er nun in die einzelnen Töpfe und Pfannen sah, fand er, daß sich in ihnen bloß rohe, ungekochte Speisen befanden. Nur in der Mitte, auf einem kleinen Steinherde kochte ein Topf; sonst waren alle Herde ohne Feuer. Der König fuhr auf den jungen Mann los und fragte ihn, was das bedeuten solle, daß er die Speisen nicht koche. Jener versetzte, sie kochten ja: das Feuer des kleinen Herdes in der Mitte der Küche koche alle. „Wie kann auf eine solche Entfernung hin Feuer wärmen?" schrie jetzt der König; der Jüngling aber versetzte: „Du hast ja neulich selbst gesagt, daß ich mich am Lichte einer ganz entfernten kleinen Laterne gewärmt habe!"

„Du hast jetzt ein wahres Wort gesprochen!" rief der König aus und gab ihm seine Tochter zur Frau.

21. Die Frau, die den kranken König heilte.

Einst konnte man eine arme Frau in der Nähe ihrer Feldhütte erblicken, wie sie schrie und weinte und sich dabei am Boden wälzte. Neben ihr lag das sterbende Maultier, das der Frau gehörte. Dann und wann versuchte es, sich emporzurichten, — aber stets fiel es wieder kraftlos nieder; deshalb weinte seine Besitzerin: es war ihr einziges, wertvolles Tier, und durch seine Arbeit verdiente sie täglich

einen Mundvoll Brot! Das Tier war nun dem Tode nahe, und die Frau der Verzweiflung.

Plötzlich kam der König vorbei und sah die schreiende Frau. Er hatte die Liebhaberei, mit einfachen Leuten seinen Spaß zu treiben und sie dann weidlich auszulachen. So ritt er denn auf die Weinende zu und fragte: „Maria, warum raufst du dir die Haare aus und warum zerreißt du deine Kleider?" „O Unglück, o Unglück! Mein Maultier wird in Kürze verenden, und ich verliere mein tägliches Brot!" „Hab keine Angst! Ich kenne ein Mittel, das Tier zu retten!" Die Frau ward wieder froh und bat den König, ihr doch das Mittel zu nennen; dieser sprach: „Du mußt wissen, daß es ein Zaubermittel ist! Also: entkleide dich vollständig und sieh ja darauf, daß du nicht mehr Kleider auf dir trägst, als dir der Schöpfer bei deiner Erschaffung verliehen hat! Dann mußt du fünfzigmal um das kranke Tier herumlaufen und dabei den Zauberspruch sagen: ‚Drei Maultierskräfte, drei menschliche Dummheiten und drei geschmorte Würmer! Rühr alles zusammen und nimm es ein!' Dein Maultier wird sicher, sicher durch dieses Tun geheilt!"

Die Frau wartete nicht lange, sondern begann sogleich sich zu entkleiden und um das Tier herumzulaufen; das Maultier hatte noch nie dergleichen gesehen und darum sprang es, laut brüllend, in die Höhe und — ward gesund! Die Frau wurde fast wahnsinnig vor Freude und wußte sich gar nicht zu fassen. Der König aber hatte sich etwas abseits aufgestellt, um das Ergebnis seiner Anordnung zu sehen; er lachte aus Leibeskräften, als er das gesunde Tier sah, und ritt dann heim.

Nach etlichen Jahren wurde dieser selbe König sehr krank; er bekam im Halse ein großes Geschwür, und die Ärzte wußten ihm keine Hilfe; das Geschwür war sehr hart und fest und binnen kurzen Tagen wäre der arme König wohl verdurstet und verhungert. Das ganze Land war in Trauer; alle hätten dem König gar zu gern Hilfe geleistet, um ihn vom Tode zu retten. Auch die arme Landfrau hörte diese traurige Geschichte, und sie nahm sich vor, dem Könige ihre Dankbarkeit zu bezeigen.

Sie machte sich also auf und langte an den Toren des Palastes an; aber die Wachen riefen: „Scher dich zum Teufel, — unser Herr liegt im Todesröcheln und ist mit den großen Herrschaften allein im Sterbezimmer!" Die Frau bat und bat; auch stellte sie den Sol-

daten vor, wie sie ein Mittel habe, um den König zu heilen; aber jene schimpften weiter und ließen sie nicht hinein. Die Frau paßte nun einen günstigen Augenblick ab und versetzte den Wächtern, die auf der rechten und linken Seite des Portals standen, einen kräftigen Stoß und schlüpfte durch das Tor. Dann lief sie die Treppe hinauf, und da vor dem Krankenzimmer ebenfalls eine Wache stand, erhielt auch diese eine Ohrfeige. Dann stieß die Landfrau die Türe auf und lief hinein. Neben dem Schmerzenslager des Herrschers standen viele, große Herren, und auch Geistliche waren dort zu erblicken, weil der König sein Testament machen wollte. Alle diese Herren zogen sich jetzt auf einmal in eine Ecke zurück: denn die Frau ließ in der Mitte des Zimmers ihre Kleidung fallen und fing an, wie besessen um das Bett herumzulaufen und dabei zu sagen: „Drei Maultierskräfte, drei menschliche Dummheiten und drei geschmorte Würmer! Rühr alles zusammen und nimm es ein!"

Da erinnerte sich der König des Scherzes, den er sich einmal mit der armen Frau erlaubt hatte, und mußte jetzt, da er diese so verrückt um sein Bett herumlaufen sah, so laut lachen, daß sein ganzer Körper zitterte und schütterte; plötzlich lief ihm Eiter und Blut aus dem Munde, und die Ärzte sahen, daß die Lebensgefahr für ihn beseitigt war, da durch das den ganzen Körper erschütternde Lachen das Geschwür aufgebrochen war. Die Frau rief jetzt: „Seht ihr's? Der König selber hat mir einmal dieses seltsame, gute Mittel geraten und nicht nur mein Maultier, nein, auch er selber wurde dadurch geheilt!"

Der König sprach hierauf: „Frau, — bleib hier! In meinem Palaste wirst du immer einen Mundvoll Brot finden!" Sie aber antwortete: „Nein, es kann nicht sein!" Damit ging sie wieder fort aufs Land.

22. Die weißen und die schwarzen Küsse.

Hinter Malta lag eine Stadt, die heutzutage verschwunden ist, weil das Meer sie verschlungen hat. In ihr lebte ein Königspaar, das zwei Zwillingsknaben sein eigen nannte. Als die Knaben ein Jahr alt waren, lud man alle Großen des Reiches, die Verwandten und Freunde ein, um das Fest der Kottschìa zu feiern. Ein großes Mahl wurde hergestellt, und schon die Vorbereitungen waren sehenswert. Dann brachte man die Zwillinge in den Festsaal, um den

Akt der Feier vorzunehmen: es wurde eine Anzahl Gegenstände, zierlich auf einem Tragbrette aufgeschichtet, in den Saal getragen; unter diesen befanden sich Handwerkszeuge, Waffen, Pfeile, Bücher, und auch eine sehr hübsch gekleidete, zierliche Puppe. — Alle Eingeladenen waren begierig, die Art der Wahl zu sehen, welche die Kleinen treffen würden und nach der sich ihre Zukunft gestalten würde. Man stellte das gefüllte Tragbrett vor die Zwillinge hin, und diese begannen die Wahl: der jüngste ergriff die zierliche schöne Puppe, und der älteste wollte sie ihm entreißen! Alle erstaunten und verwunderten sich. Nun aber waren auch die zwei größten Zauberinnen der Welt zur Tafel geladen, da sie die Patinnen der Zwillinge waren; man fragte sie, was sie über die Sache dächten, und sie erwiderten: „Die Zwillinge haben eine gute Wahl getroffen: es ist ein Zeichen, daß sie Glück bei den Frauen haben und diesen den Kopf verdrehen werden; die Frauen werden ihnen nicht widerstehen können! Um nun ein unterscheidendes Kennzeichen dafür zu haben, wer von den Beiden die meisten Frauen oder diese oder jene Frau liebt, bestimmen wir, daß die Küsse des älteren Prinzen ein schwarzes Mal, die des jüngeren ein weißes auf der Geküßten hinterlassen; diese Flecken bleiben solange, bis der Prinz hundert Küsse auf das betreffende Antlitz gedrückt hat!"

Die Prinzen wuchsen auf und vergnügten sich an vielen Spielen, die sie meisterhaft ausführten. Achtzehn Jahre alt, gingen sie oftmals auf die Jagd. Der ältere hatte aber noch eine Unterhaltung, die ihm viel Vergnügen machte: am Waldessaume stand ein großer Brunnen, aus dem die Mädchen der Stadt und ihrer Umgebung Wasser holten. Täglich begab sich nun der Prinz hin und brachte es fertig, die Liebe dieser Mädchen für sich zu gewinnen; alle ließen sich von ihm herzen und küssen! Es dauerte nicht lange, so regte sich im Lande die Stimme des Murrens, weil die schönsten Mädchen alle mit Flecken im Gesichte behaftet waren, für deren Entfernung es kein Mittel gab! Alle Mädchen trugen diese entstellenden schwarzen Flecken, und alle hofften — aber vergeblich— den Prinzen soweit in der Gewalt zu haben, um ihn zwingen zu können, ihnen hundert Küsse zu geben, und sie dann zu heiraten. Es war nämlich bekannt geworden, wie der Ausspruch der zwei Zauberinnen gelautet hatte. Aber der Prinz war leichten Sinnes und kümmerte sich nicht um die Klagen der Betrogenen: er verhieß jeder, ihr weit über hundert Küsse zu

geben und sie dann zu seiner Königin zu machen; aber sein Wort hielt er nie, da er sich immer sehr rasch nach neuen Mädchen sehnte. Doch — die Mädchen konnten nicht widerstehen.

Der jüngere Prinz war aber ganz anders. Er hatte ein schönes, junges Mädchen in sein Herz geschlossen und ihr geschworen, ihr keine Flecken aufzudrücken, wie sein Bruder es tat. Er wollte ihr schönes Gesicht unbefleckt sehen, und darum legte er ihr vor jedem Kusse ein weißes Tuch auf das Gesicht; darum war ihre Haut rein und makellos. Niemand wußte um diese Sache.

Eines Tages mußte der jüngere Prinz verreisen. Vorher sprach er zu seiner Braut: „Höre, — ich muß eine Reise machen! Es wird lange Zeit dauern, bis ich zurückkomme, und darum möchte ich, daß du mir schwörest, dich von niemandem küssen zu lassen! Mein Bruder vor allem soll dich nicht küssen! Ich habe dir nie einen Flecken in deinem schönen Antlitze verursacht, obwohl weiße Flecken nicht so arg auffällig wären, wie die schwarzen meines Bruders. Sollte er dich herzen und küssen, so bist du verloren, da sich die Flecken nie mehr verwischen lassen! Also schwöre mir!" Sie schwor dies, und der Prinz machte sich auf den Weg.

Das Mädchen hatte nun einen Bruder; dieser Jüngling war sehr auf seinen Vorteil aus, und darum sprach er bei sich: „Der Bräutigam meiner Schwester ist der zweite Prinz und wird nie die Krone seines Vaters auf den Kopf setzen können. Ach, wie dumm ist meine schöne Schwester! Verliebt sich der Erstgeborene in sie, so wird er sie sicher zur Königin machen, und ich erhalte dadurch eine schöne, hohe Stellung. Ich werde es versuchen, sie zu überreden!" Er probierte es, aber sie rief weinend aus: „Nein, nein! Ich will den bösen Mann, dessen Küsse schwarze Flecken hervorbringen, gar nicht sehen und mich nicht von ihm küssen lassen! Ich habe es doch auch meinem Bräutigam geschworen! — Und er würde die Flecken bemerken!" „Ach, die Flecken bemerken! Auf deiner weißen Haut bleibt sicher kein Flecken zurück; und wisse — du wirst einst Königin!" Aber sie wollte nicht und sträubte sich gegen den Wunsch ihres Bruders. Doch dieser war schlau und darum ersann er eine List; er sprach öfters: „Schwester, Seele meines Herzens, — warum begibst du dich nie, wie die anderen jungen Mädchen, an den Brunnen außerhalb der Stadt! Das Wasser jenes Brunnens ist so gut!" Sie hatte schließlich nichts dawider und machte sich auf, das von ihm verlangte Wasser zu holen. In der

Nähe des Brunnens wartete aber schon der ältere Prinz und fing an, das Mädchen mit Worten der Liebe zu betören. Er unterhielt sich mit ihr, und zuletzt umarmte und küßte er sie. Dann lachte er sie aus und sagte ihr, daß sie ihm nie wieder vor Augen treten solle. Sie erschrak jetzt, und wie sie dann ihr Gesicht im Wasser des Brunnens erblickte und das entstellende Mal bemerkte, schämte sie sich bis auf den Grund ihres Herzens, und laut weinend ging sie nach Hause; da erzählte sie ihr Unglück ihrem Bruder, und dieser flammte jetzt auf und rief: „Dieser niederträchtige Prinz muß seine Tat nun teuer zahlen: ich sandte meine Schwester nicht zu ihm, um ihm Zeitvertreib zu schaffen, — er muß sie jetzt zu seiner Königin machen! Doch er will nicht? Nun gut: dann werde ich ihn töten!"

Und er machte sich auf und suchte den leichtfertigen Prinzen und tötete ihn. Während er nun ein Grab für ihn grub, stieß er auf den Schädel eines Mannes, der wohl schon lange Zeit dort vergraben gelegen hatte. Am Finger des getöteten Prinzen erblickte er einen kostbaren Ring; vorerst wollte er diesen an seinen Finger stecken; aber dann besann er sich und beschloß, den Ring einfach in den aufgefundenen Totenkopf hineinzutun und diesen unter der Leiche des Prinzen zu verbergen. Das tat er und ging dann nach Hause.

Unterdessen suchte das bekümmerte Mädchen eine Zauberin auf und erzählte ihr das traurige Mißgeschick. Die Zauberin wußte keinen Rat; zuletzt aber sprach sie: „Du mußt dich eben noch neunundneunzigmal herzen und küssen lassen!" „Nein, nein! Lieber suche ich den Tod!" Die Zauberin sprach: „Ich kann dir keinen Rat geben: leider, leider wird dein Bräutigam bald zurückkommen, und es ist nicht denkbar, daß er dein schwarzes Mal nicht bemerkt! Was willst du tun?" „Ich will heute noch den Tod suchen! Ich kann nicht vor die Augen meines Geliebten treten!" „Den Tod sollst du nicht suchen! Nun, — ich rate folgendes: wie wäre es, wenn ich dich während des Tages in eine Gazelle und während der Nacht allemal wieder in deine Mädchengestalt verwandelte?" „Ich denke, es wäre gut!" Die Zauberin erwiderte: „Sieh, — während des lichten Tages streifst du draußen im Freien umher. Da aber dein Bräutigam im Dunkeln das schwarze Mal nicht sehen kann, so schadet es dir eben nichts, wenn ich dir in der Nacht allemal deine Menschengestalt gebe! Willst du also tagsüber eine schöne Gazelle sein?" „Ja, von Herzen gern!" Da verwandelte die Zauberin sie in eine herrliche, weiße

Gazelle, deren Farbe ebenso rein war, wie weißer Zucker; wie weißer Schnee schimmerte die feine Haut, wenn das schöne Tierchen durch die Sonne lief.

Jetzt lassen wir die Gazelle im Freien herumlaufen und sehen zu, wo der Königssohn seine Zeit verbringt! Er hatte keine Lust am Reisen mehr und machte sich nach seiner Heimat auf. Daheim suchte er natürlich sofort nach seiner Braut; aber keine Seele konnte ihm über ihren Verbleib Auskunft geben: sie war unauffindbar, und der Prinz starb fast aus Gram. Überall fragte er herum, — frage und hol einen, der's auch tut —, niemand wußte Rat! Zuletzt kam es ihm in den Kopf, jene gute Zauberin aufzusuchen. Das tat er. Sie hörte geduldig seine Klagen an und erwiderte dann: „Ja, — ich weiß, wo sie ist; aber so leicht ist es nicht für dich, sie zu finden: sie ist eine Gazelle, weiß wie Schnee, — wie eine weiße Blume!" „Bitte, — wie werde ich ihrer habhaft?" „Du kannst sie nur durch einen Pfeil in deine Gewalt bekommen! Hüte dich aber, sie an einer gefährlichen Stelle zu verwunden! Um dir beizustehen, werde ich dir nun deinen Köcher mit eigens von mir vorbereiteten Pfeilen füllen!" Hiermit ging sie hin und brach einer Anzahl von Pfeilen ihre Spitzen ab und befestigte an deren Stelle Oliven; hierauf gebot sie dem Prinzen: „Geh in den Wald und suche nach! Hast du sie, die blendendweiße Gazelle, erblickt, so ziele gut, — nur hüte dich, sie an einer gefährlichen Stelle zu treffen! Natürlich wird sie fliehn; du aber eile hinterdrein und verfolge sie! Einholen wirst du sie am Grabe deines Bruders, weil sie sich jeden Tag zu diesem Grabe begibt, um dort zu weinen!"

Der Prinz dankte der guten Fee und machte sich auf die Suche. Endlich erblickte er die weiße Gazelle und nahm einen Pfeil zur Hand; dann zielte er gut und traf das Tier. Sofort lief er hinter der fliehenden Gazelle her und holte sie ein. Er begann sie zu streicheln, und sie ließ es willig geschehn. Dann nahm er sie mit nach Hause. Doch kaum ging die Sonne unter, so wurde aus ihr ein Mädchen, — seine Braut! Der Prinz staunte, und sie klagte ihm ihr Unglück und erzählte alles; dabei bat sie so rührend um Verzeihung, und der gute Prinz verzieh ihr ihr Vergehen und küßte sie. Dann erzählte sie ihm vom Tode seines Bruders, und er ging hin, um dessen Ring aus dem Grabe zu holen, da er auch gehört hatte, daß sich der Bruder seiner Braut gescheut hatte, sich den Ring zu nehmen. Er fand

den Ring und erzählte die ganze Geschichte dem König. Da machte ihn dieser zum Thronerben, und er heiratete das schöne Mädchen, dem die Zauberin die tägliche Verwandlung in eine Gazelle wieder wegzauberte. Als der König starb, wurde der Prinz König, und seine Frau wurde Königin. Und wenn sie noch nicht gestorben sind, so leben sie noch.

23. Der Drache und der starke Knabe.

Es war einmal ein Drache, der in die Städte und Dörfer kam und sich dort die schönsten Mädchen und die fettesten Menschen heraussuchte und sie fraß. Niemand war kräftig und mutig genug, ihn zu töten, — niemand getraute sich in seine Nähe, sondern alle flohen und ließen ganze Landstriche brach liegen. Einmal raubte er auch das schöne Töchterchen des Königs, und dieser war sehr traurig, — um so mehr als er wußte, daß seine Tochter, die nun vom Drachen gefangen gehalten wurde, nicht entfliehen konnte, sondern darauf warten mußte, eines schönen Tages gefressen zu werden. Nun hieß es aber, daß ein Retter kommen werde, wenn ein Knabe von einer Witwe geboren werde; der sei dazu bestimmt, den gräßlichen Drachen zu töten. Und es geschah eines Tages, daß eine Witwe einen ungeheuer großen Knaben gebar, dessen Kopf so groß war, wie der übrige Körper. Der Drache hörte das, und fing von dieser Stunde zu zittern an, da er sein Ende kommen sah. Doch er fraß weiter die Leute jener Gegend; aber loswerden konnte er seine peinigende Furcht nicht.

Der Knabe wuchs heran, und seine Stärke schien jeden Tag um ein beträchtliches mitzuwachsen. Alle Leute priesen ihn schon als ihren Erretter; die Schlange verfluchte ihn als ihren Verderber! Kaum war der Junge sieben Jahre alt, als er sich an den Hof des Königs begab. Man stellte ihn vor den Thron hin, und er, der König, begann: „Was willst du?“ „Ich bin hier, um dir anzuzeigen, daß meine Zeit gekommen ist, das Ungeheuer zu töten!“ „Was soll ich dabei zu tun haben?“ „Ich brauche einen Hammer, und meine Mutter kann mir keinen verschaffen, der mir groß genug wäre!“ „Was soll ich dir geben, wenn du das Ungeheuer zermalmst?“ „Was du mir geben willst!“ „Ich gebe dir einen großen Beutel Gold!“ „Gut! Aber einen Hammer will ich zuerst!“ Da

zeigte ihm der König einen; der Knabe aber rief: „Viel zu klein!" Man holte einen größeren Hammer; er aber rief: „Viel, viel zu klein!" Alle Anwesenden kicherten, als nun der König gar noch einen großen Schmiedehammer holen ließ. Doch wieder rief der Knabe: „Viel zu klein! Der wäre höchstens ein Spielzeug! Ich will einen echten, rechten Hammer haben!" Da sprach der König: „Führt ihn in das Arsenal!" Man führte ihn dahin, und der oberste Schmied fragte ihn dort: „Ist ein Zentner genug?" „Ich will einen Hammer, der zehn Tonnen wiegt!" „Zehn Tonnen!?" Alle erstaunten. Als der Hammer fertig war, fragte der Schmied: „Soll ich den Griff aus Holz machen?" „Nein, — aus Eisen, damit er hält!" Nun fertigte man einen ungeheuer schweren Griff aus Eisen, und der Hammer war fertig. Da hob ihn der Knabe auf und trug ihn auf seiner Schulter eilends davon. Die Leute konnten ihm nicht folgen, trotzdem er den mächtigen Hammer auf der Schulter trug.

In der Ferne sah er das Ungeheuer daliegen, und eilig lief er auf diese verpestete Gegend zu. Die Schlange zitterte und bebte; sie konnte sich nicht bewegen, sich nicht rühren: die Glieder waren ihr wie ausgerenkt. Da trat der Knabe auf sie zu und zermalmte ihr den Kopf, — zuletzt auch den Körper; dann kehrte er zurück.

Der König rief: „Nun, — hast du die Schlange gesehn?" „Ich habe sie in der Ferne erblickt!" „Hattest du keinen Mut?" „Ich habe sie zu Brei zerquetscht!" Da freute sich der König und übergab ihm eine Börse mit Gold und sprach: „Verbrauche es! Ist die Börse leer, so komm wieder, und ich will dir eine größere geben!"

Einst war die Börse leer, und der Schlangentöter kam zurück in den Palast, um sich Geld zu erbitten. Da rief der König: „Könntest du mir meine vom Drachen geraubte Tochter herschaffen, so würde ich dir mehr wie eine mit Gold gefüllte Börse geben!" Da machte sich der Junge auf und schaute da hinauf, wo auf steilem Berge ein hohes Schloß thronte. Das war das Schloß des Drachen; es hatte weder Türen noch Fenster; auch war der Berg steil und glatt, wie Glas, und ohne Stufen war dieser Berg! Aber davor hatte der Junge keine Angst: er stieg hinauf und befreite die Tochter des Königs. Da freute sich der König und gab ihm die Tochter zur Frau, weil jener so tapfer war, so mutig. Die Geschichte ist aus; wer zuerst spricht, wird ein Kahlkopf.

24. Der Gärtnersohn mit seinen Rätseln, und der König.

Ein Gärtnersohn befand sich einst ganz allein im Garten, als ein Herr auf ihn zutrat. Es war der König, der sich öfters den Spaß machte, sich mit geringen Leuten zu unterhalten, um dann darüber weidlich zu lachen und seine Abenteuer den Hofleuten aufzutischen. Er sprach zum Jüngling: „Wo ist dein Vater? Was tut er?" „Herr, mein Vater öffnet ein Loch und schließt das andere zu!" „Wie? Ich verstehe dich nicht! Und was tut deine Mutter?" „Herr, meine Mutter knetet den Brotteig für die vergangene Woche!" „Für die vergangene Woche? Und was tut dein ältester Bruder?" „Er geht auf die Jagd, läßt die Getöteten dort liegen und bringt die Lebendigen mit sich zurück!" „Wahrlich!" sprach der König; „du teilst gute Rätsel aus! Kannst du mir auch noch sagen, wieviel dein Vater täglich verdient?" „Er verdient täglich drei Soldi; die legt er alle an, um später die Zinsen einzuheimsen!" „Wie könnte er euch aber da ernähren, wenn er all sein Geld als zinsabwerfendes Kapital anlegt? Könntest du mir jetzt diese rätselhaften Sprüche auslegen, so würde ich euch viel Geld schenken! Kennst du also selber den Sinn deiner Worte, so erkläre sie mir! Erstens: dein Vater öffnet ein Loch und schließt ein anderes!" „Ja, — weil er Schulden hat, so borgt er; das Geborgte befriedigt aber meistens einen Gläubiger, der schon lange auf Bezahlung gewartet!" Der König rief lachend: „Sehr gut ausgelegt! Wie kann aber deine Mutter das Brot für die vergangene Woche kneten?" „Sie macht es ähnlich, wie mein Vater: sie borgt sich Mehl für eine Woche; das knetet und bäckt sie zu Brot; das gibt sie dann für das in der vorhergehenden Woche erborgte Brot zurück!" „Auch gut!" rief der König; „nun aber möchte ich wissen, wie es dein ältester Bruder anstellt, um auf der Jagd die Getöteten liegen zu lassen und die Lebendigen heim zu bringen!" „Sehr einfach! Er geht auf die Jagd, indem er sich seine Flöhe fängt! Die Getöteten läßt er sicher liegen, weil er froh ist, sich von ihnen befreit zu haben; die Lebendigen bringt er zurück, weil er sie nicht fangen konnte!" Der König lachte über diese Erklärung so herzlich, daß er fast ohnmächtig wurde. Dann fragte er: „Und wie kann dein Vater bei seinem geringen Verdienste noch Geld zurücklegen?" „Geld legt er zurück, indem er uns nährt, denn die Zinsen wird er später von uns einheimsen, wenn wir imstande sein werden,

ihm alles zu vergelten!" Da freute sich der König über diese Weisheit und rief: „Ich werde dir sofort einen Haufen Goldes geben; nur muß ich dich bitten, die Lösung dieser Rätsel niemandem zu sagen, bevor du mein Gesicht dreihundertmal gesehen hast! Ich habe nämlich vor, mit meinen großen Herren einen Spaß zu treiben und ihnen einen gelinden Schreck einzujagen!" „Nein, ich sage es keiner Seele, bis ich dein Gesicht dreihundertmal gesehen habe!"

Der König war überaus froh, diesen Scherz erlebt zu haben, und eilig begab er sich in sein Schloß. Alsbald veranstaltete er ein prächtiges Festessen und lud die Vornehmen des Reiches dazu ein. Das Mahl war noch nicht halb aufgezehrt, als der König rief: „Wer kann mir sagen, wie die Lösung der Rätsel heißt, die ich nun aufgeben werde? Also: der Vater schließt ein Loch und öffnet ein anderes! Die Mutter knetet den Brotteig für die vergangene Woche! Der Bruder geht auf die Jagd, läßt die Getöteten liegen und bringt die Lebendigen heim! Der Vater ernährt mit drei Soldi seine neunköpfige Familie und legt das ganze Geld noch auf Zinsen an! Wer kann es raten? Wisset: ich gehe mit euch eine Wette ein: entweder ihr gewinnt sie, oder ich nehme euch euren Kopf, weil er denkunfähig ist! Drei Tage Bedenkzeit!" Alle Eingeladenen erschraken und fürchteten sich sehr. Das gute Mahl kam ihnen wie ein Henkersmahl vor, und es dünkte ihnen hundert Jahre, bis sie den Ausgang des Palastes erreichen und beginnen konnten, in Ruhe über die Sache nachzudenken.

Zuletzt hatte einer der Eingeladenen einen guten Einfall: er dachte bei sich: „Der König reitet sehr oft aufs Land, und immer verfolgt er denselben Weg. Sicher hat sich ein Bauer gefunden, der ihm die Rätsel aufgegeben hat, die uns nun den Hals und den Kopf kosten sollen! Aber ich werde einmal hinausreiten und mich ein klein wenig umsehen!" Das tat der Herr, und nach mehreren Stunden erreichte er den Garten und die Hütte, wo der König mit dem Jungen gesprochen hatte. Der Höfling bemerkte den Jungen und sprach, wie von ungefähr: „Bursche, was tut dein Vater?" „Herr, er schließt ein Loch und öffnet ein anderes!" „Wir haben es!" dachte der Höfling und fragte dann weiter. Der Jüngling gab immer dieselben Antworten, die er dem König gegeben hatte, und zuletzt rief der Höfling: „Bitte, — löse mir doch die hübschen Rätsel auf! Sie gefallen mir so sehr gut!" „Nein, — ich darf es nicht tun! Ich

habe einem feinen Herrn das heilige Versprechen gegeben, die Auflösung niemandem zu sagen, bis ich das Gesicht dieses Herrn dreihundertmal gesehen habe!" „Ach, — das ist eine Kleinigkeit! Sieh hier diese vierhundert Goldstücke! Wessen Gesicht ist darauf abgebildet? „Das Gesicht jenes Herrn!" „Gut, — also hast du sein Gesicht mehr wie dreihundertmal gesehen!" „Gut!"

Dann sagte der Bursche die Auflösung der Rätsel. Der Höfling kehrte dann zurück, und als die drei Tage Bedenkzeit um waren, rief der König: „Hat niemand der Eingeladenen die Rätsel gelöst?" Der Höfling rief: „Ich habe es fertig bekommen, — und damit gab der Höfling die Lösung der Rätsel, zum Erstaunen des Königs und der Eingeladenen.

Aber der schlaue König roch die ganze Sache und fragte: „Wer hat dir die Rätsellösung gegeben?" „Ein junger Gärtner!" „Gut, — du bist der Sieger!" Dann ritt der König hinaus und suchte den Verräter. Er fand ihn und rief ihm zu: „Wie konntest du die Rätsellösung verraten? Wann hast du mein Gesicht dreihundertmal gesehn?" „Ich habe dein Gesicht im ganzen vierhundertundzweimal gesehn!" Und er zeigte die Goldstücke vor. Der König lachte herzlich über diesen feinen, schlauen Betrug, sein Wort zu umgehen, und er schenkte dem Burschen noch eine Börse mit seinen Bildnissen! — Und die Geschichte ist aus!

25. Der Meister der Diebe.

Es war einmal ein König, dessen Sohn sehr faul und sehr nachlässig war. Er wollte nicht lernen, und so oft es ihm möglich war, streifte er in Wald und Feld umher, um seinen Aufgaben zu entrinnen. Eines Tages traf er dort einen Dieb, dessen Geschicklichkeit im Stehlen wunderbar war. Dieser Dieb rief ihm zu: „Warum streifst du im Walde umher? Hast du irgend eine Beschäftigung?" „Ich bin tüchtig im Stehlen und glaube, daß kein Mensch sich gleicher Fingerfertigkeit rühmen kann!" „Wie?" rief der Dieb; „du willst ein besserer Dieb sein, als ich? Wisse: ich stehle der Henne die Eier unter dem Leibe weg, ohne daß sie es merkt!" „Das ist noch gar nichts: ich nehme ihr die Küchlein unter den Flügeln weg, und sie bemerkt es nicht!" „Dann mußt du ein tüchtiger, ausgezeichneter Dieb sein! Wie wäre es: könnten wir nicht Genossen werden?" „Ja, — sehr

gerne! Aber wo treffen wir uns?" „Hier!" Dann rief der Dieb: „Wo soll unser erster Diebstahl vorgenommen werden?" „Doch sicher in der Schatzkammer meines reichen Vaters: ich bin der Sohn des Königs!" „Gut! Also werden wir deinen Vater berauben?" „Ja, sicher! Da ich den ganzen Palast kenne, von Anfang bis Ende, so ist es ein ganz leichtes Unternehmen!"

Also verständigten sie sich und brachen einst in der Nacht auf; sie überstiegen die Schloßmauer und ließen sich hinunter, so daß sie gerade auf dem Dache der Schatzkammer standen. Nun berieten sie sich und zogen das Los. Es traf den Dieb, die gefährliche Arbeit zu unternehmen, und er rief: „Heute hole ich den Raub; das nächste Mal trifft es dich!" Jetzt ließ der Prinz den Dieb ganz hinunter. Bald hatte dieser mit seinem Diebswerkzeuge in die Mauer der Schatzkammer eine Öffnung gebrochen, durch welche er kriechen konnte. Er kroch hinein und nahm eine Anzahl von Kostbarkeiten mit sich, und etliche Säcke mit Gold. Der Prinz hörte dann das verabredete Signal und fing an, den Strick aufzuwinden. Dann gingen sie heim und sprachen: „Nun leben wir von diesem Golde!" „Ja," fuhr der Prinz fort; „nun brauche ich nicht mehr zu lernen: ich bin reich! Wird aber eines Tages der leere Boden des letzten Sackes sichtbar, so machen wir uns auf und besuchen die Schatzkammer meines Vaters wieder. Nur will ich dann das Unternehmen ausführen!"

Der Schatzmeister berichtete dem König über den Raub der Schätze und fragte, ob es nicht vorteilhaft wäre, Untersuchungen einzuleiten. Aber der weise König rief: „Nein, — wir lassen die ganze Angelegenheit auf sich bewenden! Untersuchungen treffen meistens nur Unschuldige, da der Schuldige viel zu schlau ist, sich leichthin fangen zu lassen! Der Räuber wird aber sicher wieder mit den Genossen zurückkehren, wenn das Geld knapp wird! Einstweilen möchte ich nun, daß man ins Innere der Schatzkammer unter die vom Räuber ausgehöhlte Öffnung ein mit Pech gefülltes Faß stelle: der Hinabsteigende wird dann kaum mehr an das Hinaufsteigen denken können!" Das taten sie; und jeden Morgen sahen sie nach, doch niemals fand sich etwas Verdächtiges!

Der Prinz und sein Genosse führten unterdessen ein sehr freies, gutes Leben und verschwendeten ihr Gut. Eines Tages zeigte sich der Boden des letzten Sackes, und nun wurde beschlossen, den zweiten Angriff auf die Schatzkammer des Königs zu wagen. Diesmal kam

der Prinz an die Reihe, er stieg wohlgemut hinunter; kaum aber war er unten, als sein Genosse die klagenden Rufe vernahm: „Ich bin verloren! Angeklebt haben sie mich, und das verfluchte Pech hält mich fest! Aber es soll ihnen nicht glücken, mich lebendig zu fangen! Da ich doch sterben muß, so ist es besser, ich schneide kurz ab! Darum binde ein Seil an meinen Kopf, und dann zerre und zerre und ziehe ihn hinauf! Verbirg ihn dann und fliehe! Erfahren sollen diese Bösewichter meinen Namen nicht, und auch nicht den deinigen!" Hiermit band sich der Prinz seinen Kopf an das Seil, und jener zerrte ihn vom Körper.

Kaum machte nun am Morgen der Schatzmeister seinen Besuch in der Schatzkammer, so erblickte er den Körper; eilends berichtete er seinem Herrn darüber, und dieser rief: „Daß der Andre den Kopf mitnahm, läßt mich vermuten, daß er nun auch den Körper nicht im Stich läßt! Gut! Ich befehle also, den Körper des Toten über dem Stadttor aufzuhängen und bewachen zu lassen! Tritt die Nacht ein, so werden die Wächter verdoppelt. Der Erste, der sich mit dem toten Körper zu schaffen macht, soll gefangen genommen werden, da er der Genosse des Toten ist und den Leichnam entwenden will, um Kopf und Körper zur Ruhe zu vereinen! Der Gefangene — ohne jedweden Unterschied der Person soll die Verhaftung vorgenommen werden! — kommt in das Wachtzimmer, um mir am nächsten Morgen vorgeführt zu werden! Das weitere Urteil behalte ich mir vor und befehle, mit tauglichen Männern das Vorhaben auszuführen!" So geschah es: der Körper des Toten hing oberhalb des Stadttores, und alle Untertanen hörten davon, — auch der Dieb. Er sprach bei sich: „Ich werde den Kopf mit dem Körper vereinen! Werde diesen stehlen; die Wachen sind ja nachlässig!"

Nun schlüpfte er in das Gewand eines Geistlichen, nahm einen großen Krug mit Wein mit, in welchen er Opium gemischt hatte, und begab sich an die Mauer der Stadt. Als er an den Leichnam trat, ergriffen ihn die Wächter und riefen: „Hier haben wir den Genossen! Du bist nach dem Befehle des Königs unser Gefangener!" „Wie? Ich bin ein rechtschaffener Mann und bin im Begriffe, den Brüdern diesen Meßwein zu überbringen, da sie sonst die Messe nicht lesen können!" „Gut! Aber wir haben den Befehl bekommen und müssen dich als Gefangenen betrachten! Folge uns nur; wir führen dich in das Wachtzimmer!" Sie führten ihn hin und waren ganz

freundlich mit ihm; zuletzt versetzte er: „Ach, wie gerne hätte ich euch ein paar Tropfen Wein zu kosten gegeben! Leider besitze ich aber nur diesen Krugvoll und fürchte, daß ihr nicht alle die Kehlen benetzen könnt, um so mehr als ich bitten muß, mir ein klein wenig übrig zu lassen, da ich sonst bei den Brüdern in häßlichen Verdacht komme!" Die Soldaten lachten und machten sich über den Krug her; und nach kurzer Zeit lagen sie schlafend da und schnarchten laut! Da stand der Dieb auf, band den kopflosen Leichnam los und führte ihn mit sich fort.

Der König war sehr, sehr zornig, als er diese Sache hörte, und schwur, daß er alle Wächter ihres Kopfes berauben wolle, käme eine so entsetzliche Unaufmerksamkeit noch einmal vor! Aber den Leichnam fand man nicht; auch die Spur des Räubers fand man nicht. Dieser hatte den Körper einstweilen ohne den Kopf vergraben, da es ihm an Zeit mangelte, diesen herbeizuholen: der Kopf lag weit von der Stadt entfernt vergraben!

Der König nahm sich nun vor, den gestohlenen Leichnam wieder zu erlangen: darum gab er Befehl, eigens darauf dressierte Hunde zu verwenden, um den Leichnam zu finden. So brachte man denn eine Unzahl von Hunden zusammen, um sie auf die Fährte zu leiten. Die Tiere wurden angeleitet, und bald stürmten sie in die Umgegend der Stadt, um den Vergrabenen zu erwittern. Lange Zeit war das Hetzen vergebens; zuletzt aber trafen die meisten der Hunde an einer Stelle draußen zusammen und wollten nicht von ihr weichen. Da befahl der König: „Öffnet hier den Erdboden, der Gesuchte wird hier vergraben sein!" Man grub nach und fand in der Tat den kopflosen Leichnam! Kurz darauf stand er wiederum oberhalb des Stadttores.

Nun ordnete der König an: „Gebt acht! Der Erste, den ihr weinen seht beim Anblick des Kopflosen, ist sicher sein Genosse! Folgt dem Betreffenden nach und bezeichnet die Türe seines Hauses mit einem roten Kreuze, damit wir ihn dann beobachten können!" Das tat man, und bald nachher sah man einen Mann laut weinend am kopflosen Leichnam vorbeigehen. Die Wächter folgten ihm und bestrichen die Tür des Hauses, in das er eintrat, mit roter Farbe, — sie malten ein Kreuz an sie. Dann gingen sie hin und berichteten den Erfolg ihrer Wachsamkeit dem Könige. Dieser war hoch erfreut. Doch mittlerweile hatte der Dieb das rote Kreuz an seiner

Haustüre erblickt, und sofort verschaffte er sich rote Farbe und bestrich alle Haustüren seiner Straße mit ihr.

Der König machte sich am frühen Morgen auf, den Dieb zu suchen; aber wie groß war sein Erstaunen, als er eine ganze, lange Straße mit roten Kreuzeszeichen versehen fand! Er beschimpfte seine Wächter, da er vermutete, sie hätten diese Heldentat in ihrer Trunkenheit begangen; diese aber verteidigten sich damit, nur ein Kreuz gemacht zu haben. — Also blieb der Leichnam oberhalb der Stadtmauer. Der Dieb aber sprach bei sich: „Ich muß es trotzdem noch einmal versuchen, den armen Leichnam zu erlangen! Aber vorsichtig will ich zu Werke gehn!"

Nun kleidete er sich wieder in das Gewand eines Geistlichen, trieb eine große Anzahl von Ochsen zusammen, band ihnen auf ihre Hörner lange Kerzen, zündete diese an, setzte sich auf das größte, stärkste Tier und zog der Stadt zu. Die Wächter sahen von oben herunter, und als die gehörnten Tiere mit den großen Lichtern näher kamen, schrien sie laut auf vor Entsetzen und Angst; sie riefen: „Die Anhänger der Sekte (des Teufels) kommen über uns! Sie holen uns! Sie holen den kopflosen Leichnam! Hilfe, Hilfe!" Dabei liefen sie so eilig fort, daß ihre Leiber fast den Boden berührten. Also war der Leichnam unbewacht, und der schlaue, tüchtige Dieb konnte ihn ungehindert mit sich fortführen und begraben.

Am nächsten Morgen war die ganze Stadt auf den Beinen, um sich über den dreisten Diebstahl zu besprechen. Der König war zwar ein klein wenig ärgerlich über die Ungeschicklichkeit der eigenen Wächter, aber er bezwang sich und ließ folgendes ausrufen: „Wer die bewundernswerte Fähigkeit hatte, meine Pläne und Befehle zu kreuzen, mir einigemale den kopflosen Leichnam zu stehlen, der möge sich melden; Vergebung und reiche Geschenke sind ihm durch mein Königswort zugesichert!" Der Dieb hörte von dieser Sache, machte sich auf und ging zum König. „Was willst du?" „Ich bin der Dieb und habe den Leichnam gestohlen!" „Du?" „Ja, ich!" „Welche Beweise hast du?" „Ich kann dir nur erzählen, wie ich die Unternehmungen ausgeführt habe; willst du aber mehr Beweise, so bitte ich dich, mir eine Probe aufzuerlegen: ich bin bereit, alle deine Wünsche nach Möglichkeit auszuführen! Befiehl nur!" „Bist du imstande, mir, während meines Schlafes, das Bett-

tuch unter dem Körper hervorzuziehen, ohne daß ich es fühle?" „Sicher!" „Wann willst du dieses gewagte Stückchen ausführen?" „Sobald du willst! Vielleicht die vierte Nacht von heute an!" „Gut!"

In der vierten Nacht nun umstellte der König die Palastmauern und -tore mit doppelten Reihen von Wächtern. Während dieser Zeit war aber auch der Meisterdieb nicht müßig: er ging in die Zellen der Gefangenen und für Geld und gute Worte ließ er sich eine Unzahl von verschiedenartigen, hartnäckigen kleinen Tierchen sammeln, so daß er einen ziemlich großen Krug mit ihnen angefüllt erhielt. Wie gesagt, diese Tiere stammten von mehreren Rassen und waren sehr lebendig, auch hungrig, da die Gefangenen selber mit Hunger geplagt waren. Dann verfertigte er sich eine Strohpuppe und gab ihr das täuschende Aussehen eines Mannes; ferner befestigte er die Puppe an einer langen Stange, gab ihr ein Licht in den einen Arm und schritt der Stadt zu. Die Wächter standen bereit, jeden Eindringling sofort zu töten oder gefangen zu nehmen. Leise, leise, langsam, langsam schob nun der Dieb seine Puppe hinauf, so daß es aussah, als ob ein Mann sich auf die Mauer schwingen wolle. Kaum gewahrten die Wächter die Puppe, so flüsterten sie sich zu: „Der ist es!" Nun schossen sie; da nahm der Dieb die Stange weg und die Puppe stürzte, nach einem leichten Stoße mit der Stange, in den Hof des Palastes. Die Wächter waren müde und schläfrig; sie sprachen: „Nun ist er tot, und wir brauchen wohl nicht mehr wachen! Diesmal trifft uns kein tadelnder Vorwurf, da wir den Gefürchteten getötet haben und er gar kein Lebenszeichen mehr von sich gibt! Wir gehen zur Ruhe!"

Der Dieb kam nun in den Palast geschlichen, stieg hinauf in das Schlafgemach des Königs und begann, langsam, langsam den Inhalt seines Kruges auf den schlafenden König zu verteilen. Die hungrigen Tierchen griffen natürlich sofort zu, und der Schlafende, der diese Art Quälgeister nicht gewohnt war, fing an, sich unruhig hin und her zu wälzen. Der Dieb aber lag unter dem Bette und freute sich über das Stöhnen des Königs ganz riesig. Zuletzt hielt es der König nicht mehr aus: die Tiere fraßen um die Wette, und er schimpfte nicht schlecht darüber, daß seine Frau ihm das Bett nicht aufmerksamer abgesucht habe! Aber so oft er sich von einer Seite auf die andere wälzte, so oft zog der Dieb das Betttuch ein Stück-

chen weg. Endlich hatte er das Betttuch in der Hand! Sogleich verließ er den Palast.

Frühmorgens trat er vor den König hin und fragte: „Kennst du dieses Betttuch?“ „Ja, ich weiß, es ist mein Betttuch: du hast gewonnen, und ich bin überzeugt, daß du der vollkommenste, tüchtigste Dieb bist, den es gibt! Ich werde dich hier behalten und dir eine Anstellung geben!“ — Und die Geschichte ist aus.

26. Der einfältige Bursche und die drei Rätsel.

Es war einmal ein König, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, Jünglinge zu töten, da es ihrer zu viele gäbe, und nur sehr wenig Mädchen. Er besprach sich mit seiner Tochter, und diese stimmte ihm bei, da sie gegen junge Männer ein Gefühl wie Haß hegte. Schon öfters hätte sie heiraten können, aber immer suchte sie nach Ausflüchten, um den Vater zu bestimmen, sie ledig zu lassen. Sie war weit und breit ob ihrer hervorragenden Weisheit bekannt und berühmt. So sprach sie einst: „Vater, wir werden es so machen: wir lassen ausrufen: die Königstochter verpflichtet sich, jeden Jüngling zu heiraten, der ihr drei Rätsel aufgibt, die zu lösen sie nicht fähig ist! Löst sie aber die drei Rätsel binnen drei Tagen, so wird er an den Galgen geknüpft!“ Der König freute sich über den vernünftigen und weisen Einfall seiner Tochter; sogleich gab er die nötigen Befehle, und in kurzer Zeit war die Sache im ganzen Lande kundgegeben. Die Jünglinge machten sich in Scharen auf, die ob ihrer Schönheit gepriesene Königstochter zu erringen, und bemühten sich, Rätsel zu ersinnen, die ihr zu schwer wären. Aber, o Unglück! Nie machte sie von den drei Tagen Bedenkzeit Gebrauch: die Bewerber hatten oft noch gar nicht das Rätsel fertig aufgegeben, und sie klatschte schon in die Hände und sagte die Lösung der Worte! So kam es, daß die schönsten und vornehmsten Jünglinge des Landes an Galgen baumelten, die man eilends errichten mußte. Und die hartherzige Königstochter sah lachend dieser Grausamkeit zu, und ihr Herz freute sich, — es wurde trotz der Bitten, des Jammerns der armen Bewerber nicht weich!

Nun lebte in diesem Lande eine arme Familie. Der einzige Sohn war übrigens ein ziemlich fauler Bursche, und seine Schlauheit war nie besonders groß gewesen. Seine Kameraden hänselten ihn

beständig. Eines Tages sprach er zu seiner Mutter: „Mutter, ich werde einmal versuchen, die schöne Prinzessin zu erlangen!“ Die Mutter erstaunte über dieses eigentümliche Vorhaben und wollte ihm dieses Hühnchen aus dem Kopfe treiben. Aber er wollte nicht nachgeben. Die Mutter redete ihm ein: „Sieh, es sind schon sehr viele Bewerber hingegangen, und keiner konnte ihr unauflösbare Rätsel aufgeben; wie willst du es machen? Hast du dir die Rätsel schon ausgedacht? Sicher wirst du an den Galgen geknüpft!“ „Dann geht es mir eben nicht besser, wie meinen Vorgängern! — Bitte backe mir doch drei Brotfladen; ich will sie mitnehmen, als Wegzehrung!“ Die Mutter versprach, ihm die drei Brotfladen zu backen, und dachte dabei: „Er ist mein Sohn! Ist es nicht vernünftiger, ich bewirke, daß er eines leichten Todes stirbt? Durch meine Pflege ist er herangewachsen! Ist es da nicht besser, ihn durch meine Hand sterben zu lassen?“ So faßte sie denn den Entschluß, die drei Brotfladen mit Gift zu versehen, um den Sohn, wenn er auf der Reise hungrig seine Hand nach ihnen ausstrecken würde, zu vergiften. Nicht, weil sie ihn nicht liebte, — nein: weil sie ihn sehr liebte und ihn darum vor einer schrecklichen Todesart schützen wollte. Er wußte aber gar nichts von den Plänen seiner vorsichtigen Mutter. Auf die Reise nahm er seine Hündin mit, die auf den Namen Kika hörte; die drei Brotfladen vergaß er nicht.

Er ging und ging — gehe und hol einen, der auch geht! —; zuletzt schien Kika Hunger zu verspüren und sprang ihm immer an der Seite, wo sein Quersack hing, empor. Der gutmütige Bursche nahm diesen, öffnete ihn und warf der Hündin einen Fladen vor. Begierig fraß sie ihn auf und bettelte nach wenigen Minuten wieder nach Brot, so daß der Jüngling ihr auch den zweiten Fladen reichen mußte. Plötzlich aber schien sie schwindlig zu werden, drehte sich im Kreise herum, und verendete. Der Jüngling marschierte weiter; dann wollte er die arme Kika noch einmal sehen und ging zurück. Auf ihrem toten Körper saßen jetzt mehrere Vögel und hackten in das Fleisch; es waren schwarze Vögel. Der Jüngling sah ihnen ein Weilchen zu und bemerkte plötzlich, wie diese Vögel, wie auf einen Schlag, hinfielen und starben. Da rief er aus: „Meine Mutter hat mir die drei Brotfladen vergiftet, um meine Reise und das Gehängtwerden zu verhindern!“ Aber plötzlich schlug er sich vor die Stirne und rief: „Wie dumm ich doch bin: das gibt ein gutes

Rätsel für die Prinzessin! Ich werde ihr es so aufgeben: ‚Kika starb, und mit ihr noch mehrere!'" Hierauf setzte er seine Wanderung fort.

Dann überkam ihn der Hunger; darum schaute er sich um, irgend ein Tier zu entdecken, um es schießen und essen zu können. Er sah einen Vogel und zielte; leider traf er aber nicht ihn, sondern ein trächtiges Kaninchen. Und er briet das Tier samt den ungeborenen Jungen, und plötzlich kam es ihm in den Sinn, daß das wieder ein brauchbares Rätsel abgäbe; er dachte nach und verlieh ihm die Form: „Geschossen hab' ich auf den Erblickten! — Getroffen hab' ich den Verborgenen! — Gegessen hab' ich das Fleisch der Ungeborenen! — Aus keiner Eischale schlüpften die Gefundenen!" — Voller Zuversicht setzte er seine Wanderung fort und dachte über ein drittes Rätsel nach.

Hernach kam er an einen Fluß, auf dessen Wellen das Aas eines großen Tieres trieb. Eine Anzahl Raubvögel hatte sich darauf gesetzt; sie ließen sich so mit dem toten Tiere dahintreiben. Der Jüngling rief: „Das dritte Rätsel hat sich gefunden: ‚der Tote befördert die Lebendigen!'" Nun eilte er, so schnell als es ihm möglich war, der Königsstadt zu und trat in den Palast ein. Eine sehr vornehme Gesellschaft befand sich schon dort, um sich an den grausamen Qualen der zum Galgen verurteilten Jünglinge zu ergötzen. Der König ließ dem Jünglinge ein Mahl auftragen, und dann mußte sich dieser in ihre Mitte setzen, so daß er der Königstochter gegenüber saß. Während des Mahles bat der König den Burschen, das erste seiner Rätsel aufzugeben, und Machbuba — so hieß die Prinzessin — klatschte vor Freude in die Hände. Der Jüngling sprach nun: „Kika starb, und mit ihr noch mehrere!" Diesmal klatschte die Schöne nicht in die Hände, sondern war still und sprach kein Wort: das Rätsel war ihr zu schwer! Man gab ihr drei Tage Zeit, und den Jüngling führte man in ein schönes Gemach.

Die dritte Nacht brach an, und das Rätsel war noch immer nicht gelöst! Mitten in der Nacht aber kleidete sich die Schöne in das Gewand einer Sklavin und begab sich an das Lager des Jünglings. Er erkannte sie sofort als Machbuba, doch verriet er sich nicht. Sie sprach: „Ich bin eine Sklavin und teile dir mit, daß es meiner bösen Gebieterin ganz unmöglich ist, die Rätselaufgabe zu lösen. Ich bin nun sehr neugierig und kann gar nicht erwarten,

bis ich die Lösung vernehme. Bitte, teile sie mir doch im geheimen mit: ich schwöre dir, meiner Gebieterin nichts weiterzusagen!" Aber der Bursche willigte nicht ein; er ersann sich Ausreden und wollte sie schnell abfertigen. Doch sie ließ nicht ab mit ihren Bitten, und zuletzt versetzte er: „Gib mir den Ring, der hier deinen Finger ziert!" „Nein, er gehört der schönen Machbuba, meiner Gebieterin!" Endlich gab sie ihm den schönen Ring, und er teilte ihr die Rätsellösung mit.

Am dritten Tage, während des Mahles, forderte man nun die weise Machbuba auf, die Lösung des Rätsels zu geben, und sie tat es und lachte. Da feierte man ihre Weisheit und pries sie laut. Sie bat nun den Jüngling, das zweite Rätsel aufzugeben, und er begann: „Geschossen hab' ich auf den Erblickten! — Getroffen hab' ich den Verborgenen! — Gegessen hab' ich das Fleisch der Ungeborenen! — Aus keiner Eierschale schlüpften die Gefundenen!" — Die arme Machbuba konnte dieses schwere Rätsel nicht lösen. Man bewilligte ihr wieder drei Tage und drei Nächte Bedenkzeit.

In der dritten Nacht stand sie wieder auf, kleidete sich in das Gewand der Sklavin und suchte den Jüngling auf. Er hatte fest geschlafen und erschrak, als sie eintrat. Sie hatte sich ein ebenso annehmbares Märchen, wie das letztemal ersonnen, und wollte ihn wieder glauben machen, sie sei eine Sklavin; er erkannte sie aber sofort. Diesmal stellte er sich noch hartnäckiger und schwor, die Lösung auf keinen Fall zu verraten; aber sie bat so inständig, daß er zuletzt sein Herz weich werden fühlte und sprach: „Gib mir die Kette, die deinen Hals ziert!" „Nein, — diese Kette gehört der unglücklichen Machbuba! Ich darf sie dir nicht geben!" Da sie aber die Lösung unbedingt haben wollte, so mußte sie sich dazu bequemen, die Kette herauszugeben. Jetzt erhielt sie die Lösung, und lachend offenbarte sie sie später den beim Mahle Versammelten.

Dann gab der Jüngling sein drittes und letztes Rätsel auf; er sprach: „Der Tote befördert die Lebendigen!" Wieder bewilligte man drei Tage Bedenkzeit für die schöne Machbuba.

In der dritten Nacht trat sie nochmals an das Lager des Burschen und bat ihn, ihr doch die Lösung des Rätsels zu erklären. Er war aber diesmal gar nicht dazu geneigt, sondern befahl ihr, ihn zu verlassen. Aber sie bat und bat, so daß er endlich unwillig ausrief: „Ich bin bereit, dir auch das dritte Rätsel zu lösen, doch

nur unter der Bedingung, daß du mir auch den Ring schenkst, der hier an deiner andern Hand steckt!" „Nie! Ich bin sonst verloren! Der Ring bedeutet für meine Gebieterin Macht und Größe!" Aber da sie doch die Lösung besitzen wollte, so übergab sie ihm zuletzt den schönen Ring.

Beim Mahle am nächsten Tage legte sie nun das dritte Rätsel aus und erntete ungemeinen Beifall. Der König aber befahl, man solle den Burschen für den Galgen bereiten. Machbuba ließ sich dann nicht mehr sehen.

Vor der Hinrichtung rief aber der Verurteilte: „König, — bitte, — warum soll ich mein Leben am Galgen enden?" „Weil du es so gewollt; weil du meine Tochter in ihrer Weisheit versucht hast! Du gabst ihr Rätsel auf, die sie nach drei Tagen lösen konnte. Du bist deshalb dem Tode verfallen!" „König, — bitte, — woher stammt dieser Ring?" „Von mir!" „Deine Tochter schenkte ihn mir für die Lösung des ersten Rätsels! — Und diese Kette?" „Sie gehört zum königlichen Kleide!" „Ich erhielt sie für die zweite Lösung! — Und dieser kostbare Ring?" „Er machte meine Tochter zur Prinzessin!" „Ich erhielt ihn für die dritte Lösung!"

Die schöne Machbuba mußte nun, ob sie wollte oder nicht, — den einfältigen Jungen heiraten. Die Hochzeit dauerte sieben Tage, und der König gab ihm später seine Krone.

27. Der Segen des Vaters.

Ein Mann hatte drei Söhne. Sie wollten die Welt sehen und reisen. Da sagte der Vater zum Ältesten: „Was willst du? Willst du Gold oder den Segen deines alten Vaters?" „Ich will Gold!" Er gab ihm das Gold und fragte den Zweitältesten: „Was willst du?" „Ich will Gold!" Er gab ihm das Gold und fragte den Jüngsten: „Was willst du?" „Ich will — wenn es dir gefällt — deinen Segen!" „Gut, mein Sohn! Ich gebe dir den Segen und obendrein noch das Gold: du wirst es wohl verwenden können! Und so oft du meiner Hilfe bedürftig sein solltest, knie nieder und rufe mich; ich werde dir dann mit Rat und Tat beistehen! — Und jetzt geht!"

Die Brüder brachen auf. Endlich kamen sie in die Königsstadt, und da sie hörten, der König sei ein weiser, guter Mann,

so suchten sie ihn auf und boten ihm ihre Dienste an. Er behielt sie alle drei in seinem Palaste, und zwar den Ältesten als Läufer, den Zweitältesten als Abstäuber, und den Jüngsten setzte er auf den samtnen Diwan. Doch nach nicht zu langer Zeit begannen die zwei älteren Brüder Eifersucht gegen den Jüngsten zu hegen, der ein so gemächliches Leben führen konnte und nie eine Arbeit zu besorgen hatte. Sie verabredeten sich nun und gingen zum König. Der Älteste sprach: „Herr König! Ich bin gekommen, um dir ein recht seltenes Geheimnis mitzuteilen! Im großen Walde haust ein Geschöpf, das halb Mensch und halb Tier ist! Die Leute bezeichnen es als den Waldmenschen. Dieser besitzt nun eine Decke, wie sie auf der ganzen Welt nicht mehr zu haben ist, — eine lebendige Decke! Es ist wirklich eine Schande, daß du diese herrliche Decke nicht dein eigen nennen kannst! Willst du sie haben?" „Ja! Und da du mein Läufer bist, so wird es dir leicht sein, die Decke zu finden!" „Herr! Ich möchte dir einen Vorschlag machen: sende unsern jüngsten Bruder hin! Er ist gewandt, und solche schwierige Aufträge erledigt er auf überraschend gute Weise!" Der König wollte die eigenartige Decke nicht missen und bat den Jüngsten, sie ihm zu holen. Der Knabe ward sehr traurig, weil er schon einmal zwei Leute sich über die Grausamkeit des Waldmenschen hatte unterhalten hören, und er bekam Angst. Er kniete in seiner Kammer nieder und rief seinen Vater. Sogleich erschien ihm sein Vater, und der Knabe klagte sein Leid und gestand ihm, daß er sich fürchte, die sonderbare Decke zu holen. Der Vater aber sagte ihm: „Fürchte dich nicht, mein Sohn! Ich helfe dir; nur tue wie ich dir sage! Nimm eine alte, häßliche Decke; vorher aber bitte den König um drei Tage Zeit."

Der Junge ging zum Könige und erbat sich drei Tage Zeit, die ihm auch gewährt wurden. Dann sagte der Alte: „Mein Sohn! Nun suche einen Liter Flöhe, einen Liter Läuse und einen Liter Wanzen zu erlangen! Ist dir das gelungen, so schütte sie gut durcheinander, schütte sie auf die Decke und schnell, schnell überbringe diese dem Könige!" Das tat der Junge, und der König war sehr, sehr erstaunt! So hatte er sich die „lebendige" Decke nicht in seinem Kopfe vorgezeichnet, und er rief: „Trage die Decke hinaus! Hinaus mit der Decke! Nein, ich will keine solche besitzen! Der dumme Waldmensch soll sie nur genießen! — Du aber hast deine Schuldigkeit

getan! Ich danke dir!" Nun setzte sich der Jüngste wieder auf den weichen Diwan.

Nach längerer Zeit versuchten die Brüder es nochmals, dem armen jüngsten Bruder das Leben zu verkürzen. Sie gingen zum Könige und sagten: „Herr! Der Waldmensch besitzt ein Pferd, welches an Schönheit alle deine Pferde übertrifft! Es ist von wunderbarer Gestalt, und du besitzest kein so eigenartiges Pferd! Willst du es haben, um es in deinen Stall zu stellen?" „Ja, ich will das Pferd haben!" Wieder brachten sie es fertig, den Jüngsten zur Herbeischaffung des wunderbaren Rosses vorzuschlagen, und der König gab diesem den Auftrag, das Pferd zu holen. Der Junge warf sich in seiner Kammer nieder und rief nach seinem Vater. Sogleich erschien sein Vater und sprach: „Mein Sohn! Bitte dir drei Tage aus! — Nach drei Tagen führe dem König das allermagerste Pferd vor; es muß seit Monaten kein Fressen mit den Augen gesehen haben! Suche und suche, — zuletzt wirst du wohl ein mageres, nein, ein holzdürres Pferd finden!"

Der Junge fand wirklich ein Pferd, dessen Rippen nicht einmal von der Haut mehr bedeckt waren, sondern in einer seltsamen Weise aus ihr herausragten. Es war nicht mager — ach, was sage ich mager! — es war ein Holzgerippe! — Der König drehte seine Augen auf eine Weise herum, daß sie fast aus ihren Höhlen sprangen: er hatte wirklich noch nie so ein Pferd gesehn! Dann rief er: „Es ist wahr! Ein ähnliches Pferd habe ich nie gehabt, — ich hoffe aber auch, nie wieder ein solches Tier vor meine Augen treten zu sehen! Drei Nächte habe ich nun schlechte Träume wegen dieser ekelhaften Jammergestalt! Führt das Tier von meinen Augen weg! — Du aber, mein Junge, hast deine Schuldigkeit getan! Du bist nicht schuld an der armseligen Verfassung des Tieres. Ich hoffe, dein Leben nun nicht weiter gefährden zu müssen!" — Der arme Junge setzte sich dann auf den weichen Diwan.

Nachdem wieder einige Zeit vergangen war, beschlossen die Brüder, eine weit gefährlichere Aufgabe für ihren Jüngsten ausfindig zu machen, bei deren Ausführung er gewiß das Leben verlieren müsse. Und sie überredeten den König, Auftrag zu geben, daß er den Waldmenschen in eigener Person herbeihole. Der König befahl nun dem Jungen, diesen gefährlichen Unhold herbeizuschaffen. Der Junge warf sich nieder und rief nach seinem Vater. Sogleich erschien

ihm dieser und sprach: „Mein Sohn! Fürchte dich nicht! Auch dieser böse Anschlag deiner dir übelwollenden Brüder soll dir kein Haar vom Kopfe fallen lassen!“ Und damit gab er ihm die nötigen Weisungen.

Der Knabe zog aus, und die Brüder frohlockten. Er ging neben einem Karren her, den er mit Seilen und einem großen, festen Kübel beladen hatte. Im Walde hörte er das Brüllen des Unholds. Er ging auf ihn zu und fing an, dem zottigen Ungeheuer das Fell, und besonders den häßlichen Kopf zu krauen. Der Waldmensch blieb ganz ruhig und schlief fest ein. Der Knabe band ihm sachte Hände und Füße. Dann rollte er ihn in den Kübel und nagelte diesen zu. Der König lief in den Hof, sobald er von der Ankunft des Waldmenschen hörte; als man den Deckel abnahm, war das Untier tot, und steif wie ein Stein! Der Junge rief: „Ich hätte nie geglaubt, daß meine Brüder mir nach dem Leben trachteten!“ Der König aber setzte den Knaben wieder auf den weichen Diwan. Und später gab er ihm seine Tochter zur Frau.

28. Der große Fisch.

Es war einmal ein Mann, der einen großen Fisch fing. Der Fisch sagte: „Lieber Mann, laß mich schwimmen! Ich war so lustig im Meere, und außerdem habe ich drei Kleine; die muß ich füttern!“ „In diesem Augenblicke? Du dummer Fisch! Ich bin erfreut, ein so großes Tier gefangen zu haben, und bin nicht so närrisch, dir die Freiheit zu schenken! Zudem erhalte ich für dich schönes Geld!“ „Wie? Du willst mich verkaufen? Gut denn! Nimm aber vorher meine Leber heraus, brate sie und gib einen Teil deiner Frau, den andern Teil deiner Stute, und den dritten Teil deiner Hündin!“

Der Mann tat alles, was ihm der große Fisch gesagt, und bald darauf gebar seine Frau drei riesige Knaben, die Stute warf drei riesige Füllen, und die Hündin drei junge Hunde von Riesengröße. Die Knaben wuchsen heran und wurden sehr stark.

Einst brach ein Krieg aus, und die Jünglinge wollten hingehen und mitkämpfen. Der König hatte ausrufen lassen, der Sieger erhalte seine einzige Tochter zur Frau. Als sie sich zum Aufbruche rüsteten, sprach der Vater: „Jeder von euch nehme ein Pferd, jeder

einen der Hunde! Hoffentlich wird einer unter euch Sieger!" Die Jünglinge sprachen nun zur Mutter: „Höre, — jeder von uns besitzt einen Blumenstock, wie du weißt! Wessen Blumenstock verwelkt, den könnt ihr als einen Gestorbenen beweinen!" Dann zogen sie in den Krieg; keiner fiel; der Älteste wurde der berühmteste Held, und der König gab ihm seine schöne Tochter zur Frau. — Die anderen Brüder bekamen durch Zufall die Braut gar nicht zu sehen. Dann machten sich alle Kämpfer auf, heimzureisen, nachdem der König ihnen übrigens reichen Lohn für ihre Mühen geboten hatte.

Lange Zeit lebte der älteste Bruder mit seiner Frau in Freuden. Einst sprach er zu ihr: „Höre, — eigentlich ist es sehr unlieb von mir, dich bisher noch gar nicht mit meinen Eltern bekannt gemacht zu haben! Wenn du willst, reisen wir in meine Heimat! Meine Eltern werden sich freuen!" Und sie freuten sich wirklich, als sie die liebe junge Frau in ihren Armen hielten.

Die Königstochter verstand sich nun auf die Geheimnisse der Zauberer und Hexen, — ihr Mann aber nicht. Einst ritten beide in einen weitentfernten finstern Wald. Da sprach der Gemahl der Prinzessin: „Sieh! Dort drüben sehe ich einen großen Palast! Wem gehört der wohl?" „Ach, — dieser Palast ist außen von Diamanten! In seinem Innern haust sicher die böse Fee! Das ist eine alte Frau, die den Besuchenden in den Räumlichkeiten herumführt; dann aber gibt sie ihm zu trinken, und er kommt nie mehr heraus! Was mit den Leuten geschieht, weiß ich nicht!" „Ach, — liebe, gute Frau! Ich will hingehen, will den schönen Palast besuchen!" „Nein, — geh nicht! Ich werde todkrank, wenn ich nur daran denke!" „Gut, — ich werde nicht gehen! Aber du wirst wohl erlauben, daß ich noch ein wenig auf die Vogeljagd gehe?" „Auf die Jagd ja, — aber komm bald zurück!"

Er ritt nun fort und kam zu dem seltsamen Palaste. Dort klopfte er an, und die alte Frau öffnete ihm. Dann zeigte sie ihm den herrlichen Palast. Da dieser von innen aus Gold bestand, so hatte der Mann sieben Augen nötig, um die Pracht gehörig anzusehen. Dann sprach jene: „Willst du ein Gläschen trinken?" „Ja, ich will!" Sie brachte zwei Gefäße; eines war für sie, das andere trank der Mann aus — und starb! Sie warf ihn samt dem Pferde und dem Hunde in eine Grube, in der schon viele Leichen lagen.

Die Mutter daheim stand neben dem Fenstersimse und sah

plötzlich, wie der Blumenstock ihres Ältesten verwelkte! Und sie weinte und klagte. Gerade in dieser Stunde kam der zweite Bruder ins Elternhaus zurück. Die Mutter erzählte ihm, daß der erste Blumenstock soeben verwelkt sei, und er sagte zu ihr: „Höre, — wir Brüder glichen einander so, daß du selber uns nicht unterscheiden konntest! Da die junge Frau das nicht weiß, so kann ich ja sehr gut an meines Bruders Stelle treten und mich für ihn ausgeben. Sie wird nichts merken!" Das tat er. Er ritt ins Freie und auf die junge Frau zu, und sie winkte ihm freudig. Sie erkannte das Pferd und den Hund: das heißt, da die drei Pferde und die drei Hunde sich ganz und gar ähnelten, so dachte sie, es wären die Tiere ihres Mannes. „Wie lange bist du ausgeblieben, du böser Mann! Bitte, — erzähle mir, wieviel Vögel geschossen wurden!" „Geht man auf die Jagd, so ist es schwierig, schnell zurückzukehren!" Dann begann er auf einmal: „Höre, — hier sehe ich einen Palast; wem gehört er?" „Hast du das schon vergessen? Erst vorhin sagte ich dir, er gehöre sicher der alten Frau, die den Besucher überall herumführt, ihm dann etwas zu trinken gibt und ihn dadurch betäubt! Kurz, — niemand kommt von dort zurück!" „Ich will dennoch hingehen und mir diesen Palast ansehen; er glänzt so herrlich, wie tausend Tautropfen!" „Er glänzt, weil er außen aus Diamanten besteht. Denke ich aber daran, daß du den Palast besuchen wollest, so werde ich krank und schwach. Bleib bei mir!" „Gut, gut! Aber ein paar Vögel muß ich doch noch schießen!" „Ja, — komme aber bald zurück!" Damit brach der Zweite nach dem Palaste auf. Die Alte öffnete ihm, zeigte ihm den Palast und gab ihm zu trinken; da fiel er hin und starb. Sie warf ihn samt Pferd und Hund zu den Leichen.

Zu Hause verwelkte der zweite Blumenstock, und die Mutter weinte und seufzte. Zur selben Stunde kam der dritte Bruder aus dem Kriege heim, und die Mutter erzählte ihm die traurige Begebenheit mit dem Verwelken der beiden Blumenstöcke. Da handelte der dritte Bruder, wie der zweite, und die junge Frau merkte wirklich gar nichts. Auf einmal rief er: „Ich sehe dort drüben einen Palast! Wem gehört er?" „Wie? Hast du das schon wieder vergessen, nachdem ich dir schon zweimal gesagt, der Palast sei von außen aus lauter Diamanten und in ihm wohne eine alte Frau, die dem Besucher willig die Türe öffnet; die zeigt ihm den Palast und betäubt

ihn dann durch einen Trank. Kurz, niemand kam je wieder heraus! Aber bitte, — sage mir nicht wieder wie vorher, du wollest den Palast besuchen, — ich werde sonst krank!" „Nein, — liebe Frau! Aber ein paar Vögel schieße ich nun doch noch!" „Gut, — bleib aber nicht allzulange aus!"

Nun ritt er fort und klopfte an den diamantenen Palast. Die Alte öffnete ihm, und er trat ein. Sie führte ihn überall herum, und mit Staunen sah er die Pracht der Räume. Dann sprach sie: „Willst du nicht etwas trinken?" „Ja, ich will!" Jetzt brachte sie zwei Gläser und gab ihm eines. Er aber rief: „Nein, — nicht dieses Glas will ich! Ich will das deine!" „Ich kann es dir nicht geben! Es ist nur für mich gemacht!" „Aber ich will es haben! Sonst töte ich dich!" „Ich gebe es dir nicht!" „Höre! Wo sind meine zwei Brüder?" „Ich weiß es nicht!" „Was hast du meinen zwei Brüdern getan?" „Ich habe ihnen nichts getan!" „Ich stoße dir diesen Dolch in den Leib!" „Deine Brüder liegen dort unten in der Grube!" „Sag mir sofort, wie man sie wieder lebendig machen kann!" „Ich weiß es nicht!" Da packte er sie und warf sie zu Boden. Sie schrie: „Man macht sie mit dem Wasser des Lebens lebendig!" „Wo ist das Wasser des Lebens?" „Dort, — in dem Gefäße an der Wand!"

Hierauf tötete er die Alte, aber über seine Brüder und alle die Leichen dort sprengte er vom Wasser des Lebens. Die beiden Brüder standen sogleich auf und setzten sich auf die gleichfalls wieder lebendig gewordenen Pferde, und die Hunde kamen auch herbei. Dann ritten alle drei heim und erzählten der jungen Frau alles. Die Blumenstöcke aber blühten wieder auf. Der Älteste reiste dann mit seiner Frau wieder ab. Die beiden andern Brüder erhielten den kostbaren Palast der bösen Alten, und alle lebten noch lange, lange Jahre glücklich und zufrieden. — Nun ist die Erzählung zu Ende.

29. Der hinkende Teufel.

Einmal wanderte der hinkende Teufel auf der Erde umher. Da er immer darauf bedacht war, den Menschen Unheil zuzufügen, so ging er auch in den Palast des Königs. Die Prinzessin saß an der Tafel und aß; der hinkende Teufel stieß ihr ihr eignes Messer in die Augen. Die Arme schrie auf vor Schmerz, und dann fiel sie

wie leblos um. Es kamen viele Ärzte, aber keiner konnte ihr einen Ersatz für das verlorene Licht verschaffen. Der König war sehr betrübt und weinte.

Es lebte aber damals ein Mann, der wirklich gar kein Glück hatte. „Ich will es aber zwingen, ich will dem Glücke nachlaufen, will es in anderen Ländern aufsuchen, und darum gehe ich dahin, wohin mich meine Nase weist!" Und so tat er. Er ging und ging — gehe und hole einen, der auch geht! —; zuletzt war er müde und hungrig, und auch schläfrig. Er fand eine Höhle, deren Wände ganz von Spinnweben und Ruß überdeckt waren; auch kam es ihm vor, als ob sich eigentümliche Kritzeleien vom Schmutze abhöben; da er aber nicht lesen konnte, quälte er sich nicht lange, sondern legte sich auf eines der in die Wand eingemauerten Bretter, die so breit waren, daß sie gerade für eine Schlafstätte gemacht zu sein schienen. Er hatte schon die Augen geschlossen, als er mit einem Male ein eigentümliches Geräusch vernahm: ein großer, schwarzer Teufel trat ein; der hatte ein sehr häßliches Gesicht und zwei Hörner! Es kann auch eine Art Drache gewesen sein, da er einen Schweif hatte. Der Unhold stellte sich in die Mitte der Höhle, und da er der Herr der kleinen Teufel war, so kommandierte er diese und begann zu zählen: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs! Schön! Aber der Hinkende ist noch immer nicht hier! Der arme Kerl wird gar müde sein von den unbändigen Streichen, die er mit den Menschen ausführt; darum wird er nicht rasch laufen können, — er kommt ja jede Nacht spät heim!" Die sechs Teufel hatten sich unterdes um den Kamin gelagert, und es dauerte nicht allzulange, so sprang auch der hinkende Teufel in die Höhle. „Warum bliebst du so lange aus?" „Ach, Herr Oberteufel, ich habe einen köstlichen Scherz ausgeführt!" „Der wäre?" „Ach, ach, ach! Die Tochter des Königs habe ich geblendet! Ihr ein Messer in die Augen gestoßen! Schön, — nicht wahr? Das Geschrei hättet ihr hören sollen! Mir selber lief die Gänsehaut über den ganzen Körper!" „Gut, gut! Ist sie übrigens zu heilen? Ich hoffe, daß die Menschen kein Mittel haben, ihr Ersatz für das verlorene Licht zu geben!" „Ha, ha! Nur ein Mittel gibt es: ein klein bißchen Spinnweb und ein wenig Ruß von unserm Kamin!"

Unterdes sprach der Mann auf dem Brette zu seiner Seele: „So! Endlich habe ich das Glück gefunden!" Er verhielt sich aber

so still wie eine Maus und wartete bis zum Morgen. Kaum tagte es, so begaben sich die Bewohner der Höhle an ihr gewöhnliches Geschäft. Der Mann sprang von seinem Lager, füllte ein großes Papier mit Spinnweb und Ruß; dann machte er sich auf und ging fort. Bald gelangte er in die Stadt; dort ging er zum Königspalast, aber die Wächter riefen: „Du willst den König sprechen? Er hat keine Zeit, der Arme, sich mit deinesgleichen abzugeben! Scher dich fort! Hinein kommst du doch nicht!" Aber er bat so inständig, daß die Diener dem König endlich Nachricht gaben über diesen Mann, der in seinem Schmutzkittel vorgebe, der Prinzessin das Augenlicht wieder verschaffen zu können. Der König empfing ihn und sagte: „So viele Ärzte waren hier, und keiner brachte Hilfe; auch du wirst keinen Erfolg haben!" „Herr König, ich will es versuchen! Aber, bitte, ich muß mit dem Mädchen ganz allein sein dürfen, und ich brauche Feuer, einen Topf, leinene Lappen und einen großen silbernen Löffel!" Man brachte das Verlangte, und der König schloß eigenhändig die Türe von außen ab.

Der Mann tat nun den Ruß und die Spinnweben in den Topf, kochte alles zusammen und rührte mit dem Löffel um; dann machte er der kranken Prinzessin einen lauen Umschlag, und sogleich schlief sie ein. Der Schlaf war fest und ruhig. Nach fünf Stunden kam der König an die Tür und fragte: „Wie geht es meiner Tochter?" „Herr König, es geht ihr sehr gut!" „Ist es nicht besser, sie zu wecken und ihr Suppe zu geben?" Man weckte sie, und betrübt rief das Prinzeßchen: „Ach, Vater, warum wecktest du mich? Ich habe so köstlich geruht!" Man gab ihr Suppe; ihre Augen sahen schon viel klarer aus. Der Mann fuhr fort, Umschläge zu machen, und nach einigen Tagen leuchteten die herrlichen Augen der Königstochter, wie zwei Diamanten.

Der König sprach jetzt: „Mann, du hast ihr das Licht wiedergeschenkt; was ist dein Begehr?" „Herr, — ich bin sehr arm! Bitte, gib mir eine Kleinigkeit, ich wäre sehr froh!" „Nimm einen großen Karren, belade ihn mit Gold und ziehe hin; sei gesegnet!" So geschah es. Jener belud einen großen Karren mit Gold und fuhr heim. Nun wollte er das Gold messen und ersuchte seinen Bruder, ihm doch den kleinen Kornscheffel zu leihen. Dieser sagte zu seiner Frau: „Höre, — mein Bruder war immer arm und hatte oft Hunger! Heute verlangt er den Scheffel. Was will er messen?

Weißt du: ich klebe ein Stückchen Sauerteig an den Boden des Scheffels; dann können wir sehen, was er abgemessen hat!" — Der Bruder benützte den kleinen Scheffel und fand, daß er sehr reich sei. Dann schickte er den Scheffel zurück, und der Bruder rief aus: „Höre! Sieh! Mein Bruder hat — Gold abgemessen! Ich muß hin und hören, wie die Sache steht!" „Ja, — geh, lieber Mann; vielleicht weiß er ein Geheimnis!"

Der ältere Bruder fragte nun den jüngeren, und dieser antwortete: „Sieh, — ich habe es auf eine ganz seltsame Art erworben!" Und damit erzählte er ihm den Sachverhalt, und der geizige Bruder ärgerte sich und sagte: „Ich muß, ich muß hin; ich muß auch soviel Gold haben!" Darum begab er sich auch nach jener Höhle, kroch auf das Wandbrett und verhielt sich ruhig.

Der Oberste der Teufel kam alsbald und begann zu zählen: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs! Ach, — schon wieder ist der Hinkende noch nicht hier! Aber wer weiß, — vielleicht hat er eine neue Bosheit ausgeheckt! Er ist so erfinderisch!" Gleich darauf kam der hinkende Teufel angeschlichen; den gehörnten Kopf hielt er gesenkt; sein ganzes Aussehen war das eines Betrübten! „Hallo, — du böser, kleiner Wicht! Was hast du den Tag über verbrochen?" „Ach, laß mich in Ruhe! Ich bin wütend und mißgestimmt! Denkt nur einmal: die Augen der Königstochter sind geheilt! Ganz sicher muß diese dumme Höhle geplaudert haben; sonst hätten die einfältigen Menschen mein Mittel nicht finden können!" „Ach was! Vielleicht hat ein Mensch gehorcht! Wollt ihr, daß wir zusammen die ganze Höhle mit eisernen Stangen durchsuchen?" — Sogleich suchte sich jeder Teufel eine Stange und stocherte in allen Ecken herum. Zuletzt fanden sie den zusammengekauerten Mann und riefen: „Hier, hier ist er, der Verräter! Dieser hat unser Geheimnis ausgeplaudert! Wir müssen ihn dafür lohnen!" Der arme Mann beteuerte seine Unschuld; aber sie lachten nur und stießen ihn solange mit ihren Eisenstangen, bis er halbtot liegen blieb. Dann lachten sie und liefen hinaus.

Der Mann kroch endlich heraus und mit vieler Mühe ging er nach Hause. Seine Frau sah ihn dahergeschlichen kommen, und da er so gebeugt ging, rief sie ihm zu: „Hast du viel Gold auf deinem Rücken?" „Ich habe viel Prügel auf dem Rücken!" antwortete er. Dann legte er sich ins Bett und starb bald darauf.

30. Die sieben Räuber.

Es waren einmal zwei Brüder. Der eine hatte die Gewohnheit, jeden Tag eine Messe zu hören. Der andere arbeitete während dieser Zeit und verdiente täglich zwei Skudi. Sagte der Gute: „Warum gehst du nicht in die Messe?“ „Zwei Skudi sind mir lieber als eine langweilige Messe!“

Einmal wetteten sie um den Esel des Jüngeren: sie wollten sehen, wer recht habe. Sie gingen auf die Straße, und dort begegnete ihnen der Teufel, der wie ein Jäger gekleidet war. Der ältere Bruder begann: „Herr, — was ist besser: eine Messe oder zwei Silberskudi?“ „O, natürlich das Geld!“ „Siehst du?“ sagte der Ältere; „du hast deine Wette verloren; der Esel gehört also mir!“ Sie wetteten nochmals, und zwar um die kleine Hütte des jüngeren Bruders. Wieder begegnete ihnen der Teufel; er war wie eine reiche Dame gekleidet. Der Jüngere sagte: „Sinjura, — was ist mehr wert: eine heilige Messe oder zwei Silberstücke?“ „Jedenfalls zwei Silberstücke!“ „Siehst du, Dummrian, wem nun auch das Häuschen gehört?“

Der jüngere Bruder ward betrübt und ging geraden Wegs weiter fort; er hatte Hunger; sein Bruder war sehr geizig und gab ihm nichts. Alsbald erblickte er einen großen, mit dichtem Laube bewachsenen Baum, unter dessen Zweigen eine reiche Tafel aufgestellt war, die für sieben Personen gedeckt zu sein schien. Er stieg auf den Baum und wartete, ob die Herrschaften nun bald kommen würden. Noch saß er keine halbe Stunde auf dem Baume, als sich sieben reichgekleidete Männer näherten und an die Tafel setzten. Sie hatten eine Unmenge guter Speisen da, — dem Armen erschienen es hundert Jahre zu sein, bis sich die Leute entfernen wollten und er die Überbleibsel genießen könnte. Aufmerksam horchte er auf ihre Reden, und zu seinem Entsetzen entnahm er aus ihnen, daß die Leute Räuber sein mußten. Sie besprachen sich über viele Diebstähle und lachten dabei. Dann sprachen sie von ihren Schätzen, und einer von ihnen schrie: „Auf der ganzen Welt gibt es kein so gutes Versteck, wie das unsere! Unser Baumversteck ist prächtig! Und dann das Wunder, durch das es sich öffnet! Gerade verkehrt! Sagen wir ‚Öffne dich!‘, so schließt es sich; und umgekehrt! Darum wird uns wohl auch noch niemand etwas geraubt haben! Wer hätte auch

so viel Verstand, gerade das richtige Wort zu treffen?" Aber die übrigen Räuber schalten ihren Genossen, weil er das Geheimnis so laut hinausschrie. Doch voll Zorn rief der halbtrunkene Mann: „Geheimnisse? Ja, ja, — ich kenne viele! Und daß die Prinzessin immer noch halb sterbend daniederliegt, während sie doch schon längst gesund sein könnte, ist auch eigentümlich! Ach, — wenn der König wüßte, daß er mit drei Weinbeeren, die mit einer goldenen Schere abgeschnitten sind, seine geliebte Tochter retten könnte! Aber wir bemühen uns nicht um ihre Heilung: ist sie gestorben, so öffnen wir in der Nacht leise, leise den Sarg, — leise, leise berauben wir sie ihres kostbaren Geschmeides, — leise, leise kehren wir wieder hierher zurück! Ha, ha! Das wird ein Leben werden!" Der Arme hörte diese Rede und freute sich nicht wenig. Die Eßlust war ihm vergangen: er dachte nur an die Königstochter und an die Schätze der Räuber.

Nachdem diese noch eine geraume Weile getrunken und geschwatzt hatten, standen sie auf; ihr Hauptmann rief: „Falltüre, schließe dich!", und plötzlich öffnete sich im Baume eine Tür, die so groß war, daß drei Wagen ganz bequem hinunterfahren konnten. Die Räuber gingen nun in das Versteck hinab, und gleich darauf kamen sie wieder heraus, mit Pferden und Karren. Jetzt rief der Hauptmann: „Falltüre, öffne dich!" Und die Türe schloß sich. Dann fuhren sie ab.

Als sie nicht mehr sichtbar waren, stieg der Mann vom Baume. Er rief: „Falltüre, schließe dich!" Da tat sie sich weit auf, und er lief in die Einfahrt hinein. Unten gewahrte er eine Unmasse von kostbaren Schätzen, besonders viel Gold; auch sah er etliche Karren mit Pferden bespannt, und endlich gewahrte er in einer finsteren Ecke einen Haufen Leichen, die abscheulichen Geruch ausströmten! Schaudernd wandte er sich ab und begann Goldstaub aufzuladen. Er füllte einen großen Karren damit an. Dann rief er der Falltüre zu, sich zu schließen, und im selben Augenblicke öffnete sie sich, und er konnte ungehindert hinausfahren. Dann rief er wieder: „Falltüre, öffne dich!", und sie schloß sich.

Nach Hause gelangt, wollte er den Goldstaub messen. Er schickte deshalb seinen Jungen fort, damit dieser ihm das Maß hole, mit dem sein Bruder gewöhnlich das Mehl maß. Der Bruder sprach zu sich: „Mein Bruder ist erst vor kurzem hungrig und durstig in

den Wald gegangen, — und jetzt will er etwas messen? Was wird das sein? Aber ich weiß mir zu helfen!" Und damit klebte er an den Boden des Maßes ein Stückchen Sauerteig. Der Junge merkte nichts, und kaum hatte sein Vater das Maß in den Händen, als er anfing den wertvollen Staub abzumessen. Er sah jetzt zu seiner Freude, daß er reich genug sei, sein ganzes Leben ohne Mühen hinzubringen. Dann schickte er das Maß wieder zurück und bat seinen Bruder, einmal zu ihm zu kommen: er habe eine wichtige Sache mit ihm zu besprechen. Dieser Aufforderung hätte es gar nicht bedurft; denn kaum sah jener in das Maß, so rief er aus: „Gold! Goldstaub! Mein Bruder ist also reich!" Und schnell, schnell lief er zu ihm hin. „Sage, sage —: woher ist das schöne Gold?" Der gutmütige Tropf erzählte ihm alles haarklein. Aber der liebe Bruder hatte nicht einmal Zeit, sich alle Einzelheiten genau zu merken: er stürmte davon, lief — laufe und hol einen, der's auch tut! —; alsbald gewahrte er den Baum, stieg hinauf, — die Räuber kamen, aßen, sprachen, schirrten ihre Pferde an, und fort waren sie, — rasch, rasch stieg er vom Baume, befahl der Türe sich zu schließen, und sie öffnete sich. Er ging in das Versteck, und fand alles so, wie es ihm sein Bruder beschrieben hatte, und rasch, rasch lud er die Schätze auf. Drei große Karren waren schon beladen, als er sich dachte, daß es einstweilen doch genug sein könnte. Aber, o Jammer: an der Türe konnte er sich nicht mehr der Worte erinnern, die nötig waren, damit sich die Türe öffne! Er schrie und tobte: „Öffne dich, — dumme, böse Türe, — öffne dich!" Aber umsonst. Vielmehr schloß sie sich desto fester, und ihre Eisenstäbe zitterten, — so fest fügten sie sich aneinander!

Plötzlich hörte er das Rollen eines Wagens. Das mußten die sieben Räuber sein! Zitternd schaute der Mann umher, wo er sich verbergen könnte; endlich kroch er unter die Leichen, die dort aufgeschichtet waren. Die Räuber kamen nun in das Versteck und waren natürlich sehr erstaunt, die mit Schätzen angefüllten Karren vor sich zu erblicken; sie suchten in der Höhle nach dem Übeltäter, konnten ihn aber nicht finden. Schließlich sprach der Hauptmann: „Freunde, es ist nun schon das zweite Mal, daß wir bestohlen werden! Ebenerst vermißten wir einen Karren und eine Ladung Gold! Und jetzt will sich der Räuber drei Ladungen holen! Ich mache einen Vorschlag! Legt einen langen, eisernen Bratspieß ins Feuer;

wir werden dann mit ihm unter den Leichen hier herumstochern! Ist der Schurke darunter, so wird er schon ‚Au, au!' schreien und sich verraten!" Der Spieß wurde in einer halben Stunde glühend, und die Räuber stocherten unter den Getöteten herum. Aber es rührte sich nichts. Schon wollten sie die unnütze Arbeit aufgeben, als beim letzten Stoße ein lautes: „Au, au!" ertönte. „Also du bist der Dieb!" schrieen sie, als der Arme hervorgezerrt worden war. Und sie ließen ihn gar nicht reden; sie töteten ihn sofort und legten ihn zu den übrigen Leichen.

Die Freunde des Mannes wußten gar nicht, wo er geblieben sei, und sagten: „Es wäre besser gewesen, er hätte die Messe gehört und nicht gearbeitet! Der Teufel hat ihn sicher, sicher in die Hölle geholt!"

Der Bruder aber war nun ein reicher Mann. Er wollte die kranke Königstochter heilen. Drum warf er sein bestes Gewand über sich und machte sich auf den Weg. Bald gelangte er in die Königsstadt und begab sich nach dem Schlosse. Die Wächter wollten ihn aber nicht hineinlassen und riefen: „Wie? Du, ein Bauer, möchtest das Königstöchterlein heilen? Natürlich! Du wirst eben auch gehört haben, daß der König sie ihrem Retter zur Braut gibt! Geh' du nur fort! Hinein lassen wir dich nicht!" Da fing er an zu schreien und zu lärmen, so daß der greise König zornig vom Balkon hinunterschaute und fragte, wer so viel Lärm mache. Der Mann rief hinauf: „Herr König, ich kann deine kranke Tochter in drei Tagen vollständig heilen, und diese schlechten Soldaten da wollen mich hindern, unter deine Augen zu treten!" „Sogleich führt ihn herauf!" rief der König, — und bald stand der Mann im Saale. „Herr König, ich brauche unbedingt eine goldene Schere, und dann möchte ich in deinen Garten geführt werden!" Der König gab seine Befehle, und die Diener brachten die Schere.

Hierauf ließ sich der Mann in den Garten führen und schnitt dort drei große Weinbeeren ab. Dann ließ er sich vor die Kranke bringen und gab ihr eine Beere in den trockenen Mund. Sogleich schlug die Prinzessin ihre Augen auf und lächelte. Hierauf verlangte sie nach Wasser, und das Erstaunen der Umstehenden war groß: denn sie hatte schon seit Monden nicht mehr gesprochen, und man hatte gefürchtet, sie wäre stumm geworden. Sie legte sich dann

auf die andere Seite und schlief einen ganzen Tag und eine ganze Nacht ruhig, und am nächsten Morgen war sie frisch und munter.

Der Fremde gab ihr nun die zweite Beere ein, und die Königstochter wollte nun gar nicht mehr im Bette bleiben und wollte ihre schönsten Kleider anziehen. Man half ihr aus dem Bette und kleidete sie an.

Am dritten Tage gab er ihr die dritte und letzte Beere zu essen. Sogleich fing sie an zu springen und zu tanzen, und der ganze Hof wollte sich totlachen über die lustigen Scherze der schönen Prinzessin. Und der König gab sie ihrem Retter zur Braut.

Dieser wollte jetzt noch einmal nach Hause zurückkehren und seine Schätze holen. Auf dem Wege begegnete ihm ein Mann, der davon gehört hatte, wie reich er geworden sei, und schrie ihn an: „Gib mir deine Schätze, oder ich töte dich!" „Hole sie dir selber!" „Woher?" brüllte der schlechte Mann. Nun beschrieb ihm der Bräutigam der Prinzessin den Baum und teilte ihm alle Einzelheiten mit, — nur die Worte, die die Falltür öffneten, sagte er ihm nicht. Dann ging er heim, lud seine Schätze auf mehrere Karren und fuhr wieder zum Königshofe, wo alsbald die Hochzeit gefeiert wurde.

Der böse Mann aber ging weiter und gelangte an den Baum und stieg auf ihn. Die Räuber trafen nach kurzer Zeit ein und fingen sogleich zu schimpfen an; man hörte: „Wie dumm! Die Königstochter ist wieder heil und gesund!" „Ich hörte, daß drei Weinbeeren die Heilung bewirkten!" „Aber wie kann das sein?" „Ob wohl irgend jemand unser Geheimnis wußte?" „Nein, nein, — das ist unmöglich! Eher denke ich, daß der Baum hier geplaudert hat!" „Der Baum?" „Ja, wirklich! Ihr solltet nicht immer so laut schwatzen! Nun ist die Beute verloren, und soviel ich hörte, wird die Königstochter heiraten!" Sie berieten sich hierauf und beschlossen, den schlechten, verräterischen Baum zu verbrennen. Und das taten sie. Der Baum brannte im Nu lichterloh. Zum Erstaunen der Räuber fiel aber plötzlich ein halbverbrannter Menschenleib aus der lodernden Baumkrone auf die Tafel! Sie hoben ihn auf und steckten ihn wieder zwischen die knisternden Zweige, damit er zu Asche werde und ihnen nichts mehr schaden könne. — Tori, tombi! Die Geschichte ist aus!

31. Der Karren Seegras.

Es waren einmal zwei Brüder, die sich damit beschäftigten, die an das Gestade gespülten Algen auf Karren zu laden und sie dann auf dem Felde auszubreiten. Der Ältere war schon in aller Frühe am Meeresufer zu sehen, und während der Jüngere eine Messe hörte und damit Zeit verlor, lud der Ältere einen großen Karren auf und verdiente dadurch zwei Lire mehr. Öfter stritten sie sich: der Ältere nannte das Messehören einen Zeitvertreib, der Geld koste. Um nun den Streit endlich einmal schlichten zu lassen, beschlossen sie, die Schlichtung drei fremden Männern anzutragen; und wer verlöre, solle den Karren und das Zugtier des Andern erhalten! Sie machten sich also auf und gingen vor die Stadt hinaus. Ein alter Mann kam keuchend ihnen entgegen; der ältere Bruder fragte ihn: „Großvater, sag uns: was ist wertvoller: eine Messe oder ein Karren voll Seegras, der zwei Lire wert ist?" „Natürlich der Karren! Du lebst ja von seinem Erlöse und sättigest deine Kinder!" „Gesundheit!" „Gesundheit!" — Dann trafen sie einen zweiten alten Mann, und auch dieser sagte, ein Karren Seegras hätte größeren Wert als eine Messe. „Gesundheit, Großvater!" „Gesundheit, Kinder!" Zuletzt begegnete ihnen ein armer, mühselig daherkeuchender Greis; kaum hörte er die sonderbare Frage, als er sein Bündel fallen ließ und die Frager anschrie: „Wie könnt ihr so albern und kindisch fragen! Das Seegras ist doch sicher mehr wert: die zwei Lire dienen dir doch dazu, deine Frau und Kinder zu ernähren! Welchen Gewinn trägst du von einer Messe heim? Ich halte es mit dem Gelde!" „Gesundheit, Großvater!" „Gesundheit, Kinder!" — „Siehst du nun, wie ich dich immer davor warnte, die Morgenstunden in der Kirche zu verlieren! Jetzt nehme ich dir den Esel und den Karren!"

Der arme Mann schlich sich nun nach Hause und erzählte seiner Frau, wie übel ihm die Wette bekommen. Sie wurde rot vor Ärger und rief: „Wie? Das schöne Tier, den schönen Karren hast du verloren? Du dummer, einfältiger Mensch! Geh hinaus! So einen dummen Mann will ich nicht länger sehen!" Der arme Mann begab sich in den Wald, und als er vor Ermattung nicht weiter wandern konnte, kroch er in eine Höhle, die mit Moos bewachsen war. Gleich darauf hörte er die Stimmen zweier Männer, die sich

halblaut gerade vor der Öffnung seiner Höhle unterhielten. „Was hast du heute gehört und gesehen?“ „Ich hörte viele Neuigkeiten; auch vernahmen meine Ohren, daß die Königstochter plötzlich wahnsinnig geworden sei!“ „Wahnsinnig? Gibt es kein Mittel, ihr den Wahnsinn auszutreiben?“ „Doch! Im königlichen Garten hängt eine große Traube, die man übersehen und darum nicht gepflückt hat. Ließe man sie nun in ein großes silbernes Becken fallen und gäbe man der Prinzessin die einzelnen Beeren in den Mund, mittels eines silbernen Löffels, so würde sie wieder gesund werden!“ „Weiß eine Person um dieses Mittel?“ „Nein! Keine Seele!“ — Der Mann in der Höhle war jetzt sehr froh und lobte sein Glück, das ihn gerade an die richtige Stelle geführt habe.

Am Morgen machte er sich auf und verließ die Höhle. Er kleidete sich wie ein Arzt. In der Stadt verbreitete sich bald das Gerücht, ein neuer Doktor sei angekommen, der schon große Heilungen ausgeführt habe. Auch der König lieh dem Gerüchte Gehör und sandte seine Diener aus, um den seltsamen Doktor zu suchen und ihn in den Palast zu bringen. Alsbald erschien der Gesuchte, und der König fragte ihn, ob er seine kranke Tochter sehen wolle. „Warum nicht, Herr König? Wir Doktoren sind ja dazu geschaffen, Kranken Dienste zu leisten! Führt mich zu der Kranken!“ Der König freute sich sehr, einen so freundlichen Arzt entdeckt zu haben, und nahm ihn mit zur Kranken. Kaum erblickte sie der „Arzt“, als er ausrief: „Ja! Diese Krankheit ist heilbar! Aber ich brauche etwas aus eurem Garten! Der König begleitete seinen Gast in den Garten, und dieser entdeckte zum Erstaunen des Königs eine große Traube. „Herr König, — besitzt du eine aus Silber gearbeitete Schüssel und einen silbernen Löffel?“ „Natürlich besitze ich solche Sachen!“ Alsbald erhielt der Doktor das Verlangte. Er legte nun die Traube in das silberne Becken; hierauf ließ er sich in das Krankenzimmer führen und gab mit dem silbernen Löffel der Prinzessin die Weinbeeren ein, — und sie wurde wieder gesund.

Der König wußte sich aus Dankbarkeit gar nicht zu fassen; der heilkundige Mann aber wollte unbelohnt nach Hause gehn. „Lieber Mann, — nimm doch etwas für die Seele deiner Seele! Und wären es meine ganzen Schätze, — ich würde sie dir gerne geben! Der Mann sträubte sich jedoch; er sagte, er habe nur seine Pflicht als Arzt getan; zuletzt sprach der König: „Willst du nicht

doch ein kleines Geldgeschenk annehmen?" „Gut, Herr König!" „So gebe ich dir denn jetzt einen Diener mit; ihr geht zusammen weit fort. Fast am Ende der Welt seht ihr einen großen Felsen emporragen. Ihr ruft ihm zu: ‚Felsen, lieber Felsen, — schließe dich!' Da wird er sich öffnen! Dann steigt ihr hinunter und werdet eine Unzahl glänzender Goldstücke mit euren Augen sehen. Belade dann einen Karren, befiehl ihm, ans Licht emporzusteigen und fahre in deine Heimat! Vergiß aber nicht den Felsen wieder zuzuschließen, weil mir sonst die Räuber meine Schätze wegnehmen würden! Rufe einfach: ‚Berg, öffne dich!', — und er wird sich schließen. So wünsche ich dir denn Gesundheit und Stärke!" „Gesundheit und Stärke auch dir, mein König!"

Der Mann brach nun mit dem Diener auf; sie beeilten sich und sahen fast das Ende der Welt vor sich. Der Berg samt dem Felsen stand auch dort, und der Mann rief: „Felsen, schließe dich!" Und der Felsen öffnete sich. Dann stiegen sie hinunter und sahen, soweit ihre Augen reichten, nur Gold, — Gold! Sie beluden einen großen festen Karren und befahlen ihm: „Steige!", und der Karren stieg empor. Als sie wieder im Tageslicht standen, riefen sie: „Berg, öffne dich!", und der Berg schloß sich. Sie freuten sich nun sehr und fuhren ab.

Zu Hause angelangt, wollte der nun reiche Mann seinen Goldschatz messen und wollte sehen, wie viel er besitze. Er erbat sich deshalb von seinem älteren Bruder den Kornscheffel. Der Bruder aber sprach zu seiner Frau: „Wie? Mein Bruder war doch arm, — ich gewann ihm ja das Zugtier und den Karren ab, und seine Frau jagte ihn in die weite Welt! Wozu wird er jetzt den Scheffel brauchen? Ob er wohl Getreide messen will? Aber ich werde sein Geheimnis schon herausbekommen! Ich klebe ein wenig Brotteig an den Boden des Scheffels; dann erfahren wir etwas über den Überfluß des Verehrten, der sonst immer so hungrig war!"

Der Mann maß und maß: er hatte Gold genug für sein ganzes Leben und fühlte sich wie einer, dessen Herz mit ihm davonfliegen möchte!

Der böse Bruder war sehr, sehr überrascht, als er am Boden des Scheffels ein blankes, schönes Goldstück kleben sah! Dann verständigte er sich mit seiner Frau und beschloß, den Bruder zu zwingen, ihm sein Geheimnis mitzuteilen. „Bruder, höre, — wo-

her hast du das Gold scheffelweise?" Der gutmütige Mann erzählte ihm sein Erlebnis und teilte natürlich auch das Geheimnis des Berges mit. Der geizige Bruder rief: „Was in deiner Macht stand, muß auch in meiner stehn! Ich will dem Glücke zuvorkommen! Gesundheit!" „Gesundheit!"

Und der ältere Bruder brach auf. Auch er sah das Ende der Welt vor sich und jenen Berg. Sogleich rief er: „Felsen schließe dich!" Der Felsen öffnete sich, und er lief in die Öffnung. Aber, — wie schlotterten seine Kniee, als er sieben Räuber erblickte! Die schlugen ihn halb tot und riefen: „Seht, — das ist der Golddieb! Heute wollte er sich die zweite Ladung holen! Laßt uns den Hund einer Hündin zerstückeln!" Der Mann konnte vor Schrecken kaum die Sprache finden. Endlich aber kamen diese Worte von seinen Lippen: „Mein Bruder hat euch das Gold entwendet!" „Wirklich? Wie stellen wir es denn da an, unsern Schatz wieder zu erlangen?" „Ich wüßte schon einen Rat! Das Beste wäre, ich steckte euch in sieben Dattelfässer! Dann könnte ich zu meinem Bruder gehen und zu ihm sprechen: „„Bruder, willst du Datteln? Frische, süße Datteln? Keine zerquetschten! Lauter ausgesuchte Datteln!"" Sicher würde er die Fässer — mit euch — kaufen und euch in der Nacht in seinem Hause stehen lassen. Dann kommt ihr heraus, tötet diesen Hund, und euer Gold erhaltet ihr dann wieder zurück! Wollt ihr?" „Ja, wir wollen!"

Der Mann steckte die Räuber nun in Dattelfässer, nagelte diese zu und fuhr seine Ladung vor das Haus des Bruders. „Bruder, — ich brachte Datteln mit. Süße, goldglänzende, frische Datteln! Lauter ausgesuchte Datteln! Eine einzige macht eine Familie satt! Willst du sie kaufen?" „Ja, ich brauche augenblicklich Datteln im Laden, — nur sind mir sieben Fässer ein wenig zu viel!" „Ach, — ich gebe sie dir sehr billig! Du bist ja mein Bruder! Dich überteure ich nicht!" Der Andere erstand dann die Datteln und stellte die sieben Fässer im Laden auf.

Nachdem er das Abendbrot gegessen, wollte er sich als Nachspeise eine saftige Dattel gönnen. Er bohrte ein Faß an und langte hinein; er staunte aber nicht wenig, als er in einen Busch zottiger Haare griff! Dann öffnete er ein anderes Faß, und wieder griff er in krause Haare! Jetzt sprach er bei sich: „Mein Bruder hat mich verraten!" Und darauf legte er sieben eiserne Stangen ins

Feuer und machte sie rotglühend. Dann bohrte er in jedes Faß ein Loch, holte je eine glühende Stange, steckte sie in das Loch und stocherte im Fasse herum, bis er dem Manne im Fasse sein Gehirn verbrannt und zerquetscht hatte. Als er mit dieser Arbeit fertig war, legte er sich schlafen.

Kaum wollte sich die Sonne zeigen, so ging er zum Bruder und sprach: „Höre, was hast du mir verkauft?“ „Datteln!“ „Sonst nichts?“ „Nein!“ „Hattest du, bevor ich die Fässer kaufte, hineingesehn?“ „Hast du, bevor du sie kauftest, hineingesehn?“ „Nein!“ „Also!“ Und hiermit wünschten sie sich Gesundheit, und jeder von ihnen ging an sein Geschäft! Tori, tombi, — die Geschichte ist aus!

32. Der Schuster, der siebzehn Fliegen tötete.

Es war einmal ein Schuster, dem die zudringlichen Fliegen das Leben versauerten und den es allemal gewaltig ärgerte, wenn sich diese gefräßigen Tiere an seiner Suppe gütlich taten, ohne auch nur zu danken, vielmehr sogar noch wagten, ihm dann und wann einen scharfen Biß in seine bloßen Arme zu versetzen. Oft hatte er darüber nachgedacht, wie er sich der lästigen Tiere erwehren könne; da kam ihm endlich ein Gedanke: er bestreute den Kleister, den er zu seinem Handwerke brauchte, mit Zucker und setzte sich vor ihn hin. Als er dann eine größere Anzahl Fliegen auf diesem Kleister sitzen sah, schlug er zu und tötete eine ganze Menge von ihnen, — er zählte die Getöteten: es waren siebzehn Stück, siebzehn große, schwarze Fliegen! Da freute er sich und jubelte und sang: „Ich habe Siebzehn getötet! Ein Schlag nur: und es war aus! Nun geh' ich in den Krieg! Wer tut es mir gleich?“ Seine Nachbarn lachten ihn aus; er aber kümmerte sich gar nicht darum, sondern fuhr fort diese Worte zu singen.

Dann machte er sich auf und reiste in das Nachbarland, wo ein sehr weiser König regierte. Dieser hatte eine schöne Tochter, und auf diese hatte es der Schuster abgesehen. Er trat vor das Angesicht des Königs und dieser fragte: „Was hast du für Heldenstücke verrichtet?“ „Ich habe Siebzehn auf einen Schlag getötet und muß dir sagen, daß ich jede Aufgabe löse, — jeden verwirrten Knäuel wickle ich auf!“ „Ich will dich auf die Probe stellen, muß aber sagen, daß ich dir den Kopf nehme, kannst du meine Befehle

nicht ausführen! Ich habe also ein Spital mit tausend Kranken, deren Heilung sehr schwer ist, heile sie mir, oder ich töte dich! Drei Tage hast du Zeit!" „Gut, Herr König!"

Hierauf eilte der Schuster nach jenem Spitale. Dort entfernte er die Ärzte und die Pfleger, — nur einen ließ er da und befahl ihm: „Stelle in die Mitte jedes Saales einen Kessel mit Öl und heize tüchtig unter ihm! Ist es geschehen, so komm und melde es mir!" „Gut, Herr Doktor!" — Nach kurzer Zeit kam der Diener zurück und meldete, daß das Öl fast siede, worauf der Schuster versetzte: „Gut! Sobald es nun sprudelt und kocht, werfen wir in die Kessel einen von den ältesten Kranken, um dann das Öl zu einer Salbe zu verwenden!" „Gut, Herr Doktor!"

Da lief der Diener in einen der Säle und weinte, weil er dort seinen alten Vater und seine alte Mutter liegen hatte; er überbrachte ihnen diese Botschaft und fügte hinzu: „Kommt der verteufelte Doktor, so dürft ihr euch nicht krank stellen, sondern müßt um Erlaubnis bitten, das Spital verlassen zu dürfen, weil ihr gesund seiet!" Nach etlichen Minuten trat der Doktor in den Saal, und als er den ersten Kranken fragte und sich nach der Art seines Leidens erkundigte, antwortete dieser, weil mittlerweile alle Kranken die Sache erfahren hatten: „Herr, — ich bin sehr gesund und wohl! Darf ich nicht bitten, mir meine Kleider geben zu lassen und mich zu entlassen?" Der Doktor ließ ihm seine Kleider geben, und auch allen andern Kranken; denn alle waren frisch und gesund, und niemand hatte Lust, in Öl geschmort zu werden.

Kaum war das Spital leer, so ging der Schuster in den Palast des Königs und berichtete, daß er sämtliche Unheilbare in Geheilte verwandelt. Der König war sehr erstaunt und sagte: „Bleibe hier und iß einen Mundvoll Brot mit mir! Ich sehe ein, daß du ein tüchtiger Mann bist, der noch manche Heldenstücke verrichten kann!" Also blieb der Schuster dort, und alle Leute hatten Respekt vor seiner tiefen Weisheit.

Eines Tages verschluckte die Prinzessin eine Gräte und war fast am Ersticken. Niemand konnte ihr helfen. Zuletzt rief der todbetrübte König: „Also findet sich niemand, der mir den Liebling meines Herzens, meine Augenweide retten kann?" „Ich rette sie! Was bekomme ich als Lohn?" rief der Schuster. „Du erhältst sie zur Frau!" „Gut! Bringt mir eine Feder und Eiweiß!" Man

brachte es ihm, und er bestrich nun den Hals der Prinzessin mit der in Eiweiß getauchten Feder. Das kitzelte sie und sie mußte laut lachen, und sogleich sprang die Gräte heraus. Alle freuten sich sehr, und nach zwei Tagen feierte man die Hochzeit, welche sieben Tage dauerte.

33. Der Junge, der ein gläsernes Schiff haben wollte.

Es war einmal ein Junge, der immer gerne ein Schiff aus Glas gehabt hätte. Aber da sein Vater arm war, konnte er ihm das Schiff nicht kaufen; auch wußte niemand, wo es ein solches gäbe. Aber der Junge bat und bat — bitte und bringe jemanden, der auch bittet! —, so daß der Vater zuletzt die Geduld verlor und zornig ausrief: „Nun, so zieh doch selber auf Reisen und sieh dich um und suche selbst ein Schiff, dem man durchs Innere sehen kann! Am Ende wirst du auch noch ein König und heiratst eine Königstochter! Mir ist es recht! Bin sogar froh, wenn ich dich fortbringe und deiner Bitten, deines Drängens ledig werde! Heute knet' ich noch den Teig für dein Reisebrot!"

Als nun das Brot fertig war, belud sich der Junge damit und ging auf die Reise, dahin, wo er das ersehnte Schiff vermutete. Auf der Straße begegnete ihm eine Alte, die weinend rief und bat: „Junge, hab doch Mitleid mit mir; ich sterbe Hungers, denn ich habe kein Brot!" Da gab ihr der Junge ein Stück vom Brotlaibe, den er bei sich trug. Die Alte rief: „Daß du doch das Schiff aus Glas fändest!" Der Junge aber ging weiter, immer weiter, bis ihm wieder eine Alte begegnete, die ebenfalls um Brot bat. Auch dieser gab er ein ganz dickes Stück, und sie rief: „Daß du doch die Tochter des Königs fändest!" Er aber ging seiner Wege weiter. Zuletzt kam ihm wieder eine Alte entgegen, die weinend rief und bat: „Ach, daß du doch Mitleid hättest! Ich bin eine alte, hungrige Frau, die kein Brot hat!" Da verabreichte er ihr den letzten Teil seines Brotes, und sie rief: „Daß du doch König würdest! — Hüte dich alsdann aber, Tränen auf die Schwelle deines Palastes fallen zu lassen!" Der Junge ging weiter, und nicht lange danach kam er an das Ufer des großen Meeres. Dort stieß er mit dem Fuße an einen großen Kiesel, und sogleich kam das Schiff, dem man durchs Innere sehen konnte, zum Vorschein. Er stieg nun geschwind auf und brauchte nur zu lenken, — lenk und hole jemanden, der

lenkt! —; es ging so geschwind, daß dem Jungen fast Hören und Sehen verging. Zudem fuhr das Schiff ohne fremde Hilfe dahin, und zwar war es so gebaut, daß es im Meere schwimmen konnte wie ein Fisch, auf dem Erdboden aber dahinrasen konnte wie ein Tier mit Flügeln. Er ließ es also ruhig auf der Erde laufen und ließ es nicht schwimmen.

Alsbald führte ihn das Schiff in eine verwüstete Stadt, wo viele, viele Leichen umherlagen; diese Leichen waren alle schwarz, und es ging ein Geruch wie siebenfache Pest von ihnen aus. Das Schiff aber fuhr gerad' auf die Stelle zu, wo eine wunderschöne Mädchenleiche dalag, die noch nicht schwarz war, sondern nur einige schwarze Flecken hatte. Da stieg der Jüngling eilends aus seinem Schiffe, lief auf das tote Mädchen zu, nahm es auf seine Arme und trug es auf das Schiff. Dort legte er es sachte, leise nieder, und da es sich nicht regen wollte, beugte er sich über sie und blies ihr Atem ein. Da schlug die Tote endlich die Augen auf und sprach, als sie das schöne Schiff gewahrte, dem man durchs Innere sehen konnte: „Ich bin die Tochter des Königs, der dieses Land beherrscht! Bitte, führ mich hin zu ihm! Ich will dich heiraten, weil du mich fortgeführt hast von diesen verwesten, stinkenden Leichen! Ich war dem Tode nahe!" Da stieg der Jüngling vom Schiffe, begrub alle jene Leichen und lenkte dann das Schiff hin an den Hof des Königs. Der König aber war sehr alt und sehr krank, infolge der Angst, die er ausgestanden; denn da seine Tochter so entsetzlich lange ausblieb, hatte er es sich in den Kopf gesetzt, sie müsse schon lange eine Leiche sein; er hatte keine Hoffnung mehr, sie wiederzusehen. Wie sie aber nun ankam, sie und ihr Bräutigam, da freute er sich so sehr, daß er umfiel und starb. Also wurde der Jüngling König und heiratete die Königstochter.

Eines Tages nun gebar die Königin ein sehr schönes Knäblein; der König aber war nicht zu Hause. Da trug man das Kind hinunter, ihm entgegen und legte es auf die Schwelle des Palastes, damit er es bei seiner Heimkunft sofort zu sehen bekäme. Und wie er nun kam und sein liebes Kind erblickte, bückte er sich zur Erde nieder und hob es auf seine Arme und weinte, weil die Freude in ihm gar so groß war. Aber da fiel ein Tropfen, eine einzige Träne, auf die Schwelle des Palastes, und sofort stürzte der ganze Bau zusammen, alles unter seinen Trümmern begrabend, — selbst das Kind!

Er aber, der König, war arm wie vorher und besaß gar, gar nichts mehr. Da kam auf einmal, allein, und ohne daß man es gerufen, das Schiff aus Glas daher. Sofort stieg er auf, lenkte das Steuerrad, und nach vielen Tagen kam er heim zum Vater. Und als er nun abstieg und sich in die Hütte begab, lief das Schiff wieder fort, allein, und ohne daß es jemand gelenkt hätte, und seit dieser Zeit hat es kein Mensch mehr gesehen! — Die Geschichte ist aus!

34. Die unheilvollen Zauberdinge.

Es war einmal ein König, der ein sehr gutes Herz hatte; darum liebten ihn auch alle seine Soldaten und Untertanen. Einst erblickte er eine sehr schöne Frau; er redete sie an und fragte sie, wer sie sei, und sie versetzte, daß sie eine Zauberin sei und gekommen wäre, ihm einen Ring zu schenken. Dieser Ring nun hatte Zauberkraft, und wurde er gedreht, so wurde sein Träger unsichtbar; drehte man ihn dann weiter, so konnte man seinen Träger wieder sehen.

Als der König dieses vernahm, freute er sich sehr; denn durch diesen Ring konnte er ja nun enthüllen, was um ihn her vorging, und hören, was man über ihn sagte, da er sich unsichtbar machen und sich in die Mitte seiner Feinde begeben konnte; er brauchte nur den Ring zu drehen, um sich allen Leuten unsichtbar zu machen.

Doch obwohl er nun diese Gabe besaß, kam in seinem Herzen doch keine rechte Freude auf, und er trug sich immer mit dem Wunsche, die Zauberin möchte ihm wieder erscheinen und ihm noch die Kraft verleihen, sich in einem Augenblick von einem Lande in ein anderes begeben zu können, und zwar in so kurzer Zeit, als das Schlagen des Kreuzes beanspruche oder das Aussprechen des Wortes „Vorwärts!“ Er hatte nämlich Verdacht, daß die Könige der Nachbarländer den Beschluß gefaßt hätten, ihm sein Land zu rauben und ihn selbst zu töten. Darum bat er die Zauberin so inbrünstig, daß sie sich am Ende zufrieden gab und ihm ein Paar Flügel versprach; doch bemerkte sie dabei, daß diese ihn vielleicht unglücklich machen würden und daß ihm gerade durch diese Flügel großes Herzeleid entstehen könne. Aber der König wollte auf keine Ermahnungen hören.

Die Zauberin holte dann ein goldenes Fläschchen hervor, dessen

Inhalt herrlich duftete. Mit diesem Wasser nun bestrich sie dem Könige die Schultern, und gleich darauf fühlte er, wie sich an jener Stelle zwei Flügel bildeten. Diese waren für gewöhnlich ganz klein, wuchsen aber sofort, wenn er zu fliegen wünschte; und sobald er es satt hatte und sie berührte, schrumpften sie wieder ein, und zwar plötzlich. Flog er, so bewegte er sich mit so großer Schnelligkeit, daß es ihm kein Vogel gleichtun konnte, nicht einmal der Adler. Um aber kein Aufsehen hervorzurufen, wenn er sich auf Reisen begeben wollte, so sperrte er sich vorher immer in sein Zimmer und gab Befehl, daß niemand an seine Tür klopfen oder ihn rufen dürfe, bevor er antworte. Dann öffnete er also das Fenster und flog fort, und das ging so geschwind, daß — während ich dieses sage — er sich schon im fernsten Lande befand, mitten im Zimmer, wo die Beratungen stattfanden, wo man gegen seine eigene Person sprach. Und da er immer genau vernahm, wie viele Soldaten man gegen sein Heer schicken werde, so bereitete er sich stets gut vor; und da er immer ein größeres Heer sandte, als der Gegner, so ging er aus jeder Schlacht als Sieger hervor. Und es staunten die Leute über seine große Weisheit.

Nachdem er lange Zeit so gelebt hatte, setzte er es sich in den Kopf, zu heiraten, und schrieb an verschiedene Könige, um zu sehen, ob ihm nicht der eine oder der andere seine Tochter zur Frau geben könne. Schrieb er aber irgendwohin, so ließ er immer so viel Zeit verstreichen, bis es ihm sicher schien, daß der Brief in die Hände des betreffenden Königs gelangt sei. Dann drehte er den Ring und berührte seine Flügel und verfügte sich in das Zimmer der betreffenden Prinzessin, um zu erfahren, was dort über seine Person gesagt würde. Da hörte er die eine sagen, daß sie bereit sei, zu heiraten, wenn ihr Bräutigam nur auch ein mächtiger König sei, da sie keinen anderen Wunsch hege, als sich zu vergnügen und das Leben zu genießen; die Persönlichkeit des Erwählten sei für sie von keiner Bedeutung! Von einer anderen hörte er, daß es ihr nur darum zu tun sei, daß er ihr schöne Kleider und Diamanten gäbe, wenn sie ihn heirate, — ob er sie liebe oder nicht, wäre ihr eins! Kurz und gut, — wo er immer hinging, nie hörte er, daß es einer wirklich um seine Person zu tun war, sondern stets um seinen Reichtum, und daß alle Prinzessinnen sich einbildeten, daß es für eine Königin nichts zu tun gäbe, als

sich zu unterhalten und zu vergnügen! Da wurde er sehr betrübt, und sein Herz war voll Gram.

Darum beschloß er, sich den Gedanken aus dem Kopf zu schlagen, eine Prinzessin als Frau zu holen, und nahm sich vor, irgend ein einfaches Mädchen zu suchen, ein gutes Mädchen, das ihn aufrichtig liebe.

Nach langem Suchen hörte er zuletzt, daß es ein sehr schönes Mädchen gäbe, die Tochter eines Ziegenhirten. Dieses Mädchen besaß ein sehr gutes Herz und war so schön, daß die Jünglinge des Dorfes alle hinter ihr drein liefen; aber weil es tugendhaft war, ermunterte es keinen, sich zu nähern. Kurz und gut, — man lobte das Mädchen dem Könige so sehr, daß er hinreiste zu ihr; und wie er sie dann sah, gefiel sie ihm so gut, daß er sich verliebte und beschloß, das arme Mädchen, welches doch weit unter ihm stand, zu heiraten. Hierauf ging er hin zum Vater, erbat sich das Mädchen als Braut, und der Ziegenhirt sagte sofort zu, weil er sich unendlich freute, daß seine Tochter nun eine große Königin würde. Also wurde die Hochzeit gefeiert und anstatt der Feldhütte, wo sich das arme Mädchen bisher mit dem Vater aufgehalten, gab es jetzt einen großen Palast; und der König gab seiner Frau die schönsten Zimmer und die schönsten Töchter des Adels, damit sie gut bedient würde. Aber die Königin änderte ihre Gesinnung nicht, obwohl sie sich geehrt sah; immer blieb sie gleich demütig, sprach gütig mit allen Leuten, schloß Freundschaft mit allen. Da konnte es nun nicht ausbleiben, daß sich alle, die mit ihr in Berührung kamen, an sie anschlossen und sie immer mehr liebten. Auch ihr Gemahl liebte sie sehr, und zwar in einer Weise, daß er anfing, eifersüchtig zu werden und immer nur daran dachte, sie könnte ihn einmal mit irgend jemandem betrügen. Da begann er nun, jeden Tag vier- bis fünfmal den Zauberring zu drehen, um sie in ihrem Zimmer zu überraschen, aber ohne je seinen Verdacht bestätigt zu sehen. Selbst wenn sie ausging, ging er immer hinter ihr her; doch konnte er nie etwas Unrechtes entdecken.

Unterdes begann die Zauberin, die ja dem Könige vorhergesagt hatte, daß ihm seine Flügel nur Ungemach bereiten würden, ihn zu warnen. Und so oft tat sie dieses, daß er zuletzt ärgerlich wurde und Befehl gab, diese Zauberin nicht mehr in seinen Palast zu

lassen; und der Königin verbot er, mit der Zauberin zu sprechen. Da die Königin sie aber liebte, betrübte sie dieses Verbot sehr.

Einmal hatte die Zauberin der Königin eine sehr wichtige Mitteilung zu machen. Um ungestört zu ihr zu kommen, nahm sie die Gestalt eines Offiziers an; der Königin teilte sie aber sogleich mit, wer sie sei. Die Königin umarmte und küßte sie. Der König aber, der im Zimmer verborgen war, wurde darüber so wütend, daß er einen Dolch herausriß und der Königin einen Stich in das Herz gab, daß sie wie leblos hinsank! Sofort nahm die Zauberin ihre gewöhnliche Gestalt an, und der König, welcher nun von der Unschuld seiner Frau überzeugt war, grämte sich so sehr über seine Tat, daß er sich das Leben nehmen wollte. Nach kurzer Zeit öffnete jedoch die Königin die Augen und sagte ihm, daß sie ihm verzeihe; dann gab sie den Geist auf.

Als der König nun sah, was sich zugetragen, gab er den Ring und die Flügel der Zauberin zurück, und nachdem die Königin begraben war, begab er sich täglich nach ihrem Grabe und weinte dort, — bis man ihn eines Tages leblos dort liegen fand, — mit gebrochenem Herzen.

35. Der jüngste der dreizehn Brüder.

Es war einmal ein Mann, der eine sehr gute Frau hatte. Auch schien sie sehr fleißig zu sein, da er sie nie lässig fand bei seiner Heimkunft. Jedesmal arbeitete sie mit der Spindel, daß der Staub nur so wirbelte, und immer hatte sie Durst, weil die Spinnwolle genetzt werden mußte, und zwar mit Speichel, — wie sie sagte. Deshalb mußte sie viel trinken. Der Mann liebte seine Frau sehr, und er machte sich öfter Vorwürfe, sie so viel Arbeit verrichten zu lassen, da sie schon ziemlich alt war. Um ihr nun einst einen freien Tag zu schaffen, steckte er die Spindel in seinen Quersack und ging fort. Früher als gewöhnlich brach er am Abend seine Arbeit ab und lief heim. Seine Frau daheim hatte einen roten Kopf und lief wie toll in der Kammer herum. „Was fehlt dir?“ fragte der Mann. „Ach, wie dumm ich nur bin! Den ganzen lieben Tag war die Spindel in meiner Hand, und in diesem Augenblicke hab' ich sie verlegt und kann sie nicht finden!“ „Hattest du sie heute in deiner Hand, Frau?“ fragte der Mann wieder. „Gewiß hatte ich sie; wie hätte

ich sonst diese Menge Hanf verarbeitet?" erwiderte die Frau. Da zog der Mann die Spindel aus seinem Quersacke und rief: „Da hast du sie! Den ganzen Tag lag sie im Quersack, und du hast sie erst vermißt, als du mich kommen hörtest!" Der Mann war aber sehr kräftig und ungestüm: in seinem Zorne schlug er die Frau mit der Spindel und ließ sie leblos daliegen; dann nahm er seine dreizehn Söhne, lud sich Hab und Gut auf die Schultern und ging in ein anderes Land. Dort arbeitete er sehr fleißig, und auch seine Söhne halfen tüchtig mit. So verging die Zeit, und der Mann wurde alt.

Bevor er strab, rief er alle seine Söhne an sein Lager und sprach: „Ich habe sechs Feigenbäume! Euch sechs Ältesten sollen die Bäume gehören, euch sechs Jüngsten aber das Erdreich, auf das sie gepflanzt sind!" Da schrie der dreizehnte: „Vater, hast du mich ganz vergessen? Soll ich leer ausgehen unter meinen Brüdern? Ich, der ich doch immer dein Liebling war?" Da erwiderte der Vater: „Du sollst reicher von mir bedacht sein, als deine Brüder! Dir sollen die Früchte der Bäume gehören! Nur dir soll das Recht zustehen, über sie zu befehlen!" Mit diesen Worten starb der alte Mann, und die zwölf ältesten Brüder waren sehr zornig über den letzten Spruch des Vaters, und darum begruben sie ihn nicht. Doch der Jüngste begrub ihn und weinte dabei.

Wie nun die Früchte reiften, flocht der Älteste ein Körbchen, füllte es mit Feigen und ging hin an den Hof des Königs, um die frühreifen Früchte zu verkaufen. Seinen Brüdern aber sagte er nichts von seinem Vorhaben. Auf der Straße begegnete ihm ein alter Mann; der fragte: „Mein Sohn, was steckt im Körbchen?" „Was die Katze vergräbt!" versetzte jener, und der Alte antwortete: „Du hast es gesagt und wirst es finden!" Damit trennten sie sich. Als nun der Älteste hinkam an des Königs Hof, ließ man ihn sofort in das Vorzimmer treten, da er von neuen, frühreifen Feigen sprach. Der König sandte eine Silberplatte hinaus und wollte sie gefüllt haben. Aber als man das Körbchen umstülpte, fiel nur das heraus, was die Katzen vergraben, und der Gestank drang bis in das Gemach des Königs, so daß er sehr zornig wurde und Befehl gab, den schlechten Menschen durchzuprügeln und ins Gefängnis zu werfen. Das geschah.

Die Brüder wußten noch nichts von alledem und dachten, ihr Ältester wäre auf dem Felde geblieben, um die Melonen zu bewachen. Da wollte der Zweitälteste sich die Abwesenheit des Ältesten zunutze

machen: er flocht ein Körbchen, legte Feigen hinein und machte sich auf nach dem Hofe des Königs. Der Alte kam auch ihm in den Weg und fragte: „Mein Sohn, was steckt im Körbchen?“ „Was den Leuten auf den Haaren umherläuft!“ versetzte jener, und der Alte rief ihm nach: „Du hast es gesagt und wirst es finden!“ Wie nun der junge Mensch hinkam an den Palast des Königs, wollten ihn die Wachen nicht hineinlassen; aber schließlich kam er doch hinein. Der Diener des Königs fragte ihn: „Was bringst du?“ „Ein Körbchen voll süßer, frühreifer Feigen!“ „Dein Vorgänger hat angemessene Belohnung erhalten, und auch dir wird sie nicht mangeln!“ antwortete der Diener und berichtete alles dem Könige, der wieder eine silberne Schüssel sandte. Doch wie das Körbchen ausgeleert wurde, fielen nur jene häßlichen Tiere heraus, die die Menschen in den Haaren haben, und sogleich krabbelten sie herum und verunreinigten den ganzen Palast, — auch der König bekam welche! Ohne Verzug prügelte man den Jungen entsetzlich durch und warf ihn ins Gefängnis: dort fand er seinen Bruder.

Den nächsten Tag flocht der Drittälteste ein Körbchen, füllte es mit Feigen und ging hin nach dem Königspalast. Auf seinem Gange kam auch ihm der Alte entgegen und fragte: „Mein Sohn, was steckt im Körbchen?“ „Was den Armen nützlich ist, und den Reichen unangenehm!“ „Du hast es gesagt und wirst es finden!“ rief der Alte, und der junge Mann ging seines Wegs weiter. Im Palaste fragte man nach seinem Begehr, und er gab solche Auskunft: „Ich bringe vorzeitig gereifte Feigen!“ Der König wurde benachrichtigt, sandte eine Silberplatte und ließ sagen: „Deine zwei Vorgänger haben ihren Lohn erhalten, und für dich wird auch gesorgt, je nach deinem Verdienste!“ Wie sie nun das Körbchen umwendeten, fiel bröckliger Dünger heraus und füllte die Platte; das ganze Haus aber roch danach, und keine Seele konnte es aushalten! Auch dieser Bruder wurde geprügelt und in das Gefängnis geworfen zu seinen Brüdern.

Um nun die Geschichte nicht auszudehnen, wollen wir bloß noch sagen, daß alle zwölf ältesten Brüder den gleichen Weg gingen, daß sie die Früchte stahlen, die dem Jüngsten gehörten, mit diesen Feigen nach der Stadt zogen, dem Alten allesamt häßliche Antworten gaben und immer dasjenige fanden, was sie dem Alten vorlogen. Und alle Zwölf kamen ins Gefängnis. Dort besprachen sie sich miteinander; der König aber hörte ihr Reden und vernahm auch, daß sie

noch einen Bruder hätten; und er wartete bis auch dieser die Feigen brächte, um dann alle Dreizehn töten zu lassen, denn sein Zorn war sehr groß über sie.

Der Jüngste aber war ganz allein in der Hütte geblieben, und da seine Brüder nicht vom Felde heimkehrten — er vermutete, sie arbeiteten auf dem Felde —, ging er hinaus, sich die Feigenbäume zu besehen. Als er nun einige schöne Feigen bemerkte, flocht auch er ein Körbchen, schichtete die Früchte hinein und machte sich auf den Weg, dem König ein Geschenk zu überbringen. Er wußte, daß jener mit Vorliebe frühreife Feigen äße. Auf der Straße sah er einen alten Mann dasitzen, — einen gar armseligen Menschen. Er trat an ihn heran, und der Alte rief: „Mein Sohn, was steckt im Körbchen?" „Es birgt frühreife Feigen, mein Vater! Und da ich denke, du hast Durst, so will ich dir eine Erfrischung geben! Nimm!" Hiermit legte er Feigen aus seinem Körbchen auf einige Blätter, und der Alte langte zu ohne zu zögern. Nachdem sie beide einen guten Teil verzehrt hatten, leerte der Junge die übrigen Früchte aus und gab sie dem Alten und sprach: „Damit du dich sättigen und deinen Durst löschen kannst!" Aber der Alte versetzte: „Nein, mein Sohn, — fülle nur den Rest der Feigen in dein Körbchen und trage sie dahin, wohin du sie bringen wolltest! Lohn wird dir schon zuteil werden!" Also ging der Knabe hin zum Königspalaste. Den Wächtern gab er auf ihre Fragen Antwort, daß er frische, vorzeitige Feigen im Körbchen habe, als Geschenk für den König. Dieser sandte sofort die Silberplatte hin und freute sich, nun auch den jüngsten der Brüder in den Händen zu haben. Aber als sie das Körbchen umstülpten, kollerten frische, schön reife Feigen heraus! Da erstaunten die Umstehenden, und auch der König wunderte sich, als man ihm die Silberplatte überbrachte. Sogleich sandte er einen Mann hinaus und ließ dem Jungen sagen: „Der König will wissen, ob du bei ihm bleiben willst!" Da nun der Junge weder Vater noch Mutter hatte, auch über das Verbleiben seiner Brüder nichts wußte, sagte er zu und blieb beim Könige; dieser aber gewann ihn sehr lieb und schickte ihn in die Schule. Das Lernen ward dem Knaben sehr leicht, und bald kam er soweit, daß ihm der König Macht gab über viele Ämter, und auch über die Insassen seiner Gefängnisse.

Einst besuchte der junge Mensch die Verbrecher, und fand seine zwölf Brüder, die der König vergessen hatte, gleichfalls im Gefäng-

nisse. Sogleich ging er hin zum König und bat so sehr, daß die Brüder wirklich freigelassen und in den Gärten des Königs angestellt wurden. Sie arbeiteten dort, und da der Jüngste zugleich der Schatzmeister des Königs war, wurde diesen Männern eine gar schöne Zahlung gewährt. Aber sie haßten ihren Bruder: es ärgerte sie stets, daß er ihnen vom Vater stets vorgezogen worden war und daß der König ihm allein Ehren erwies. Und sie beschlossen, ihm das Leben zu rauben!

Einst ging der König im Garten spazieren und sprach mit den zwölf Gärtnern. Bevor er wieder fortging, riefen sie: „Weißt du auch, was unser Jüngster sagte?" „Was wird er gesagt haben? Aber ich will es wissen!" „Er behauptete, daß es ihm ein leichtes wäre, die Stute des Riesen zu bringen!" Der König ging hinauf in seinen Palast, fand den jüngsten Bruder daselbst und rief ihm zornig zu: „Warum beredtst du alles mit deinen Brüdern? Gibt es etwas, so hast du nur mit mir zu sprechen!" „Haben dir meine Brüder etwas gesagt? Was haben sie gegen mich?" „Sie berichteten mir nur, daß du sagtest, es sei dir ein leichtes, die Stute des Riesen entführen zu können!" „Ich habe meinen Brüdern gar nichts hiervon gesagt, weiß ja gar nicht, wo sich diese gesegnete Stute befindet!" „Geht mich nichts an! Von einer Stute hörte ich reden: und die Stute will ich haben! Drei Tage Zeit werde ich dir gewähren; dann muß sie in meinem Stalle stehen! Nun geh!"

Der Jüngste ging hinaus auf die Straße und ward sehr betrübt. Doch es begegnete ihm der Alte und fragte: „Mein Sohn, was ist dir geschehn? Ich sehe dein Antlitz nicht so heiter, wie gewöhnlich!" „Ach, der König hat mir befohlen, die Stute des Riesen zu holen; ich weiß aber nicht, wo sie ist!" „Das ist sehr leicht zu finden! Vor allem versorge dich mit einem Korbe Zwiebäcke und mit viel Rosoli! Dann suche das Haus des Riesen auf: es steht auf einer Anhöhe. Das Fenster der Stute liegt nach Osten. Stelle dich nun hin, gib dem halbverhungerten Tiere von deinem Gebäcke und laß es trinken, soviel es will! Auch mußt du sagen: „„Kommst du mit mir, so wird deine Speise aus Zwiebach bestehen, dein Trank aus Rosoli!"" Nun geh hin!"

Der Knabe eilte weiter, fand die Stute und tat, wie ihm der Alte geheißen hatte. Die Stute aß und trank, zersprengte ihre Ketten und floh mit ihm davon. Dann kamen sie an des Königs Hof. Der

König freute sich über die schöne Stute und sagte: „Was wird sie nun am liebsten verzehren?“ „Sie muß Zwiebäcke und Rosoli bekommen!“ versetzte der Jüngling, und der König antwortete: „Alles ist in deinen Händen und steht dir zur Verfügung!“ Die Brüder aber ärgerten sich sehr über das Glück des Jüngsten und beschlossen, ihm auf eine andere Weise das Leben zu rauben.

Als der König wieder einmal im Garten lustwandelte und sich mit den zwölf Gärtnern unterhielt, rief einer von ihnen: „Weißt du auch, was unser Jüngster sagte?“ „Wie kann ich wissen, was er wieder gesagt haben mag?“ „Nun, er prahlte, daß es ihm ein leichtes sei, die Tochter des Riesen zu entführen!“ Da ging der König hinauf und rief den Jüngsten an: „Wie oft habe ich dich davor gewarnt, vor deinen Brüdern Prahlereien zu reden!“ „Ich habe ja auch nicht geprahlt! Oder doch?“ „Sie haben mir davon Mitteilung gemacht, daß du damit prahlest, die Tochter des Riesen entführen zu können! Ich gebe dir also drei Tage Zeit! Nach drei Tagen muß das Mädchen in meinem Frauengemache sein; sonst lasse ich dir den Kopf abschlagen!“ „Ich weiß ja gar nicht, wo das Mädchen wohnt!“ „Geht mich nichts an! Ich will das Mädchen haben! Geh!“

Da ging der Jüngling traurig hinaus und fand den Alten, der ihm guten Rat gab und sagte: „Zwieback und Rosoli überwältigen jedes Mädchen! Versorg dich damit! Ißt sie von deinen Sachen, so sprich: „„Gehst du mit mir, so will ich dein Bräutigam sein! Dein Essen aber soll aus süßen Zwiebäcken bestehen, dein Trank sei Rosoli!““ Und so tat der Jüngste. Das Mädchen aß und trank; gerne hätte es den Jüngling als Bräutigam gehabt und darum floh es mit ihm. Der König freute sich sehr und richtete dann eine sehr prächtige Hochzeit aus für die beiden. Und alle waren zufrieden. Nur die Brüder nicht, die Gärtner.

Wieder sprachen sie einmal mit dem König und sagten ihm: „Unser Bruder hat wieder geprahlt, da er behauptet, sogar den aus Träumen angefertigten Teppich des Riesen in seine Hände bringen zu können!“ Da ging der König hinauf und suchte den Jüngling; und er schrie ihm ins Gesicht: „Wie oft hab' ich dich geheißen, dich deinen Brüdern gegenüber des Prahlens zu enthalten? Und nun hast du schon wieder geprahlt!“ „Was haben denn meine Brüder über mich berichtet?“ „Sie haben mir gesagt, daß du behauptest, du seiest

imstande, den aus Träumen angefertigten Teppich des Riesen zu holen! Drei Tage Zeit will ich dir gewähren; dann aber muß der Teppich vor meinen Füßen liegen! Geh!"

Wieder fand der Jüngling den Alten und erhielt von ihm den Rat, sich schnell mit einem Henkelkrug zu versehen, ihn mit Flöhen und Wanzen zu füllen und das ganze dann über den schlafenden Riesen auszuleeren! Das tat der Junge und befolgte Wort für Wort den guten Rat. Als er in die Nähe der Behausung des Riesen kam, hörte er jenen so entsetzlich schnarchen, daß sich die Bäume bis zur Erde niederbogen. Leise trat er hinzu, leerte seinen Henkelkrug aus und versteckte sich unter dem Bette des Riesen. Kaum begannen nun die kleinen Tiere ihre Arbeit, so begann der Riese zu fluchen und zerrte immer an seiner Decke herum. Leise zupfte nun der versteckte Jüngling an dieser Decke und hielt sie bald ganz in den Händen. Dann machte er sich auf und eilte an den Hof des Königs, um die schöne, aus feinen Träumen gefertigte Decke abzugeben. Sein Herr freute sich sehr und behandelte ihn eine Zeitlang ganz gut.

Aber die bösen neidischen Brüder waren unwillig über das jedesmalige Mißglücken ihrer Pläne und beschlossen etwas ganz Arges. Als der König nämlich wieder einmal im Garten spazieren ging, sprach ihn der Älteste an und sagte: „Weißt du, was uns unser Bruder neulich sagte? Er prahlt damit, daß es ihm ein leichtes wäre, dir den allergrößten Riesen zu holen! Und das ohne jedwede Hilfe!" Da stieg der König hinauf und sprach zum Jünglinge: „Hab' ich dir nicht schon oft gesagt, dich deinen Brüdern gegenüber jeglicher Prahlerei zu enthalten?" „Hab' ich vielleicht etwas gesagt und meinen Brüdern gegenüber geprahlt?" „Du hast gesagt, es wäre dir ein leichtes Spiel, den größten aller Riesen zu holen, ohne dich dabei der Hilfe anderer zu bedienen! Drei Tage Zeit geb' ich dir auch diesmal! Sonst ist es um deinen Kopf geschehn! Geh!" „Aber was weiß ich, wo oder wie ich dem greulichen Riesen beikommen kann!" „Geht mich nichts an; es handelt sich um deinen Kopf!"

Der betrübte Jüngling brach nun auf. Der Alte begegnete ihm und sagte: „Ich weiß einen Rat, — doch ist deine Aufgabe keine leichte! Hab aber auf meine Worte acht; dann geht alles glatt ab, wie der Faden einer Seidenspule! Also geh hin, — nimm das beste Maultier aus dem Stalle des Königs, belade den Karren mit Stricken, mit ganz dicken und mit ganz dünnen! Lenke ihn dann

hin in den Wald, grade zum Haus des Riesen! Er wird zu dir sprechen: „„Sprößling der Menschen, — wohin?“ “ Darauf antworte du: „„Ich suche den Dschammarin, den diebischen Sohn eines Diebes, der mich um mein Gut betrogen!“ “ Er wird zu dir sagen: „„Auch ich suche ihn, auch mir hat er Hab und Gut entwendet; ich will ihn aber um sein Leben betrügen, wenn er unter meine Hände kommt!“ “ Dann sage du: „„Stricke hab' ich mitgebracht, — nur im Festschnüren bin ich nicht gewandt! Bitte, du Starker, binde mich einmal fest, damit ich das Schürzen der Knoten lerne!“ “ Dann bindet er dich, und du sprichst dann zu ihm: „„Nun laß mich dich binden, damit ich dir zeigen kann, wie gut du mir deine Lehre eingeprägt hast!“ “ Nun geh!“ Der Jüngling ging weiter und tat alles nach dem Rate des Alten. Der Riese band ihn und löste dann die Verschnürung wieder und ließ sich hierauf ganz willig binden, und zwar auf den Karren, vor welchen das Maultier gespannt war.

Dann fuhr der Jüngling den Karren fort. Von Zeit zu Zeit fragte er: „Bist du auch richtig gebunden?“ Und der Riese versuchte dann durch Drehen und Zerren sich der Bande zu entledigen; aber umsonst! Dann kam der Karren am Hofe des Königs an. Aber der Jüngling hatte Angst vor dem Zorne des betrogenen Riesen und ließ jetzt den Karren stehen und verkroch sich in eine leere Zisterne.

Als nun die Diener des Königs die Bande des Riesen lösen wollten, vermochten sie es nicht; und der Riese rief: „Wer mich anrührt, ist des Todes! Niemand wage sich in meine Nähe! Nur der kann mich befreien, der mich so fest gefesselt hat! Rufet ihn her!“ Als man den Jungen endlich in der trockenen Zisterne entdeckte, wollte er sich nicht hervorwagen, sondern rief: „Er tötet mich sicher, sicher! Ich habe Verrat an ihm begangen, eine Falschheit!“ Aber die Tochter des Riesen kam jetzt herbei und rief: „Vater, würdest du jemals deinem Schwiegersohn ein Leid zufügen?“ Der Riese versetzte: „Nie, und hätte er mich betrogen! Ein Schwiegersohn wäre ja ein Stück von mir!“

Da kam der Jüngling hervor, löste die verknoteten Bande des Riesen und ließ ihn frei. Und wirklich tat der ihm kein Leid an, sondern ging gemächlich auf und ab. Da freute sich der König sehr und behandelte den Jüngling gut.

Nach längerer Zeit brach in jenem Reiche ein Krieg aus. Der König hatte sich nicht genügend mit Soldaten versehen und mußte eine

Niederlage gewärtigen. Der Riese aber rief: „Keine Angst! Ich und mein Kind, wir kämpfen für tausend Männer!" Als nun der Feind ins Land kam, stellte sich der Riese hin neben seine Tochter, und in jeder Hand trugen sie einen völlig ausgewachsenen Baum. Sie stellten sich jetzt an die Spitze des Heeres. Kaum wurden die Feinde sie gewahr, so ergriff sie Seelenfurcht und Schrecken, und laut heulend und voller Angst liefen sie dahin, woher sie gekommen. Da freute sich das ganze Land, und der König veranstaltete große Festlichkeiten; auch wurden Freudenfeuer angezündet.

Der Riese aber war schon lange zornig und hatte im Sinne, den König zu töten. Er sprach daher zum Jünglinge: „Geh hin und hole meine Stute aus dem Stalle! Dann schaffe vierzig lange Dornzweige herbei und zwei leere Schüsseln! Ist alles bereit, so schlag mit den Zweigen auf die Stute, und zwar so stark, bis die Zweige zersplittern. Der Schweiß aber, und das Blut meiner Stute sollen in diesen zwei Schüsseln gesammelt werden! Damit reibst du dann die Stute ein, und zuletzt dich selber! Nun geh!" Der Jüngling ging hin und tat, wie ihn der Riese geheißen. Die Stute schlug er, bis die zwei Schüsseln mit Blut und Schweiß gefüllt waren; dann begann er das Einreiben.

Der König aber hatte im Sinne den Jüngling zu töten, — er hätte nämlich gerne selber die Tochter des Riesen geheiratet. Deshalb ließ er einen Scheiterhaufen anzünden und sprach zum Jüngling: „Nun mußt du uns zeigen, ob du Furcht hast vor den Flammen, den züngelnden! Spring durch das Feuer!" Da schwang sich der Jüngling auf die Stute und sprengte über den Scheiterhaufen. Aber er blieb unversehrt! Da ergrimmte der König und rief: „Deine Brüder sollen auch durch das Feuer, sie können meine besten Pferde haben!" Da versuchten es die Brüder auch; aber sie alle verbrannten, und keiner von ihnen blieb am Leben. Der König aber erstaunte und fragte den Jüngling: „Was muß man tun, um unversehrt durch das Feuer zu kommen?" „Du mußt dich mit Pech bestreichen, und in Terpentin baden; ebenso das Pferd, das dich hinüberbringen soll!" Da bestrich sich der König mit Pech und badete in Terpentin, und auch sein Pferd wurde damit bestrichen, Fleckchen für Fleckchen. Dann schwang sich der König auf sein Pferd und ritt an das Feuer heran. Doch als er noch volle fünfzig Meilen von den Flammen entfernt war, flogen sie schon auf ihn über, ergriffen ihn und machten

seinen Körper und sein Pferd zu Asche. — Der Riese aber rief: „Nun könnt ihr Hochzeit machen!" Also machten sie die richtige Hochzeit, und der Jüngling heiratete die Tochter des Riesen und wurde König. Der Riese aber blieb bei ihm im Palaste.

Und die Geschichte ist aus!

36. Buassu.

Es war einmal ein Junge, der sehr faul war und deshalb den Namen Buassu, d. h. Erzfaulenzer, erhielt. Er liebte es, sich in die Sonne zu legen und zu faulenzen, sich am Gestade des Meeres hinzuwerfen ohne irgendwelche Arbeit zu tun. Er hatte keinen Vater mehr, seine Mutter war Witwe. Sobald einmal der Hunger an Buassu nagte, machte er sich auf und lief zu seiner Mutter und schrie: „Gib mir Essen, — ich fühle Hunger! Gib mir sofort Essen, — sonst töte ich dich!" „Aber Junge, — gedulde dich! Sieh! Heute hab' ich noch keinen Verdienst an meinem Spinnen gehabt; ich besitze keinen Pfennig Geld und muß mir erst etwas von der Nachbarin borgen!" „Hör auf, mich mit Worten hinzuhalten! Ich will und muß sofort essen, — sonst töte ich dich, du schlechtes Weib!" Und er würde seine Mutter sicher des Lebens beraubt haben, wäre es ihr nicht möglich gewesen, ihm sofort etliche, gute Bissen vorzusetzen. So war sie sehr geplagt und weinte sehr oft über die Roheit und Faulheit ihres Sohnes, der ihr gar nicht half irgend eine Kleinigkeit zu verdienen, sondern sie zwang, mit der kleinen Handtasche auf Borgen auszugehen und auch auf Betteln!

Doch eines Tages schien Buassu Vernunft annehmen zu wollen. Er sagte zu seiner Mutter: „Kauf mir etwas Gemüse und ein paar Früchte! Ich will diese Sachen verkaufen!" Die Mutter freute sich darüber und bemühte sich, seinem Wunsche nachzukommen; er begann denn auch einen Gemüsehandel und hielt mehrere Wochen dabei aus. Endlich hatte er etliche Silberstücke zusammengespart und kaufte sich jetzt eine — Flinte! Die Mutter war erstaunt und traurig, weil sie für ihr Leben und für den Verstand des Sohnes fürchtete. Buassu ging nun in den Wald, wo er alsbald eine Elster erblickte. Diese war sehr groß, sehr dick und sehr fett. Er dachte: „Diese Elster wird ein gutes Abendessen geben!" Schon legte er an, um sie zu töten, — doch die Elster sprach: „Buassu, nimm mir mein Leben nicht! Es

kommt noch eine Zeit, in der du meiner Hilfe bedarfst!" „Ach, deiner Hilfe bedarf ich sicher nie; ich will heute noch dein Fleisch von den Knochen knabbern!" „Töte mich nicht! Ich gebe dir mein Wort, dir in deinen Nöten beizustehen!" „Gut! Ich lasse dich weiter fliegen; komm mir aber nie mehr unter die Augen!" „Bitte, — hier, — nimm wenigstens ein Federchen von mir, und solltest du jemals Hilfe einer Elster bedürfen, so drücke das Federchen, und ich bin bei dir, um dir zu gehorchen und zu dienen!"

Buassu ging dann nach Hause und bat seine Mutter um Essen; da er sie sonst erschießen müßte! Die Mutter jammerte und weinte: „Ach, — früher verkauftest du wenigstens Gemüse und ich war dich für den ganzen Tag los; nun streichst du die ganzen Tage im Walde herum! Wo hinaus soll das führen?" „Gib mir Essen oder ich erschieße dich!"

Den nächsten Tag ging Buassu wieder aus und erblickte eine sehr fette, sehr große und sehr dicke Katze. Er wollte sie schießen, aber das Tier sprach: „Buassu, töte mich nicht! Es kann eine Zeit kommen, in der du meiner Hilfe bedarfst!" „Ach was! Gestern redete mir eine Elster dasselbe vor, und ich war so dumm, die Worte zu glauben; heute aber erschieße ich dich eben, und du wirst gekocht!" „Aber, mein lieber Buassu, — sei doch vernünftig! Sieh, — du brauchst mich noch einmal!" Buassu hatte keine Lust, die Katze laufen zu lassen, doch schließlich tat er's. Zum Abschiede gab sie ihm noch einige Härchen aus ihrem Felle und sprach: „Bist du in Not, so drücke die Härchen, und ich bin mit meinem Gefolge zur Stelle!" „Gut!" Dann ging Buassu nach Hause und ängstigte seine Mutter und aß; dann schlief er bis zum Morgen.

Vormittags ging er in den Wald und hatte das Glück, eine große, große Ameise zu erblicken, die so groß war, daß sie einen guten Braten abgeben konnte. Er legte an und wollte sie schießen, aber die Ameise rief: „Töte mich nicht; denn du wirst noch einmal meiner bedürfen!" „Als ob ich so einfältig wäre, dir dein Leben zu schenken!" „Es würde dir später sehr leid tun, dich so benommen zu haben! Ich kann dir mit meinen Untergebenen noch einmal sehr nützliche Hilfe leisten!" „Aber ich will essen und eben durchaus einen Braten! Eine Ameise von deiner Größe hatte ich nicht zu sehen gehofft: du bist so dick und fett!" „Buassu, nimm hier diesen Flügel! Stets — solltest du in Not sein — kannst du mich durch Drücken dieses

Flügels herbeirufen! Ich stehe dir dann bei!" „Gut! Aber hoffe ja nicht, mich damit zu verspotten und mit mir deinen Scherz zu treiben!" Dann ging Buassu nach Hause und verlangte Essen und verschluckte schnell etliche Bissen.

Hierauf schrie er seine Mutter an und sagte: „Mutter, schnell geh hin zum König und bedeute ihm, daß ich seine Tochter zur Frau will! Beeile dich, mir die Antwort zu bringen!" „Aber, mein Sohn, — ich verstehe dich nicht! Wie kannst du das Töchterchen des Königs verlangen? Du, Buassu!" „Ich heiße Buassu, und gerade darum will ich eine Prinzessin zur Frau und dulde nicht, daß du hier noch länger meinen Wünschen widersprichst!" Die Mutter lief eilends hin zum Palaste des Königs; im Saale warf sie sich zu Füßen des Herrschers, und dieser fragte: „Weib, was willst du von mir?" „Ach Herr König, — ich bin wirklich halbtot aus Scham, dir mit einer so unsinnigen Bitte nahetreten zu müssen! Denke dir, ich habe einen Sohn, — er heißt Buassu und verdient diesen Namen! Er hat seinen Kopf nicht ganz in Ordnung: es scheint dort ein Rädchen zu fehlen! Nun verlangt er deine schöne Tochter zur Frau!" „Ach, — das tut gar nichts! Du brauchst ihm nur sagen, er möge morgen zu mir kommen, da ich selber mich mit ihm unterhalten möchte!"

Buassu besuchte nun den König, und dieser fragte ihn in Güte: „Buassu, — was willst du von mir?" „Ich will deine Tochter zur Frau und rate dir, sie mir so schnell wie möglich zu geben!" Der gutmütige Herrscher lachte und sprach: „Ja, — aber du mußt sie dir erst erwerben! Bitte, hole mir diese Fahne, die auf dem hohen Turme sich im Winde bläht, herunter, ohne daß du eine Leiter betrittst!" Buassu war ein klein wenig verwirrt; aber er sagte zu und versprach, die Fahne nach den ihm als Frist gewährten drei Tagen dem Könige zu bringen.

Es nahte der Abend des ersten Tages und Buassu hatte die Fahne noch nicht geholt: er schlief! Ebenso machte er es den zweiten Tag: er schlief, und die Prinzessin sah ihn daliegen und freute sich über seine Faulheit, weil sie ihn nicht leiden konnte. Auch den dritten Tag schlief Buassu und schien die Fahne ganz zu vergessen. Es war schon sehr spät abends, als er aufwachte und sich der Fahne erinnerte. Sogleich drückte er die Feder der Elster, und diese kam herbeigeflogen. Sie rief: „Herr, — womit kann ich dir dienen?"

„Spute dich, mir die flatternde Fahne dort vom Turme des Königs zu holen, ohne daß du eine Leitersprosse berührst!“ Die Elster schlug mit den Flügeln und holte die Fahne; Buassu dankte ihr und überbrachte die Fahne dem Könige. Dieser war sehr erstaunt und sagte zu seiner Tochter: „Gib mir einen Rat, wie wir den dummen Buassu loswerden können: sonst nimmt er dich wirklich noch zur Frau!“ „Ach, Papa, — du mußt ihm eben noch einmal eine sehr schwere Probe auferlegen und zugleich die Drohung aussprechen, ihn zu köpfen, falls es ihm nicht gelinge, die Aufgabe zu lösen! Du kannst ihm zum Beispiel einen großen Haufen zeigen, der aus Weizen- und Gerstenkörnern zusammengemischt ist: diese Körner soll er auseinanderlesen!“ „Du hast es dir gut ausgedacht! Dein Vorschlag gefällt mir! So wollen wir es auch machen um ihn aus dem Wege zu schaffen!“ Und so machten sie es.

Buassu freute sich, drei Tage vor sich zu haben, um die Aufgabe bequem lösen zu können, — und schlief. Endlich wachte er auf. Die Prinzessin hatte die drei Tage über fast ununterbrochen am Fenster gestanden und sich über den Schlaf Buassus gefreut; sie sagte zu ihrem Vater: „Papa, — auf diese Weise verliert er sicher mich und seinen Kopf: denke nur, er schläft und hat noch kein Körnchen ausgelesen!“ Der König freute sich auch und lachte unbändig über den guten Einfall seiner Tochter. Buassu drückte nun den Flügel der Ameise, und sogleich kam diese und fragte: „Herr, — womit kann ich dir meine Dankbarkeit bekunden?“ „Bring dein Gefolge und leset dann die Körner dieses Haufens in zwei Haufen auseinander, — den Weizen für sich, die Gerste für sich: kein Körnchen darf auf die unrechte Seite kommen!“ „Gut, mein Herr!“ sagte die Ameise und rief ihr Gefolge herbei. Nun begann ein eifriges Arbeiten und in einigen Minuten lagen die zwei Sorten an zwei verschiedenen Stellen: die Zahl der fleißigen Ameisen war so groß, daß jede Ameise nur ein Korn zu schleppen brauchte. Buassu dankte und führte den König zu den zwei Haufen. Dieser war sehr, sehr erstaunt und fürchtete sich vor Buassu, weil er glaubte, dieser verstände sich auf Zauberei. Sogleich teilte er seiner Tochter die ganze Begebenheit mit, und beide berieten sich nun, um ein sicheres Mittel zu finden, den lästigen Buassu beiseite zu schaffen.

Als Buassu am anderen Morgen kam, um sich die von ihm begehrte Prinzessin zu holen, antwortete der König: „Buassu, —

es gibt nun noch ein Ding, das du tun mußt, um meine Tochter zur Frau zu bekommen! Sieh: hier sind zwei Treppen, welche in den hohen Turm hinaufführen! Auf der linken Seite läufst du hinauf, und ich auf der rechten! Du mußt dich an der linken Seite halten, weil sich an der rechten eine große, tiefe Grube befindet, in die du sicher fallen würdest bei deiner Unkenntnis der Stufen. Ich gebe dir drei Tage Zeit zur Erholung; dann laufen wir um die Wette, und wer zuerst die Turmspitze erreicht, der erhält meine Krone, meine Schätze und meine Tochter!" Buassu legte sich hin unter die Bäume und schlief; den zweiten Tag sagte ihm der Gärtner: „Buassu, — ich bin neugierig, was für einen Spaß unser weiser König ausgeheckt: er läßt alles Schweinefett im Lande aufkaufen und schmiert es auf die linke Treppenseite! Die Arbeiter fingen von oben an und sind fast mit der ganzen Arbeit fertig! Ich möchte nur wissen, wer bestimmt ist, auf diesem Teile der Stufen Purzelbäume zu schlagen! Am meisten aber erstaune ich über eine tiefe weite Grube, die man vorgestern ausgegraben hat, und die sich dort befindet! Sicher muß der Fallende in diese bodenlose Grube rollen!"

Buassu schlief weiter, aber am dritten Tage drückte er die Härchen der Katze; diese erschien sogleich und fragte: „Herr, — womit kann ich dir meine Schulden bezahlen?" „Bringe dein gesamtes Gefolge, und dann macht euch rüstig daran, das Fett auf der linken Treppenseite hier abzukratzen und es auf die rechte Seite zu schmieren! Auch in diese große Grube muß Fett gestrichen und sie damit umstrichen werden! Nehmt euch aber in acht: kein Fleckchen Fett laßt auf der linken Seite der Treppe, — es wäre sonst um mein Leben geschehen!" Die Katze ging sofort hin, ihr Gefolge zu rufen, und sogleich begann die Katzenschar zu arbeiten, zu kratzen und zu naschen; sie fraßen soviel Fett, als sie vertragen konnten, und waren im übrigen sehr fleißig. Nach kurzer Zeit befand sich auf der linken Seite der Treppe gar kein Fettfleckchen mehr; während die rechte ganz damit überdeckt war.

Der König wußte natürlich garnichts von alledem und schickte sich an, die Treppe hinaufzulaufen, sich dabei nach Buassu umsehend. Dieser lief auch los, und bald stand er oben an der Spitze der Treppe; im selben Augenblicke hörte er einen lauten Fall und ein lautes Geschrei: „Hilfe, Hilfe, — ich bin verloren!"

Die Königstochter hörte diese Schreie und freute sich sehr, weil

sie dachte, das letzte Stündchen Buassus sei gekommen. Sie stand am Fenster ihres Zimmers und wartete und wartete. Wie nun aber Buassu auf der Spitze stand und die dort aufgehäuften Schätze und die schöne Krone nahm und ihr von oben zuwinkte, erschrak sie und wollte davonfliehen. Aber Buassa hatte sich vorgesehen und alle jene unzähligen Katzen um den Palast herum aufgestellt; diese ließen die Prinzessin nicht heraus, bis der Sieger kam, — unser Buassu! Dieser nahm nun das Mädchen zur Frau und wurde ein großer, reicher König. — Die Geschichte ist aus!

37. Die drei Prinzen und die drei Fragen.

Es war einmal ein König, der eine sehr schöne Tochter hatte; sie wollte nicht heiraten, — weil sie eben nicht wollte. Der König war darüber sehr traurig und machte ihr auch oft genug Vorwürfe; aber sie wollte nicht gehorchen, trotzdem sie viele, viele Bewerber hatte. Jeder von ihnen hatte in ihren Augen einen Fehler: der eine war zu schlank, der andere zu plump, der dritte zu klein, ein vierter war nicht reich genug, ein fünfter stammte aus niedriger Familie; jeder hatte eben den großen Fehler, ihr zu mißfallen! Zuletzt ließ ihr der Vater keine Ruhe mehr und befahl ihr, nun endlich irgend ein Mittel zu finden, den Gatten durch Zufall zu wählen. Sie besann sich sieben Tage, und dann beschloß sie ein großes Kegelspielen zu veranstalten: derjenige von den Spielern, der sie besiegen könne, solle ihr Bräutigam werden. Dabei stellte sie aber die Bedingung, daß ihr Gegner auf jeden ihrer Siege hin dreimal gewinnen müsse. Andernfalls würde er in den Kerker geworfen!

Der Vater war es zufrieden und erließ die Einladungen. Bald darauf füllte sich der Palast mit vielen, fremden Prinzen, die alle hofften, im Spiel zu gewinnen und die Schöne zu heiraten; aber sie alle verloren und wurden in den Kerker geworfen, wo sie sich natürlich entsetzlich langweilten und ärgerten. Die Prinzessin aber verbrachte ihre freien Stunden damit, sich an die großen Fenster des Palastes zu stellen, von denen aus sie die Gitter des Kerkers erblicken konnte, und von dort aus die Qualen der Gefangenen zu betrachten und sich an der Wut der Armen zu ergötzen.

Nun lebte aber im Nachbarreiche ein mächtiger König; der hatte drei Söhne. Einst begann der älteste: „Vater, laß mich hingehen

und mein Glück bei der Prinzessin versuchen!" Der Vater war traurig und freute sich gar nicht über diesen Vorsatz seines Sohnes. Dieser zog aber aus und — kam nie wieder, weil er verloren hatte und deshalb in den Kerker gesperrt wurde. Dem zweitältesten ging es ebenso, — auch er verlor und wurde eingesperrt. Zuletzt wollte der jüngste ausziehen und sein Glück versuchen. Der alte König redete es ihm aus, aber der Sohn wollte nicht hören, sondern machte sich auf die Reise.

Auf der Straße begegnete ihm ein alter Mann; dieser fragte nach dem Reiseziele des jungen Prinzen, und dieser rief lachend: „Ich will versuchen, ob ich nicht die schöne Königstochter im Spiele erringe! Ich möchte sie zur Frau haben!" „Da nimm dieses Brottuch mit, und solltest du einmal in Not sein, so befiehl ihm dir zu dienen, und sogleich wird es dir Essen schaffen!" Der Knabe dankte und ging weiter und begegnete bald wieder einem Alten, der ihm dieselbe Frage stellte wie der erste, und ihm dann einen Sack gab, mit den Worten: „Prinz, — solltest du einmal kein Geld haben, so befiehl nur, und der Sack regnet dir viel, viel Geld vor die Füße!" Nochmals begegnete dem Prinzen ein alter Mann, der mehrere Fragen an ihn stellte und ihm dann eine Fiedel schenkte.

Am Hofe des Königs wurde der Prinz sogleich gewaschen und gebadet; dann mußte er sich an die Tafel setzen und mit dem Könige essen. Hernach ging's ans Kegelspielen, — aber der Prinz verlor, und sogleich warf man ihn ins Gefängnis, in dem schon seine Brüder schmachteten. Die erzählten ihm ihre Leiden, und auch die anderen Prinzen erzählten ihre Geschichte, — auch, daß sie täglich nur einen Kessel Saubohnen zum Essen erhielten! Den nächsten Tag kamen die Diener und brachten wirklich nichts als solche Bohnen! Da befahl der junge Prinz seinen Kerkergenossen, das abscheuliche Essen wegzuschütten; sie taten das, und er befahl nun seinem Brottuche, Essen zu schaffen. Sogleich stand eine Anzahl der besten Gerichte da, an Stelle der grünen Bohnen, und die Prinzen schluckten und würgten wie blinde Schlangen! Die Königstochter aber sah von oben zu und konnte nicht begreifen, woher diese gute Bissen kämen.

Später ließ sie sich den Prinzen holen und fragte ihn, auf welche Weise sie sich dieses gute Essen verschafft hätten. Der Jüngling erzählte ihr alles der Wahrheit gemäß und zeigte ihr das Brottuch. Die Königstochter verlangte nun dieses Tuch zu besitzen; aber der

Jüngling antwortete: „Versprich mir, ehe ich es dir gebe, mich zu heiraten!" Die Schöne versprach das und erhielt das Brottuch; sie nahm es, — und den Betrogenen ließ sie wieder ins Gefängnis werfen!

Am folgenden Tage wurden wieder Saubohnen ins Gefängnis geliefert. Da befahl der Jüngling wieder seinen Genossen, dieses abscheuliche Essen wegzuschütten. Das taten sie. Dann nahm er den Sack her, den ihm der zweite Alte gegeben hatte, und befahl ihm, seine Wunder zu zeigen, — und der Sack leerte etliche Male soviel Häufchen Gold aus, als nötig war, um die Aufseher zu bestechen und sich durch sie ein recht kräftiges, reiches Mahl zu beschaffen. Die Gefangenen stürzten sich sofort über das Mahl und verzehrten eine Unmenge Gerichte. Die hartherzige Königstochter war sehr neugierig, ob die Gefangenen jetzt nicht Saubohnen essen müßten, da sie doch kein Zauber-Brottuch besäßen, und beobachtete sie vom Fenster aus. Kaum aber hatte sie die gutbesetzte Tafel und die herrlichen Gerichte erblickt, so ließ sie sofort den Jüngling holen. Dieser bekannte die Wahrheit, und sie verlangte jetzt den Sack zu besitzen; jener aber bestand darauf, sie müsse ihm, wie das erstemal, das heilige Versprechen geben, ihn zum Bräutigam zu erwählen. Sie versprach das, — und er wurde sofort in das Gefängnis zurückgebracht!

Den dritten Tag gab es wieder die Saubohnen, und schon wollten die Gefangenen dieses Essen wegschütten, als der Jüngling rief: „Heute müßt ihr die Bohnen essen! Ich habe heute keinen guten und auch keinen schlechten Ersatz für diese Bohnen!"

Zufällig traf es sich, daß der König diesen Abend viele hohe und reiche Leute zu sich eingeladen hatte; deshalb war ein großes Mahl zubereitet worden. Später lud die schöne Prinzessin alle Gäste ein, mit ihr an das Gitter des Kerkers zu treten und von dort aus sich an der Verzweiflung und Qual ihrer Bewerber zu weiden. Aber wie staunten sie, als sie anstatt Verzweifelter lauter lustig tanzende Leute sahen, während der Jüngling meisterhaft auf einer Fiedel spielte! Sofort ließ ihn die Schöne holen und verlangte Auskunft über sein Tun und Treiben. Doch kaum hatte der Prinz den Saal betreten, so begann er seine Fiedel zu spielen, und alle Zuhörer mußten tanzen, ob sie Lust hatten oder nicht; der König ergriff mit der einen Hand ein Weinglas und mit der andern eine schwarze Türkin und tanzte; die

schöne Prinzessin tanzte mit dem Koch, und alle Gäste mußten tanzen, weil die seltsamen Töne der Fiedel sie dazu zwangen und sie fast närrisch machten! Aber kaum sah der Jüngling, wie die Königstochter mit dem Koch tanzte, so wurde er sehr ärgerlich und hielt mit dem Spiele der lustigen Fiedel ein. Nun verlangte die Königstochter das eigenartige Instrument zu besehen; der Jüngling aber erwiderte: „Ich gebe dir die Fiedel nur unter der Bedingung, daß du mir auf drei Fragen immer mit ‚Nein‘ antwortest! Zeugen dieses Vertrages seien die hier Versammelten; diese müssen für die richtige Ausführung der Bedingung Sorge tragen!“

Die Eingeladenen sagten zu; die Königstochter dachte aber, durch diesen Vertrag sich keinenfalls bloßzustellen, da das Wörtchen „Nein“ ja ein ganz unschuldiges Wörtchen sei. Der Prinz fragte jetzt: „Erstens: ist es dir unangenehm, wenn ich mich mit meinem Stuhle hier an deine Seite setze?“ „Nein!“ — „Zweitens: ist es dir unangenehm, wenn ich verkünde, daß du mir zweimal das Wort, mich zu heiraten, gegeben und mir zweimal Geschenke abgefordert hast, die ich dir dann auch gegeben habe?“ „Nein!“ — „Drittens: ist es dir unangenehm, jetzt Wort zu halten?“ „Nein!“

Jetzt wandte sich der Prinz an den Vater der schönen Prinzessin und sprach: „König, — du hast es gesehen mit deinen Augen und es gehört mit deinen Ohren — und auch deine Leute hier und deine Gäste haben es gesehen und gehört, wie wir Zwei uns soeben verlobt haben! Es ist wahr, — wir hatten keinen Honig, keinen Ring und auch kein Taschentuch; da es aber nicht bloß diese drei Sachen sind, die Zwei zusammenbinden, so kannst du uns als Braut und Bräutigam betrachten!“

Die Höflinge und Gäste freuten sich nun sehr, und auch der König konnte nicht dagegen sein. Und nachdem die vorgeschriebene Zeit um war, verheiratete der König seine Tochter an den schönen Prinzen. — Und die Geschichte ist aus!

38. Die dreizehn Räuber.

Hinter einer Gittertür saß einmal ein junges, hübsches Mädchen und weinte, als ob ihr Herz entzweibrechen wollte. Der ganze Körper schüttelte sich, wie ein Rohr im Winde. Da gingen dreizehn fremde Männer vorbei. Sie blieben stehen und fragten: „Mädchen, was

fehlt dir?“ — „Ach, ich Arme! Ich bin verlassen und einsam auf der Welt! Habe keinen Vater und keine Mutter! O, wie unglücklich bin ich.“ — „Hast du keine Brüder?“ — „Ja, ich hatte dreizehn Brüder.“ — „Wo sind deine Brüder?“ — „Ich weiß es nicht; sie zogen in die Welt!“ — „Würdest du sie wiedererkennen?“ — „Ja, besonders den ältesten.“ — „Wie hießen deine Brüder?“ — „Sie hießen: Jonas, Ruffus, Noah, Simon, Tobias, Adam, Hiob, Daniel, Isaak, Abel, David, Jeremias, Ismael!“ „Bitte sieh uns einmal genau an! Ist nicht einer unter uns, der deinen Brüdern ähnelt?“ Das Mädchen trocknete seine Augen und trat näher, um die fremden Männer zu betrachten. Plötzlich rief sie freudig: „Hier, dieser ist mein ältester Bruder! Er ist es, er ist es! Er ist mein ältester Bruder!“ — „Mädchen, sind wir Brüder, so mußt du wohl unsere verlorengeglaubte Schwester sein!“ Dann küßten sie sich und umarmten sie.

Hierauf sprach der Älteste: „Schwesterherz, meine Seele, mein Herz! Nun sollst du dich nicht mehr verlassen fühlen; du gehst jetzt mit uns! Wir haben einen Palast; er ist sehr schön, nur fehlt uns schon lange ein weibliches Wesen im Hause. Du wirst ein schönes, gutes Leben führen können! Wir sind nämlich Räuber und bringen lauter schöne Sachen heim. Also mache dich auf und geh mit uns!“ Sie machte sich auf und ging mit den Brüdern. Dann kamen sie zu einem schönen Palaste, und das Mädchen erstaunte sehr. Die Brüder führten sie hinein; dann gaben sie ihr einen Bund mit vielen Schlüsseln. Der Ältere sprach: „Schwester! Sieh, wir legen alle unsere Reichtümer in deine Hände! Tue, was du tun willst; nimm Geld, soviel du brauchst! Nur eine Bedingung ist dabei: du kannst in alle Zimmer, Säle und Keller treten, — nur dieses Zimmer hier mit der kleinen Pforte darfst du nie öffnen! Ein großes Ungemach würde über dich und uns alle kommen. Unser Zorn und unser Gericht würden schwer auf dich fallen! Hüte dich!“ Sie versprach, das Zimmer nie zu öffnen, und ging an ihre Arbeit.

Oft war sie sehr traurig und weinte viel, weil es ihr leid tat, daß ihre dreizehn Brüder Räuber waren.

Einmal war sie ganz allein im Hause, und ihr Herz war schwer. Sie öffnete alle möglichen Zimmer, um sich zu zerstreuen. Endlich gelangte sie auch an das verschlossene, und die Neugier bezwang sie. Erst legte sie ein Ohr an die Türe, dann — als sie ein Geräusch

zu vernehmen glaubte — klopfte sie an. Eine fremde, rauhe Stimme rief: „Tritt ein! Tritt ein!" Sie trat hinein und erblickte eine alte Frau, die sehr häßlich war. „Gott gebe dir Licht und hundert Jahre Leben!" „Auch dir!" Dann fragte das Mädchen die Alte, wie sie hierher gekommen wäre; aber die Alte rief nur: „Seele, gib mir ein Stück Brot und ein klein bißchen Wasser! Ich bin hungrig, und meine Zunge ist trocken vor Durst. Aber sprich nicht, — sonst haben wir aufgehört zu leben!" Das Mädchen brachte ihr Brot und Wasser. Die Alte dankte und verzehrte die Sachen. Von diesem Tage an besuchte das gutmütige Kind die Gefangene öfters, ohne es ihren Brüdern mitzuteilen. Natürlich besprach sie sich auch oftmals mit der Alten über die Brüder und sagte ihr, wie sie es bedaure, sie nicht am gefährlichen Handwerk hindern zu können.

Einst begann die Alte: „Hier ist ein Apfel, den ich in dreizehn Stückchen geteilt habe! Er ist sehr gut, und deine Brüder werden, wenn du ihnen den Apfel vorsetzt, sehr erstaunt sein! Aber du darfst ihnen nicht sagen, von wem du die Apfelstücke erhalten hast!" Am Abende kamen die Räuber heim und aßen. Dann setzte ihnen das Mädchen die Stücke des Apfels vor, und jeder der Brüder aß sein Stück. Auf einmal floh das arme Mädchen zur Tür: ihre Brüder hatten sich in schwarze, gehörnte Ochsen verwandelt und brüllten laut! Dabei sahen sie die Schwester sehr vorwurfsvoll an und murrten, als ob sie sagen wollten: „Du, du hast uns verraten!" — Das war ein Jammern und ein Trauern!

Eines Tages saß das Mädchen an der Türe des Palastes; da wurde der Klang von Hufschlägen hörbar: es ritt der schöne Königssohn vorbei und sah das weinende Mädchen.

Nun lassen wir das Mädchen weinen und sprechen von dem Königssohn! Dieser war früher aussätzig gewesen, und um sich von dieser häßlichen Krankheit zu befreien, tat er ein Gelübde, ein maltesisches Mädchen zu heiraten, falls er wieder genese. Und er ritt nach Malta; denn weil die anderen Länder noch nicht von der Insel abgetrennt waren und Malta also noch mit diesen Ländern verwachsen war, so konnte er ganz gut dorthin reiten.

Nun sprechen wir wieder vom Mädchen, welches weinte. Der Prinz fragte, ob sie wohl seine Frau werden möchte, und sie sprach: „Ja!" Das Mädchen sprach fernerhin: „Sieh, Herr Bräutigam: hier habe ich dreizehn Ochsen, die mir sehr lieb sind! Werde ich

deine Frau, so will ich, daß du diese Tiere mit uns im Palaste wohnen läßt. Auch muß man sie mit ihren menschlichen Namen anreden, damit ihre Herzen sich erfreuen!" Der Prinz versprach alles, und dann ritten sie nach der Stadt zum Hochzeitsfeste.

Lange Zeit lebten die beiden glücklich und froh im Palaste. Und eines Tages bereute auch jene alte Frau es endlich, die dreizehn Brüder in Ochsen verwandelt zu haben; darum legte sie ihren Strickstrumpf beiseite und rief: „Euch, — Jonas, Ruffus, Noah, Simon, Tobias, Adam, Hiob, Daniel, Isaak, Abel, David, Jeremias und Ismael mache ich wieder zu Menschen!" Die Ochsen machten: „Mmmmm!" und stießen einander mit den Hörnern in die Seite; und die Alte verlieh ihnen wieder menschliche Gestalt. Der König freute sich sehr hierüber. Aber die Brüder wollten Rache haben und sprachen: „Wie vergelten wir der Alten ihre Taten?" „Wir kochen sie in Öl!" „Nein, in Pech!" Und sie kochten sie in Pech.

39. Der Riese Löwenkind und der Jüngling Menschenkind

Einmal lebte ein Riese, der halb Mensch, halb Löwe war; er hieß Löwenkind. Er war sehr stark und sehr böse; dabei übertraf er die meisten Menschenkinder an Schlauheit. Niemand konnte in den Wald gehen, ohne sicher zu sein, dem Riesen als Speise dienen zu müssen, und fast sämtliche Schafe und Ziegen der Bauern und Hirten hatte er nach und nach entwendet. So besaß er denn eine große, reiche Herde, die er selbst hütete. Er besaß auch eine Schwester.

In jenem Lande lebte nun ein Jüngling, dessen Eltern tot waren; auch er hatte eine Schwester. Eines Tages sprach er zu ihr: „Ich will hingehen in den dichten Wald; ich will dort meine Herde weiden!" „Ach nein, lieber Bruder, — geh nicht hin! Löwenkind wird dich fressen, und dann müßte ich allein hier leben!" „Ich will es aber einmal versuchen; an Schlauheit übertrifft er mich sicher nicht!" „Bleib hier!" „Ich gehe!"

Am nächsten Morgen stand die Schwester sehr früh auf und begab sich an das Lager ihres Bruders und sprach: „Bruder, — Licht meiner Augen, — geh nicht von mir! Ich fühle, wie die Angst an mir heraufkriecht!" „Und doch werde ich gehen! Seele meines Herzens, — sei so gut und lege in mein Hirtentäschchen zwei weiße Schafkäse und ein Stück Brot: ich will mein Glück

versuchen, und du wirst sehen, wie ich als Sieger zurückkehre!" Die Schwester ward traurig und weinte. Dann aber legte sie das Verlangte in den Quersack. Der Jüngling brach auf. Endlich gelangte er in den Wald; dieser war Eigentum des Riesen, der keinem Menschen erlaubte, sein Reich zu betreten. Der Jüngling ging immer weiter, und zuletzt begegnete ihm der riesenhafte, gefürchtete Löwenkind. Dieser ärgerte sich sehr über den Eindringling und rief: „Was tust du hier? Dies ist mein Reich!" „Ich bin nun eben hier und zwar deshalb, weil ich mich mit dir messen möchte, wer von uns der Stärkere sei!" „Du dich mit mir messen? Du Kind der Menschen?" „Ich bin ein Mensch! Aber deine Stärke ist doch nicht zu vergleichen mit der meinigen! Für Heldentaten bin ich gemacht!" „Wie? Ich sollte dich nicht an Stärke übertreffen?" „Willst du eine Probe?" „Ja!" Da machte der Jüngling eine Bewegung, als wollte er einen Stein aufheben; er hatte aber seine kleinen Käschen in der Hand und drückte sie vor den Augen des Riesen, daß die Käsemilch tropfenweise auf die Erde floß. Dabei rief er: „Sahst du, wie ich diesen Stein zermalmte? Zu Brei habe ich ihn gedrückt." Da rief der Riese: „Menschenkind, du bist riesenstark!"

Dann entfernte sich Löwenkind und ging zu seiner Schwester und sprach: „Es ist heute ein Sproß der Menschen in mein Bereich eingedrungen, der so kräftig ist, daß Steine von seiner Hand zu Quark zerdrückt werden! Aber ich will mich nicht grämen, einen Widersacher gefunden zu haben: an List bin ich ihm doch über! Hierauf kehrte er zurück in den Schatten des Waldes und schrie den Jüngling an: „Menschenkind, wo willst du heute nacht schlafen?" „Heimgehen kann ich doch nicht, — es ist dunkel, und die Sonne ist untergegangen: ich werde mich unter den Baum hier legen, da er breite, schützende Äste hat!" „Gut, — ich schlafe auch immer hier unter diesen Bäumen!"

Der Jüngling nahm nun seinen Kapuzenmantel und einen Quarkkloß zu sich. Als er den Riesen schnarchen hörte, breitete er den Kapuzenmantel so aus, daß er die Form eines am Boden liegenden Menschen erhielt, aber in die Kapuze hinein legte er einen kopfgroßen Stein und obenauf den zähen Quark. Es sah gerade so aus, wie eine weiße Menschenstirn. Der Jüngling legte sich jetzt weit von dieser Stelle nieder und hielt die Augen offen.

Der Riese erwachte plötzlich und erinnerte sich an seinen Plan. Aufspringend ergriff er einen Stein und schleuderte ihn auf das vermeintliche Gesicht des Jünglings. Der Wurf war gut gezielt, und sofort spritzte das „Hirn" des Jünglings auseinander; ein Stück flog gerade auf den Mund des Riesen. Dieser leckte es mit Begierde ab und rief: „List überwindet Stärke!" Dann legte er sich hin und schlief ruhig weiter.

Als er am Morgen die Augen öffnete, sah er, wie der Jüngling in seiner nächsten Nähe seine Herde weidete und dazu auf seiner Flöte gar wundersam blies. Er fühlte so etwas wie Schreck hierüber; er wollte sich versichern, ob er auch richtig sähe, darum lief er hin und fragte: „Sage, — wie hast du in der vergangenen Nacht geschlafen?" „Gut wie immer habe ich geschlafen!" „Hast du gar keine Schmerzen und keinen Stoß empfunden?" „Ach ja, — ich spürte einen leichten Flohbiß!" Da dachte der Riese: dieser Knabe Menschenkind muß riesenstark sein; mein Steinwurf kam ihm wie ein Flohbiß vor!. Aber ich werde ihn schon noch bezwingen und töten!" Nun erzählte er seiner Schwester diese seltsame Begebenheit, und diese erwiderte: „Löwenkind, — du mußt dich sehr hüten! Dieser Knabe Menschenkind wird dich eines Tages überwältigen, da seine Stärke ungeheuer zu sein scheint!" „Aber meine List ist groß; er kann mir doch nicht beikommen!" „Ich kann dir keinen besseren Rat geben!"

Jetzt beschloß der unermüdliche Riese eine andere Probe seiner Kräfte. Er suchte den Jüngling auf und fand ihn bald bei seiner Herde, wie er die Flöte blies. Er rief ihm zu: „Hast du dich jemals im Ballwerfen geübt?" „So viele Haare ich besitze, soviel Bälle habe ich verworfen! Ich bin ein unüberwindlicher Ballwerfer!" „Gut! willst du, daß wir unsere Kräfte durch Ballwerfen erproben?" „Ja!" „Wie willst du das machen?" „Wie ich es kann!" „Wann treffen wir uns?" „In drei Tagen?" „Ja, gut: in drei Tagen!"

Löwenkind sprach nun zu seiner Schwester: „Wie dumm der Junge ist! Er hofft mich durch Ballwerfen zu besiegen!"

Der dritte Tag nahte, und die beiden trafen sich auf einer freien Stelle im Walde. Der Jüngling rief: „Also, wer soll anfangen? Und wie soll ich schleudern?" „Ich kann ja beginnen, und du siehst mir zu! Es handelt sich darum, wer von uns den Ball

am höchsten in die Luft schleudern kann!" Damit packte der Riese auch schon den Ball und warf ihn sehr hoch in die Luft. Es dauerte lange, bis er wieder auf die Erde fiel. — Der Jüngling wäre nie imstande gewesen, dieses Kraftstück nachzuahmen. Nun aber kam die Reihe an ihn. Er sah, wie der niederträchtige Riese lachte. Da stellte er sich ein Stückchen abseits auf und rief: „Weichet ihr Berge! Weichet ihr Felsen! Sonne, weiche! Ihr Wolken, weichet! Es ist besser, wenn ihr euch verbergt; weichet, weichet!" Der Riese hörte staunend zu und rief ängstlich: „Was hast du vor, was willst du tun?" „Ich will diesen Ball auf die gleiche Art verschleudern, wie ich alle meine Bälle verschleudert habe: auf Nimmerwiedersehn!" „Wie? Du willst ihn weiter, als die Wolken gehen, werfen?" „Sicher! Sonst bietet mir das Ballspiel kein Vergnügen! Ich bin es so gewohnt!" „Bitte, lieber Knabe Menschenkind, — verschleudere meinen Ball nicht; er ist noch von meinem Großvater, und ich will ihn nicht über den Wolken wissen!" „Gut, — aber ich ärgere mich krank, wenn ich diesen Wurf nicht tun kann! Der hätte dir doch auch einen kleinen Begriff meiner riesenhaften Kraft gegeben!" „Ach, — es schadet nichts! Du bist der Sieger, da ich den Ball nicht bis zu den Wolken werfen kann!"

Wieder klagte der Riese seiner Schwester sein Leid und seine Enttäuschung; und die Schwester ärgerte sich jetzt und stachelte ihn auf, es auf einen anderen Versuch ankommen zu lassen, um den lästigen Knaben Menschenkind endlich zu besiegen. Der Riese beschloß nun, den Jüngling einzuladen, mit ihm um die Wette Bäume umzubrechen. Der Jüngling ging darauf ein, und die beiden trafen sich bei den größten Bäumen des Waldes. Der Riese rief: „Ich werde beginnen!" „Gut, beginne!" Da fing der Riese an, die stärksten Bäume wie Strohhalme abzuknicken und sie zu zersplittern, als ob sie nicht aus Holz, sondern aus Glas gewesen wären. Zuletzt ermüdete er und rief: „Nun ist die Reihe an dir! Ob du wohl mehr Bäume abbrichst als ich?" „Ich will gleich gar nicht so anfangen und etwa bloß einzelne Bäume ausrotten! Das wäre Kinderei!" „Was willst du dann anfangen?" „Ich bitte dich, mir eine Anzahl der größten und stärksten Stricke zu verschaffen!" Der Riese ging jetzt heim und holte so viel Stricke, als ob er im Sinne hätte, eine ganze Stadt zu binden. Der Jüngling rief: „Stricke habe ich von dir erbeten! Das aber sind Faden!" Wieder ging

der arme Riese weg und holte jetzt dicke Taue. Aber auch diese waren dem Knaben noch zu schwach, denn er schimpfte. Doch er band einstweilen die Stricke und Taue um die Baumstämme, — „zur Probe", wie er sagte; dann bat er den Riesen, doch noch stärkere Taue zu holen. Löwenkind entsetzte sich über diese ungeheuerlichen Vorbereitungen und fragte: „Was hast du vor? Wie willst du deine Kraftprobe ablegen?" „Ganz einfach: ich binde alle Bäume des Waldes zusammen und ein Ruck an den Tauen muß sie umbrechen! Arbeiten wie diese sind mir leicht!" Der Riese war aber damit nicht einverstanden, sondern rief: „Bitte, bitte, mein lieber Freund Menschenkind, zerbrich mir meine schönen Bäume nicht; sie stammen von meinem Großvater und bilden mein Reich, mein Land! Sie sind meine Festung, und ich kann mich nicht von ihnen trennen!" „Gut, — aber es tut mir sehr leid, daß ich dir mein Werk nicht zeigen kann!" „Es macht weiter gar nichts! Sieger bist du immerhin! Die großartigen Vorbereitungen zeigen es ja schon!"

Der Jüngling weidete nun täglich seine Herden im Reiche Löwenkinds und wollte den fetten Weideplatz nicht aufgeben. Darum verabredete sich der Riese mit seiner Schwester, nochmal eine Probe anzustellen, um den Jüngling seines Lebens zu berauben. Er sprach also zu ihm: „Menschenkind, willst du mit mir eine Wette eingehn?" „Ja!" „Gut, — wir wetten darüber, welcher von uns beiden mehr Bäume mit dem Finger zu durchlöchern imstande ist!" Der Riese war nämlich so kräftig, daß er die Bäume durchbohren konnte, — und zwar mit seinen Fingern. Sie setzten dann einen Tag fest und trafen zusammen. Unterdessen war der Jüngling aber sehr fleißig gewesen: er hatte alle Bäume, die ihm tauglich erschienen, mit einem spitzen Werkzeuge angebohrt und die Löcher dann wieder mit Laub und Rinde verstopft! Der Riese bohrte nun mit seinem kleinen Finger eine Anzahl Bäume an. Zuletzt wurde er müde und sprach: „Probiere du es nun!" Und der Jüngling durchbohrte in kurzer Zeit eine Menge Bäume! Zuletzt rief der Riese: „Bitte, — bohre weiter keine Bäume mehr an, — du machst ihnen so arge Wunden, daß sie verdorren werden!" „Wie? Soll ich nicht alle Bäume des Waldes durchbohren?" „Nein, es wäre schade um mein wertvolles Gut! Sieger bist du, — ich habe verloren!"

Es vergingen etliche Tage und etliche Wochen, aber der Ärger

wollte dem Riesen keine Ruhe lassen! Es war ihm unerträglich, einen Mann sehen zu müssen, den er nicht an Stärke übertreffen könne. Er nahm es sich sehr zu Herzen und dachte immer nach, auf welche Weise er sich rächen könne. Da er ein Riese war, so ist es selbstverständlich, daß er auch ein unersättlicher Vielfraß war. Er konnte eine fette Kuh zu Mittag essen. Aus einem Huhn machte er einen Bissen. Eine Kleinigkeit war es für ihn, mehrere hundert Dutzend tellergroße Ravioli zu essen. Und auf seine Gefräßigkeit baute er seinen Plan.

So rief er denn den Jüngling an und sprach zu ihm: „Möchtest du mit mir wieder eine Wette eingehen?" „Ja, sehr gern!" „Gut, — wir wetten darüber, wer die meisten Ravioli essen kann!" Der Jüngling war kein gewaltiger Esser; aber er wollte sich nicht dabei ertappen lassen, daß er Furcht hätte, und erwiderte denn ganz ruhig: „Bitte, — sage deiner Schwester, sie solle aber eine ganz gehörige Menge Ravioli bereiten; denn dieses Essen ist so wenig sättigend, daß ich Tausende davon essen kann! Übrigens ist mir deine Einladung hochwillkommen; denn seit dem Tode meiner Mutter habe ich kein richtiges Ravioligericht zu schmausen gehabt. Also auf übermorgen!"

Als sie dann zusammentrafen, dachte der Knabe bei sich: „Ich bin wirklich in Verlegenheit darüber, wie ich es anfange, einen so großen Haufen Ravioli zu verschlingen!" Dann aber dachte er sich einen Plan aus und hoffte, damit den tölpelhaften Riesen zu hintergehen. Die Schwester des Riesen hatte nun nach dem Auftrage ihres Bruders eine unheimliche Menge Ravioli zubereitet und die besten Sachen dazu verwendet: sie waren daher vorzüglich gelungen! Jetzt begann das Essen: der schier unersättliche Riese nahm jedesmal fünf Ravioli zusammen in die Hand und schob sie in den Mund. Der Jüngling aber hatte sich einen großen Sack vorgebunden. Sein Plan war: ein Stück in den inneren Magen, vier in den äußeren! So würde man fertig werden! — Er aß lustig drauf los, und es schien, als ob er nie satt werden würde. Der Riese rief zuletzt: „Menschenkind, — ich kann nicht mehr; ich zerplatze sonst!" Aber der Jüngling lachte und aß tapfer weiter. Der Riese machte jetzt einen Vorschlag und sprach: „Willst du noch eine Wette eingehen, — nämlich über ein Wettlaufen?" „Ja!" Nun brachen sie auf und liefen los. Der Jüngling lief sehr rasch und war schon weit voraus,

als der Riese noch weit hinter ihm herkeuchte. Der Jüngling hatte aber einen Plan: er trat in den Laden eines Schusters und sprach: „Meister, — leihe mir ein Messer, — ich gebe dir Ravioli dafür! Der Meister reichte ihm ein scharfes Messer, und der Jüngling schlitzte den mit Ravioli gefüllten Sack auf, so daß diese auf die Erde kollerten. Unterdessen hatte auch der Riese die Stadt erreicht; wie er sich umschaute, sah er den Jüngling und rief: „Wie kommt das? Du bist doch eine ziemliche Strecke vor mir gewesen, und trotzdem läufst du nicht weiter?" Ich hatte ein Wort mit dem Schuster hier zu reden und wollte dich einmal gewinnen lassen! Heute hast du die Wette gewonnen! Doch möchte ich gern, daß wir noch einmal eine Wette — die letzte soll es sein — eingehen!" „Gut, — wir können übermorgen wieder eine Mahlzeit Ravioli verzehren und dann wieder den Wettlauf beginnen!" „Gieb mir deine Hand, — du bist vernünftig!"

Am zweitnächsten Tage setzten sie sich also nochmals zum Raviolischmause nieder, und wieder brachte der Jüngling seine List zur Ausführung. Dann liefen sie los. Der Jüngling war sehr leichtfüßig und sprang dahin wie eine Gazelle. Der Riese trabte hinter ihm her, aber der Zwischenraum zwischen beiden vergrößerte sich immer mehr. Zuletzt verlor er den Jüngling aus den Augen und wußte gar nicht, welche Richtung dieser eingeschlagen und ob er sich nicht irgendwo hingesetzt habe. Aber Menschenkind war wieder in den Laden des Schusters getreten und hatte diesen wieder um ein Messer gebeten und ihm dafür Ravioli gegeben. Dann lief der Knabe weiter. Jetzt kam der müde Riese herangetrabt und sah den Schuster an seiner Ladentür stehen. Er rief ihn an und sagte: „Freund, — hast du vielleicht einen Knaben hier vorbeirennen sehen?" „Jawohl! der Junge trat bei mir ein, schlitzte sich hier vorne auf, und ich erhielt einen Waschtrog voll Ravioli! Schon vor zwei Tagen geschah dasselbe! Ich muß ihm ein Messer leihen, und er beschenkt mich dann mit Ravioli, da er viel schneller laufen kann, wenn er sie los ist!"

„Meister, — ein Messer!" Der Schuster holte ein langes zweischneidiges Messer herbei und reichte es dem Riesen. Der einfältige Riese Löwenkind schnitt sich nun seinen Leib auf, und als die Ravioli nicht rasch genug zum Vorschein kamen, auch noch den Magen! Die Ravioli fielen zwar heraus, aber — der Riese starb! Als er

tot war, kam der Jüngling herbei, jagte die Schwester des Riesen fort und holte seine Schwester herbei und sprach zu ihr: „Komm, — wir nehmen das Reich des Riesen und alle seine Schätze in Besitz! Habe ich es dir nicht gleich gesagt, daß ich als Sieger zurückkommen werde?" Da gingen die Geschwister hin und fanden unendliche Schätze und große Herden. Die Herden teilte der gutherzige Jüngling unter die Leute aus, denen sie der Riese gestohlen hatte, und alle lebten zufrieden und glücklich.

40. Der Jäger und die Zauberin.

Es war einmal ein Jüngling, der seine Mutter über alles liebte. Bei der Arbeit war er stets fleißig, im übrigen war sein einziges Vergnügen die Jagd, und so oft es ihm möglich war, zog er in die dichten Wälder und kämpfte mit den wilden Tieren. Einst wurde es aber Nacht, und noch war er weit entfernt vom Hause der Mutter. Um nicht von den hungrigen wilden Tieren gefressen zu werden, stieg er auf einen hohen Baum und setzte sich auf einen Ast. Nicht lange, so vernahm er die Tritte vieler Menschen, auch schien es ihm, als kämen Pferde herbei. Wie er nun hinunter blickte, sah er zwölf Männer, die auf Pferden saßen; diese Männer waren Räuber, und ihre Schultern waren beladen mit gestohlenem Gut. Sie riefen einer verborgenen eisernen Türe zu: „Schließ dich!", und die Türe öffnete sich. Dann begaben sie sich hinein und liefen eine Treppe hinunter. Später traten sie wieder heraus und schrien der Tür zu: „Öffne dich!", worauf sie sich schloß. So machten sie es mehrere Male, doch das letztemal wollte sich die Türe nicht öffnen, und die Räuber standen betrübt vor ihr. Jetzt glitt der Jüngling vom Baume herunter und trat zu den Leuten und sprach: „Was steht ihr so traurig da? Kann ich euch nützen?" Der Anführer versetzte, daß der böse Geist in die Türe gefahren sei, und daß es ihnen unmöglich sei, diese zu öffnen. Da aber der Jüngling sehr kräftig war, stemmte er seine rechte Schulter an die Türe, und mit einem Ruck öffnete sie sich. Da liefen die Räuber in das Verließ; der junge Mensch aber bestieg den hohen Baum wieder.

Nach kurzer Zeit rief der Anführer seine Leute um sich und teilte ihnen mit, daß ihn große Angst ergriffen habe, als er der außergewöhnlichen Stärke des Fremden gewahr geworden sei. Zugleich beriet er sich mit den Genossen und sandte fünf von ihnen

hinaus, Wache zu stehen. Doch kaum standen sie einige Minuten vor der Türe, da stieg der Jüngling rasch herab, ging auf die Wächter zu und schlug ihnen die Köpfe ab und auch Hände und Füße. Dann stieg er wieder auf den Baum. Der Anführer kam später aus dem Verließ hervor, erblickte die Leichname seiner Genossen und grub ein Grab und begrub sie. Dann schickte er den Rest seiner Leute vor die Tür mit den Worten: „Geht hinaus und haltet Wache; die fünf Freunde sind geflohen!" Jene sechs Räuber traten nun vor die Tür, aber auch sie wurden getötet! Nach einer kurzen Weile stieg der Jüngling hinunter in das Verließ und spähte nach dem zwölften Mann; aber der ließ sich nicht sehen.

Der Keller war weit, und es fanden sich schöne Sachen da unten, auch gute Eßwaren waren darunter. Da sich also kein Mensch regte, beschloß der Jüngling, sich mit seiner Mutter in dieser Höhle niederzulassen. Er begab sich dann nach Hause. Seiner Mutter sagte er aber gar nichts weiter, als daß er eine schöne, reiche Wohnung gefunden, die ihm sehr wohl passe für seine Jagd. Von den getöteten Räubern erzählte er nichts; und die Mutter willigte ein, mit ihm die neue Wohnung zu beziehen.

In den ersten Tagen ging alles gut, und der Jüngling beschloß, wieder auf die Jagd zu gehen. Doch kaum befand er sich im nahen Walde, so trat aus einem Versteck der zwölfte Räuber heraus! Die arme Frau schrie laut, weil sie sich fürchtete. Aber der Räuber sprach ihr Mut ein und unterhielt sich längere Zeit mit ihr. Bevor er sich wieder in sein Versteck zurückzog, schärfte er ihr ein, dem Sohne nicht zu sagen, daß sie mit ihm gesprochen.

Als der Sohn heimkehrte, blieb die Mutter still, weil sie Angst hatte vor dem Räuber. Und so ging es nun längere Zeit: jeden Tag erschien der böse Mann und sagte ihr immer, daß er sie heiraten möchte, wäre der Sohn nur nicht im Wege. Da aber die Frau den Räuber liebgewonnen hatte, fing sie an, den Sohn zu hassen, und da sie den Worten des schlauen Räubers glaubte, der ihr einflüsterte, ihr Sohn habe sie nicht lieb, haßte sie diesen sehr und sagte zu, dem Räuber behilflich zu sein, ihren Sohn aus dem Wege zu räumen! Nun berieten sie sich über die beste Art, wie das anzufangen wäre, und die Mutter hatte dann den besten Einfall! Wie ihr Sohn eines Abends heimkehrte, gab sie ihm seine Mahlzeit, und hierauf schlug sie ihm ein Spiel vor. Als Bedingung stellte

sie, daß der Gewinner den Verlierer in das dunkle Loch sperre, das einem finsteren, feuchten Keller glich und den Räubern als sicherstes Versteck gedient hatte. Anfangs verlor die Mutter, und wie sie das bemerkte, fing sie an laut zu weinen und fragte: „Mein Sohn, willst du mich wirklich einsperren? Ich fürchte mich vor dem Keller!" „Ach, Mutter, ich werde dich nicht einsperren! Sei nur ruhig!" sagte der Jüngling und spielte weiter. Als er nun verlor, führte ihn die grausame Mutter in das Kellerloch und schloß ihn ein, damit er Hungers und Durstes sterbe. Kaum wollte nun der Räuber aus seinem Versteck kriechen, als er schwere Tritte hörte: und er erblickte mit seinen Augen den Sohn der Frau! Auch die Mutter erschrak heftig und fragte: „Mein Sohn, wer hat dir herausgeholfen?" „Meine Schulter, Mutter. Ich drückte sie einfach an die Vorderseite des Kellers, in den du mich sperrtest, und sofort fiel diese ein!" So sprach der Jüngling und ging dann hinaus, seinen Geschäften nach.

Und wieder beriet sich der Räuber mit der Mutter, die jetzt seine Braut war. Alle beide waren ärgerlich über die Stärke des Jünglings, und der schlaue Räuber beschloß nun, ihn durch den Biß einer Schlange zugrunde gehen zu lassen. Und zu der Frau sagte er: „Ich übergebe dir heute abend eine giftige Schlange, die ich zuvor reize, damit sie ihn sticht! Hab nur acht! Heute entkommt er uns nicht trotz seiner Stärke! Du legst also das giftige Tier auf die erste Stufe hinter der Türe, wenn du ihm öffnest, und begibst dich schleunigst wieder die Stiege hinunter, damit die Schlange dich nicht sticht! Doch er wird sogleich seinen Tod finden, da er ja auf das gereizte giftige Tier treten muß!" Und so handelten sie. Doch kaum hatte die Frau die Kellertür geöffnet und das bissige Tier auf die erste Stufe gelegt, so zog der Jüngling ein Klappmesser aus der Tasche und begann zu stechen; und bald traf er den Kopf der Schlange und schnitt ihn ab, die Schlange aber teilte er in lauter kleine Stücke. Er hatte nämlich eine Braut, die eine Zauberin war und auch wahrsagen konnte; dieses Mädchen nun hatte ihm gesagt, daß auf der ersten Stufe eines Kellers eine giftige Schlange liegen werde, die ihm Übles bringen könne, wenn er nicht das Zaubermesser benütze, das sie ihm übergebe.

Als die beiden Verschworenen den Jungen nun ganz gesund und wohlgemut daherkommen sahen, stieg ihre Wut, und den nächsten Tag

verständigten sie sich, ihm Gift in die Speise zu geben, damit er sicher den Tod fände. Die gutherzige Zauberin aber wußte um all diese Bosheiten; sie sättigte ihren Bräutigam mit dem Wasser des Lebens und kräftigte ihn; und dann sagte sie: „Rühr heute die Speisen, die dir deine Mutter vorsetzt, nicht an! Sie enthalten Gift: deine Mutter hat böse Gedanken im Herzen, die gegen dich und dein Leben gerichtet sind!" Aber der Jüngling liebte seine Mutter, und obwohl er auch seine Braut von Herzen liebte, glaubte er doch ihren Worten nicht recht. Seine Mutter brachte ihm nun seine Lieblingsspeise — Ravioli — und ermunterte ihn, es sich nur recht schmecken zu lassen. Aber er aß nicht, sondern fragte seine Mutter, warum sie nicht teilnehme an der Abendmahlzeit. Sie erwiderte hierauf, daß sie sich schwach gefühlt und den Hunger schon vorher gestillt habe. Hierauf stand er auf vom Tische und schüttete die Ravioli seinen zwei Hündinnen vor. Dann begab er sich in eine Ecke, legte sich hin und schlief ein. Des Morgens aber fand er die zwei Tiere starr und steif daliegen: sie waren verendet, weil sich Gift in der Speise befunden hatte! Der Sohn aber liebte seine Mutter wirklich und beklagte sich nicht; er konnte noch immer nicht an ihre böse Seele glauben. So vergingen einige Wochen, und der Räuber heckte unterdes immer neue Pläne aus gegen das Leben des jungen Jägers.

Zuletzt hatte er einen gar listigen Einfall, und auch die Frau freute sich sehr, als er ihr Mitteilung davon machte. Sie mußte eine große Anzahl Eierschalen unter die Leintücher ihres Lagers streuen und sich darauf legen. Als nun der Sohn heimkam, hörte er seine Mutter schon von der Türe aus ächzen und stöhnen; schnell lief er hinunter und fragte, warum sie jammere. Die Mutter aber verstellte sich und sagte, daß die Knochen ihres Körpers zu zerbrechen schienen, da sie knackten und krachten; dabei wälzte sie sich auf den Eierschalen hin und her und rief, der Sohn möge ihr doch einen Arzt holen. Nun aber hatte sie sich mit dem Räuber verabredet, daß dieser sich an die Stelle begebe, wo sich der Weg teile. Wie nun der Jüngling dort ankam, sah er einen Arzt stehen: das war der Räuber, der sich in ein Doktorgewand gesteckt hatte; und sogleich bat er ihn, doch mit zu seiner erkrankten Mutter zu kommen. Der Arzt ging sofort mit und freute sich sehr über die Einfalt des jungen Menschen. Er besah die Frau und sagte dann: „Es gibt nur ein Mittel: diese Frau muß das Wasser des Lebens haben, um den mürben Knochen Stärkung zu

verschaffen. Aber bis zum Brunnen, wo dieses wunderbare Wasser fließt, ist's weit, sehr weit!" „Ich hole das Wasser, und müßte ich hingehen, wo die Erde aufhört!" rief der junge Jäger und machte sich fertig, die Reise anzutreten. Die Mutter sträubte sich anfangs gegen seinen Entschluß; aber dann ließ sie ihn ziehen. Bevor er aufbrach, suchte er noch einmal seine Braut auf; nachdem er ihr die ganze Sache erzählt, flößte sie ihm Mut ein, sprach aber: „Du kommst nicht zurück, wenn du nicht folgendes aufs genaueste befolgst: geh jetzt also eine gute Strecke Wegs vorwärts; da wird dir ein Alter begegnen, ein weißbärtiger Greis! Scher ihm seinen Bart, wasch ihm seinen Körper und seine Füße und gib ihm zu essen! Dann höre auf das, was er dir sagt, und befolge es!" Hierauf übergab sie ihm ein Becken, ein Stück wohlriechende Seife, ein Rasiermesser, Brot und gute Früchte. Und der Jüngling wanderte weiter. Nicht lange, so begegnete ihm ein Greis, dessen Bart schon fast die Erde berührte. Sofort trat er auf ihn zu, bot ihm von seinen Eßwaren an und fragte ihn, ob er ihm nicht den Bart scheren dürfe. Der Alte war es zufrieden. Dann aß und trank der Alte weiter. Hierauf fragte er: „Mein Sohn, wohin willst du?" „Ich will nach Bugebda, Wasser zu holen, damit meine Mutter dadurch Kraft erhält!" „Das ist eine sehr schwere Aufgabe, mein Sohn!" versetzte der Alte; „du mußt sehr achtsam sein und den Rat genau befolgen, den dir ein Greis gibt; der wird dir bald begegnen: er ist älter und viel weiser als ich! Biete ihm an, den Bart zu scheren, und wenn er gegessen und getrunken hat, wird er dir schon einen Rat geben! Gesundheit, mein Sohn!" „Gesundheit, Großvater!"

Alsbald begegnete dem Jüngling ein Alter, und alles wiederholte sich wie vordem. Und dann gelangte er zum dritten und letzten Greise, dem er ebenfalls den Bart schor und ihn wusch und ihm zu essen gab. Nachdem dieser alte Mann sich nun gesättigt hatte, fragte er den Jüngling nach seinem Reiseziel und begann dann: „Dein Vorhaben ist sehr schwierig; viele sind schon denselben Weg gegangen, aber nie mehr zurückgekehrt! Hab acht! Du wirst einen Löwen dasitzen sehen, der wach ist, wenn er die Augen geschlossen hat, und schläft, wenn seine Augen dich anstarren. Sind die Augen geschlossen, so mußt du dich in weiter Entfernung halten, da er dich sonst frißt. Öffnet er dann aber seine Augen, so geh rasch hinunter an die Stelle, wo das Wasser des Lebens zu finden ist. Unten wirst

du einen Haufen Leichen erblicken, die sämtlich harte Salzsäulen sind; besprengst du sie nicht mit dem Wasser, das das Leben gibt, so wirst auch du zu einer Salzsäule! Gesundheit, mein Sohn!" „Gesundheit, Großvater!" erwiderte der Jüngling und ging seines Weges weiter.

Nach langem Marsche kam ihm aber ein Bär entgegen, der sehr hungrig war. Sogleich gab er ihm von den süßen Früchten und vom Brote, das er bei sich hatte. Und bald fand er den Löwen und wartete, bis dieser die Augen öffnete. Dann lief er schnell in den Keller hinunter, wo das heilende Wasser sein mußte. Der Löwe behielt seine Augen offen und schlief fest. Unten fand der Jüngling das Mädchen, welches das Wasser hüten mußte; und sogleich rief es: „Also doch zuletzt einer, der mich erlösen wird! Nimm mich mit!" Er aber fragte: „Wo ist das heilende Wasser?" „Hier auf dem Wandbrette; aber es befindet sich im unansehnlichen Becken!" Da besprengte er schnell jene Salzsäulen und sofort wurden sie zu Menschen, die eiligst davonliefen. Und der Jüngling ergriff mit einer Hand das Becken mit dem heilenden Wasser und mit der andern nahm er das Mädchen beim Zopfe und eilte hinaus ins Freie. Des Löwen Augen waren noch immer geöffnet: dieser bemerkte gar nichts von der Flucht seiner Gefangenen. Als er aber nach ein paar Stunden erwachte und das Mädchen vermißte, rannte er fort, und zwar solange, bis er zum Bären kam. Er bat ihn, ihm doch die Geflohenen einzufangen, aber der Bär versetzte: „Du nennst mich heute Freund; aber gesättigt hast du mich nie! Laß sie nur laufen! Der Junge hat mir Brot gegeben und Früchte!" Da ergrimmte der Löwe und lief, bis er den dritten der Greise traf; doch auch dieser ließ sich nicht erbitten, das Mädchen und den Jüngling einzuholen, sondern antwortete: „Du hast mir noch nie den Bart geschoren, und auch nie ein Bad gegeben oder eine stärkende Mahlzeit verabreicht! Laß sie laufen; mir ist es gleich, wo sie hingehen!" Da verlor der Löwe seinen Mut und lief wieder heim.

Der Jüngling aber führte das Mädchen hin in das Haus ihres Vaters, der ein König war. Vor einigen Jahren hatte ihm der Löwe seine schöne Tochter geraubt, um sie zu heiraten. Jetzt war der König sehr froh, daß er seine Tochter wiedersah, und in seiner Freude wollte er sie dem Jüngling zur Frau geben. Aber der junge Mann nahm das nicht an und bedeutete dem Könige, daß er

schon eine Braut habe. Da füllte ihm der König einen Sack mit goldenen Bechern; aber auch diese nahm der Jüngling nicht an, da sie ihm zu schwer geworden wären. Und dann ging er wieder seiner Wege. Zuerst ging er natürlich zu seiner Mutter und übergab ihr das Becken mit dem heilenden Wasser. Sie freute sich anscheinend sehr und teilte ihm mit, daß sie während seiner Abwesenheit völlig genesen und jetzt wieder wohlauf sei. Das Becken aber hob sie in einem Loche in der Wand auf.

Den nächsten Tag begab sich der Jüngling wieder auf die Jagd; der Räuber aber war sehr ärgerlich darüber, daß der Sohn seiner Braut wieder da war. Er beriet sich mit der Mutter und sann lange Zeit nach, auf welche Weise der Jägersmann aus dem Wege zu räumen sei. Auch die Mutter sann nach, und zuletzt hatte sie einen Einfall! Sie wußte nämlich gar nicht, worin eigentlich die Stärke ihres Sohnes bestände, und hoffte, dieses Geheimnis von ihm zu erfahren, wenn er einmal trunken wäre. Der Räuber riet ihr, sie solle ein Festmahl bereiten und ihrem Sohne dabei die besten Weine vorsetzen, um den Jungen tüchtig trunken zu machen. Das geschah, und da der Arme nie vorher Wein getrunken hatte, so stieg ihm das schwere Getränk in den Kopf und machte ihn unbesonnen. Die Mutter redete ihm sehr zu und setzte ihm immer mehr Wein vor. Zuletzt fragte sie ihn, was ihm eigentlich seine unüberwindliche Stärke verleihe. Er wollte es aber nicht eingestehen, weil er Verrat befürchtete, und erwiderte ihr: „In meinen Haaren liegt die große Kraft! Schneidet man sie ab, oder rupft man sie aus, so ist es um mich geschehn, und meine Kraft wird nicht größer sein, denn die eines schwachen, kranken Mannes!" Aber er sagte diese Worte nur zum Schein und gab nichts Näheres an. Während er nun schlief, schor ihm seine Mutter den Kopf kahl. Aber am Morgen war der Jüngling noch ganz so kräftig wie vorher und hob mit Leichtigkeit die eiserne Tür des Kellers aus! Da ward die Mutter sehr verzagt. Der Räuber aber sprach ihr Mut zu und überredete sie, noch einmal ein Festmahl zu bereiten und noch schwerere Weine auf den Tisch zu setzen.

Und die Mutter tat das. Als der Sohn von der Jagd heimgekehrt, lud sie ihn zum Essen ein und gab ihm so viel Wein zu trinken, daß er noch trunkener wurde, wie das erstemal. Und wieder bemühte sie sich, ihm sein Geheimnis zu entlocken. Diesmal

aber hatte er keine Furcht vor Betrug, da er nichts mehr von sich wußte, und auf das Drängen seiner Mutter hin gestand er endlich, daß er seine Stärke drei einzelnen Härchen verdanke, die sich auf seinem Rücken befänden. Die Mutter freute sich sehr, gab ihm noch mehr Wein zu trinken und brachte ihn dann auf sein Lager. Wie er nun fest schlief, holte sie den Räuber herbei, und mit dessen Hilfe schnitt sie die drei Härchen ab. Da war es vorbei mit der Kraft des jungen Jägers, und er mußte es sich geschehen lassen, daß sie ihn in lauter Stücke zerschnitten, — in mehr denn zehn Stücke! Dann warfen sie diese Stücke in eine Truhe und schleppten diese hinaus in den Wald; dort stellten sie sie zwischen Steine. Dann gingen sie zusammen heim und waren froh über ihre Tat und darüber, daß sie den kräftigen Mann nun los wären.

Jetzt müssen wir auch noch über die Zauberin reden! Diese wußte natürlich alles, was sich zutragen mußte; aber sie wußte auch, daß ihr Bräutigam sich doch nie raten lasse, und darum warnte sie ihn gar nicht. Wie nun sein zerstückelter Körper draußen lag zwischen den Steinen, lief sie schnell hinaus und trug die Truhe nach Hause. Dann hob sie die einzelnen Stücke aus der Truhe, ordnete sie auf der Erde so zusammen, daß sie einen menschlichen Körper bildeten, und legte jedes Stückchen an seinen richtigen Platz. Nur ein Stück fehlte, da die Mutter es zu sich genommen hatte, als Andenken an die Stärke des Sohnes; und da der Körper so nicht vollkommen gewesen wäre, so formte die Zauberin ein ähnliches Stück aus Lehm und fügte es zum Körper. Unten in der Truhe, ganz am Boden, lagen auch die drei Härchen; die Zauberin klebte sie nun mit Lehm an den Rücken des zusammengesetzten Körpers und begann dann alles mit dem Wasser des Lebens zu bespritzen, und zwar so lange, bis der Körper ganz davon benetzt war. Dieses Wasser nun fügte die Stückchen des Körpers fest zusammen, so daß zuletzt ein ganz unverletzter Mensch entstand! Als es Morgen ward, stand der junge Mann auf und fühlte sich ganz wohl und gesund. Da er gar nichts wußte von der traurigen Geschichte, die sich mit ihm zugetragen, so erzählte ihm die Zauberin alles. Aber so geduldig und ruhig er gewöhnlich war, so zornig wurde er jetzt, und sofort lief er hin zur Mutter. Da sie gerade mit dem Räuber schmauste, so tötete er sie beide und ließ sie unbeerdigt liegen. Dann heiratete er die gutherzige Zauberin. — Eine Geschichte wie noch nie! Die Großmutter hat Sellerie!

41. Der höfliche Riese.

Es war einmal ein Mann, der in einen großen Wald ritt. Er ritt und ritt; zuletzt erblickte er ein schönes Gebäude und davor viele große Bäume mit großen, gelben Früchten. Schon lange hatte er sich eine solche Frucht gewünscht; darum pflückte er eine. Aber kaum hatte er die Frucht abgerissen, als ein abscheulicher Riese aus jenem Hause trat und schrie: „Du Schande der Menschen! Schämst du dich nicht, meine mit so viel Mühe aufgezogenen Früchte zu pflücken? Daß du erblinden möchtest!" Der Mann bat ihn um Verzeihung, und der Riese schrie: „Gut, — ich schenke dir dein Leben und dein Augenlicht! Aber das Mädchen, das aus dieser Frucht herauskommt, mußt du mir nach vierzehn Jahren hierherbringen; sonst hole ich sie und blende dich!"

Der Mann ritt hierauf heim; aus der Frucht aber stieg ein kleines Mädchen. Sie war sehr schön und lieblich. Der Mann und seine Frau freuten sich und hatten das Mädchen sehr lieb. Sie vergaßen jenes Versprechen und dachten, der Riese wäre gestorben. Doch gerade nach vierzehn Jahren ging das Mädchen in den Wald und pflückte Blätter: auf einmal kam der Riese auf sie zu und sagte: „Morgen soll dich dein Vater hierher bringen!" Sie hatte Angst und weinte, obwohl sie nichts von jenem Vertrage wußte. Als sie alles dem Vater erzählte, erschrak er, und alle weinten. Aber das Mädchen sprach: „Gut, — ich gehe hin, um zu sterben; denn er wird mich ganz gewiß töten!" Dann ging sie mit ihrem alten Vater in den Wald, und der Riese nahm sie auf seine Arme, die so groß waren wie Bäume, und trug sie fort; der Vater aber mußte heimgehen.

Einst sagte der Riese zur Kleinen: „Willst du mich heiraten?" „Nein, — du bist so häßlich!" Da wurde er zornig und warf sie in die Schlangengrube zu den sieben Schlangen. Aber sie sagte zu den Schlangen: „Ach, wie schön sind eure Kleider! Die Flecken am Halse leuchten so herrlich wie große Feueraugen. Ach, laßt mich bei euch schlafen!" Da freuten sich die sieben Schlangen und legten ihre Leiber in eine Reihe; auf diese Weise entstand ein schönes, weiches Bett, auf dem das Mädchen schlief. Am Morgen kam der Riese, um die Schlangen zu füttern und erblickte das Mädchen, wie es friedlich auf den großen Körpern der sieben bunten Schlangen schlief. Er ließ sie ausschlafen und dann half er ihr aus der Schlangengrube.

Nachdem wieder einige Zeit vergangen war, sprach er zu ihr: „Willst du mich jetzt heiraten?" „Nein, — du bist so ungeschlacht und häßlich!" Der Riese ergrimmte und warf sie in das Meer zu den sieben Menschenhaien. Aber sie redete sie an und sagte: „Ach, wie schön sind eure Flossen und Schuppen!" Einer der Haie hatte aber keine Schuppen; da bewunderte sie seine schöne blaue Hautfarbe. Dann bat sie diese großen Tiere des Meeres, sie doch ein wenig ausruhen zu lassen, und die sieben Menschenhaie schwammen dicht aneinander und bildeten mit ihren Leibern ein großes, weiches Bett. Und mit ihren Flossen deckten sie das Mädchen zu, um es vor der Sonne zu schützen. So schlummerte sie ruhig. Am nächsten Morgen kam der Riese ans Ufer, um die Haie zu füttern, deren Freund er war. Die Tiere schlugen die Flossen auseinander, und der Riese sah das Mädchen! Er ließ es ausschlafen; dann half er ihr ans Land und trug sie in sein Haus.

Nach längerer Zeit fragte er sie wieder: „Willst du meine Frau werden?" „Nein, — du hast eine so häßliche Stimme und bist so unendlich häßlich!" Da wurde er sehr böse, und mit seinen Armen trug er sie in die Löwengrube, wo die sieben großen Löwen hausten. Diese hatten schon drei Tage kein Futter mehr erhalten und waren sehr hungrig. Das Mädchen streichelte sie und sagte: „Ach, wie weich und fein ist euer schönes Fell! Bitte, laßt mich eine Nacht bei euch schlafen!" Die Löwen rückten zusammen und bildeten mit ihren Körpern ein weiches Bett. Das Mädchen schlief ruhig, und als der Riese am Morgen kam, um die Löwen zu füttern, die seine Freunde waren, fand er das Mädchen im süßesten Schlummer. Er ließ sie ausschlafen und hob sie darauf aus der Löwengrube.

Nachdem wieder einige Zeit verstrichen war, sprach zu ihr der häßliche Riese: „Willst du mich nun endlich heiraten?" Das Mädchen hatte sich jetzt fast an den unschönen Riesen gewöhnt, und da er ihr so oft gar liebe und freundliche Worte sagte, so erwiderte sie diesmal: „Ja, — ich will dich heiraten, — ich finde, daß du gar nicht so sehr häßlich bist!"

Kaum hatte sie das gesagt, so fiel der Riese zu Boden. Sie weinte und schrie: „Hilfe, Hilfe! Mein armer Riese stirbt!" Aber während sie weinte und sich die Augen zuhielt, hatte sich der Riese in einen schönen, jungen Prinzen verwandelt; er war nämlich von einer bösen Fee verhext und in die Gestalt eines häßlichen Riesen

verzaubert worden, weil er sie einmal verspottet hatte. Und die böse Frau hatte gesagt: „Du wirst so lange ein ekelhafter Riese sein, bis ein Mädchen dich liebt, dem weder Schlangen, noch Haifische, noch Löwen nach dem Leben trachten!" Nun war dieses Mädchen endlich gekommen! Sie heirateten sich dann und bekamen sieben Kinder. — Tombi, tombi! Die Geschichte ist zu Ende; ein Viertelpfund Seife kostet vier Pfennige!

42. Die Menschenfresserin.

Es war einmal eine sehr alte Frau, die drei Töchter besaß. Da sie aber sehr arm war, konnte sie ihnen nicht immer genug zu essen geben, und die drei Mädchen waren oft sehr hungrig. Einmal besprachen sie sich über ihre Armut, und dann suchten sie die Mutter auf und sagten: „Mutter, jetzt pflücken die Nachbarn ihre Saubohnen; warum pflücken wir nun nicht auch die unsrigen?" Sie hatten aber keine Saubohnen ausgesät, und darum hatten sie keine zu pflücken. Wie nun wieder die Zeit der Aussaat kam, überredeten sie die Mutter, doch auch ein Feld mit Saubohnen zu bestellen. Die Mutter füllte denn auch einen Sack halbvoll mit dürren Saubohnen und ging hinaus auf den Acker, zu säen. Da sie sich aber schwach fühlte und hungrig war, beschloß sie erst ein wenig zu essen; deshalb schälte sie einige Saubohnen und aß sie auf. Doch sie war noch immer hungrig und aß immer mehr; aber je mehr sie aß, desto seltsamer fühlte sie sich, und ein großer Heißhunger stieg in ihr auf, der sie nicht satt werden ließ. Da aß sie alle Saubohnen und säte dann die leeren Hülsen auf das Brachfeld. Die Kinder aber freuten sich auf die Saubohnen, und als dann die Zeit der Ernte kam, sagten sie zur Mutter: „Mutter, warum pflücken wir unsere Bohnen nicht? Sie müssen doch reif sein, da unsre Nachbarn schon fast alle eingeheimst haben!"

Wie sie nun nicht aufhörten, die Mutter mit Bitten zu bestürmen, führte diese sie hinaus auf das Feld, in das sie die zerbissenen Hülsen gesät hatte. Das Feld lag brach da, und keine Saubohnenpflanze zeigte sich. Da sich aber in der Nähe ein bepflanztes Feld befand, so ließ sie die Mädchen von dort Saubohnen abpflücken; sie füllten ihre Tragkörbe mit ihnen an und gingen dann eiligst heim. Das Feld aber gehörte einer Zauberin, die sehr gerne Menschenfleisch aß. Sie begab sich nun bald einmal hinaus auf ihr

Bohnenfeld und fand, daß viele Pflanzen keine Früchte mehr trugen. „Das müssen Diebe sein!“ sagte sie bei sich und beschloß zu wachen. Wie sie nun Wache stand, kamen die drei Mädchen und begannen Saubohnen zu pflücken, weil sie die Alte noch nicht gesehen hatten. Sie waren bei der besten Arbeit: da trat die Alte plötzlich aus dem Verstecke hervor! Die Mädchen erschraken und flohen davon. Da die Kleinste aber hinkte, konnte sie nicht mit den Schwestern Schritt halten; sie blieb eine Strecke zurück und versteckte sich hinter einem großen Steine. Die Alte aber suchte — suche und bringe jemanden, der sucht! — und rief dabei: „Hier, da, da!“, und dabei wendete sie einen Stein nach dem andern um, fand aber nichts. Das Mädchen antwortete: „Haha, haha, hai!“ Da suchte diese Zauberin wieder nach, wendete wieder die Steine um und rief: „Hier, da, da!“ Wieder war ihr Suchen vergeblich. Das Mädchen aber schrie: „Haha, haha, hai!“ Da ärgerte sich die Alte und lief auf den großen Stein zu und rief: „Hier, da, da!“ Das Mädchen antwortete: „Haha, haha, hai!“ Jetzt fand die Alte das Mädchen und sprach: „Was tust du hier, du Verwüsterin meines Saubohnenfeldes?“ „Ich konnte meinen Schwestern nicht gut folgen, weil mein Fuß halb lahm ist!“ „Gut! Komm mit in mein Haus; ich will dich füttern!“ Das Mädchen war es zufrieden und ließ sich mitnehmen. Die Alte war aber eine Bäckerin und buk den Leuten Brot.

Zu Hause sperrte die Alte das Mädchen nun in einen hölzernen Käfig und deckte über diesen die Backschüssel. Mit dem Mädchen waren aber zugleich ein Hund und eine Katze in den Käfig gekrochen, ohne daß die Zauberin es gemerkt hätte.

Nun fütterte sie das Mädchen so gut, daß es nie mehr Hunger hatte, sondern das Essen meistens gar nicht aufzehren konnte; daß es da ziemlich fett und dick wurde, ist natürlich. Täglich trat die Zauberin an den Käfig und befahl: „Reich mir deine Hand, damit ich deinen Finger befühle und sehe, ob du schon Fett angesetzt hast!“ Die Kleine reichte ihr dann aber immer entweder einen Fuß des Hundes oder der Katze. Und manchmal streckte es ihr auch nur eine Zehe hinaus, oder was ihr sonst in die Hand kam. So ging es lange Zeit. Doch eines Tages entkamen die Tiere aus dem Käfige. Nun mußte das Mädchen ihre Finger zeigen, da sie nichts anderes dahatte. Nun wurde die Alte sehr froh und rief: „Bisher waren deine Finger immer dürr wie die Stengel der Saubohnen; aber jetzt

sind sie schön fett, und dein Körper wird wohl auch schön rundlich sein! Geschwind, steig aus dem Käfig!" Da stieg das Mädchen heraus. Die Alte befühlte der Kleinen den ganzen Körper und freute sich sehr und rief dann: „Geschwind, geh hin zur Nachbarin und bitte sie um die Schüppe, da ich dich das Backen lehren will!"

Das Mädchen lief schnell hinüber und sagte der Nachbarin, die die Zauberin gut kannte, ihren Auftrag, und da jene ein gutes Herz hatte, sprach sie zur Kleinen: „Dieselbe, die dich füttert, macht es so mit allen Mädchen; aber anstatt sie anzulernen, läßt sie die armen Dinger auf die Schüppe treten und schleudert sie dann in den Backofen, um sich einen guten Braten zu bereiten!" Das Mädchen ward sehr traurig; aber die gute Nachbarin tröstete sie so gut sie konnte, und sprach: „Du kannst dich retten, — wenn du nämlich meinen Rat befolgst! Sobald sie dich also auf die Schüppe treten läßt, sprich: „„Ach, mit der Schüppe lerne ich doch nichts! Von ihr aus kann ich ja gar nicht einmal in den Ofen hineinsehen! Bitte, mach du es mir einmal vor!"" Und wenn sie dann auf der Schüppe steht — ich gebe dir die größte, die ich habe —, wirfst du sie in den Glutofen und bäckst sie braun, die Hexe!" Das Mädchen ging wieder zur Alten, übergab ihr die Schaufel und weigerte sich hernach, auf diese zu treten. Aber die Alte ließ nicht nach und forderte sie immer wieder dazu auf. Zuletzt bat das Mädchen die Alte, sie möge ihr doch einmal zeigen, wie die Sache anzustellen sei. Aber die Alte wollte nicht und weigerte sich beständig. Aber zuletzt stieg sie doch auf die Schüppe, und als sie es der Kleinen vormachte, was sie tun solle und sich gerade vornüber bog, versetzte die Kleine ihr einen Stoß, daß jene in den Ofen flog; dann warf sie sich mit aller Kraft auf die Ofentür und schloß die Alte ein in die Gluten des Ofens. Dann vermauerte sie die Tür auch noch und verließ das Haus.

Draußen suchte sie schnell die Stricke zusammen, die zum Heraufholen des Brunneneimers gebraucht wurden, und auch die Eimer und die Öllampen; darauf versteckte sie diese Dinge und machte sich daran, ihr Haar weißzufärben, ihrem Gesichte braune Falten und Runzeln zu geben und ihrem Rücken einen großen Höcker aufzusetzen! Dann kauerte sie in eine Ecke und erwartete den Mann der alten Hexe. Als es schon dunkelte, kam er heim. In der Stube war es finster, und das Mädchen rief mit der rauhen Stimme der

immer brummigen Alten: „Da, sieh nur, was dieses dumme Mädchen mir heute zu schaffen gemacht hat! Es kam ihr in den Sinn, alle unsre Sachen bis auf die Tische und Stühle in den tiefen Brunnen zu werfen! Nun sind wir hier im Dunkeln und können kein Licht anzünden! Aber ich habe mich gerächt und habe sie verbrannt! Heute sollst du gutes, feines Essen haben!“ Da freute sich der nach Menschenfleisch lüsterne Alte und rief: „Gut! Bring aber nur schnellstens das zarteste Stückchen von deiner Gemästeten!“ Da lief das Mädchen hinaus, öffnete die Ofentüre, schnitt einen Teil von der gebratenen Hexe herunter und setzte es dem Alten vor. Der Alte fragte: „Frau, warum ißt du nicht mit?“ Die schlaue Kleine antwortete: „Ach, ich habe wirklich keinen Hunger, da ich schon Kapern mit Öl und Brot gegessen habe! Iß du nur ruhig: so einen Braten gibt es nicht oft!“

Bald war der Magen des Alten übervoll geladen, und da sich jetzt der Durst in ihm regte, wollte er trinken; aber der Wassereimer war nicht zu finden! Da aber der Durst des Alten immer mächtiger wurde, fing der Unhold an zu fluchen und zu schreien. Da kamen sie denn überein, daß das Mädchen — er dachte, es wäre seine Frau — ihn an seiner Schärpe in den Brunnen hinunterlassen sollte. Nachdem er unten angekommen war, rief das Mädchen: „Hast du getrunken?“ Er sagte laut: „Ja!“ Sie, die Boshafte, lachte hierauf und sprach: „Sag: „„Appa!““ „Dummheit!“ rief der Mann; „ich werde eben nicht „„Appa““ sagen! Zieh mich sofort hinauf!“ Aber da wurde das Mädchen immer lustiger und lachte und schrie in einem fort: „So sag doch nur: „„Appa““! Sonst bleibst du unten! Sag: „„Appa!““ Zornig schrie er nun: „Appa!“ Aber da erwiderte die Schlaue: „Appa! Der Strick rutscht ab da!“ Und mit diesen Worten warf sie ihm seine Schärpe hinunter und eilte fort.

Zu Hause befanden sich alle in größter Not; und sie freuten sich sehr, als die Schwester wiederkam; dann gingen sie mit ihr nach dem Hause der bösen Zauberin, wo sie wie große Herrschaften lebten und immer vollauf zu essen hatten. — Und die Geschichte ist aus!

43. Die Hexe.

Es war einmal eine Frau, die eine Freundin hatte. Einmal ging sie spazieren und begegnete dieser ihrer Freundin und lud

sie ein, mit ihr einen Spaziergang zu machen. Jene ging mit, und sie plauderten die ganze Zeit lustig zusammen. Gegen Abend aber sagte die Frau: „Ist es nicht vernünftiger, wenn wir jetzt umkehren? Die Bäume werfen schon die langen Schatten!" Die Freundin antwortete: „Wie du willst! Doch möchte ich dich bitten, mich einen Augenblick allein zu lassen, — ich möchte ein wenig hinter diese Bäume treten! Aber, bitte, warte ja auf mich, und sollte es Mitternacht schlagen!" Da lachte die Frau und ging ein Stückchen den Hohlweg hinunter. Nach längerer Zeit rief sie den Namen ihrer Freundin, erhielt aber keine Antwort. Sie rief noch mehrere Male, aber jene ließ nichts von sich vernehmen; zuletzt suchte sie sie unter den Bäumen. Plötzlich wurde es dunkel, und am Himmel zeigten sich Blitze wie Schlangen! Da lief die Frau heim und war sehr erbost über ihre Freundin, die sie während des Gewitters hatte stehen lassen und wahrscheinlich auf dem kürzesten Wege heimgeeilt war. Und sie beschloß, ihr die Freundschaft zu kündigen und sie recht auszuzanken. Den nächsten Morgen suchte sie das Haus auf, traf aber nur die Mutter ihrer Freundin an; bei ihr beklagte sie sich bitter über ihre Tochter. Die Mutter hörte ihr zu, und sprach dann: „Es ist ganz unmöglich, daß meine Tochter dir diesen Streich gespielt haben soll! Sie liegt seit einigen Tagen schwer krank danieder! Sie ist also gar nicht aus dem Hause gekommen!" Die Frau überzeugte sich davon und sprach: „Gott hat mich beschützt! Ein böser Geist hat deiner Tochter Gestalt angenommen, um mich zu verderben! Der Herr sei gepriesen!"

44. Die Feuerdecke.

Es war einmal eine Frau, die einen sehr bösen, grausamen Mann hatte. Ihr einziges Kind war ein Knabe. Der Mann starb; die Frau starb auch bald nachher, und den Waisenknaben nahm der Bruder des Vaters zu sich. Dieser Onkel war ein sehr freundlicher Mann und ertrug alles mit großer Geduld. Aber der Junge ward nicht froh im Hause des Onkels, und vom Morgen bis Abend schrie er: „Ich will meinen Vater, ich will meine Mutter sehn!" Zuletzt rief der Onkel zornig: „Ich werde ja verrückt durch dein Schreien! Nein, — es ist unmöglich, daß du deinen Vater und deine Mutter siehst!" Aber der Junge geberdete sich wie ein Wahnsinniger, und der Onkel sprach jetzt zu sich und in seiner Seele:

„Wie fange ich es nur an, um dem Kinde seine Eltern zu zeigen? Es wird noch durch seine ungestillte Sehnsucht sterben!“

Darum rief er den Teufel herbei und sagte zu ihm: „Herr Teufel, — sieh hier diesen Knaben! Er möchte seine verstorbenen Eltern sehn! Denke nach und sieh zu, bevor du zusagst, meinen Wunsch anzunehmen! Der Knabe muß gesund und munter wieder in meine Hände zurückkehren!“ Der Teufel lachte und war einverstanden, den Knaben zu seinen Eltern zu begleiten. Er trug ihn auf seinen haarigen Armen fort und durchflog mit ihm die Luft, schnell wie ein Vogel. Sie kamen durch Wälder und Wüsten und überflogen zwei Meere. Dann kamen sie in ein kaltes, bergiges Land und begannen hinter hohen Bergen hinunterzufliegen. Es wurde immer finsterer und dunkler! Der Kleine schmiegte sich an die Brust des Teufels und hielt sich dort fest, um nicht zu stürzen.

Dann erblickte er einen tiefen, tiefen Schacht. In diesen flogen sie hinunter, und es war, als ob sie sich in eine tiefe, treppenlose Zisterne versenkten. Endlich kamen sie zum großen Pechsee; viele Menschen schwammen darin auf und ab. Und dort erblickte der Junge seinen Vater; er rief ihm zu: „Vater, Vater, — ich bin hier! Bin hier!“ Der Vater hob seine roten Augen auf und brüllte mit entsetzlich häßlicher Stimme: „Komm herunter, du Hund! Mit meiner Decke hier hülle dich ein, wenn du frierst!“ Der Junge hatte sich seinen Vater ganz anders in seinem Kopf vorgemalt, und darum zitterte er, als er diesen bösen Mann sah, wie die Blätter der Mimose. Die Decke seines Vaters war aus Feuer! Und der Vater streckte seine brennenden Arme aus und wollte ihm die Decke reichen! Da bat der Junge seinen Begleiter, doch wieder hinaufzusteigen. Und sie flogen wieder hinauf.

Der Junge sprach jetzt: „Ich will nun zur Mutter! Die Mutter war immer sehr lieb und schrie nie, wenn der Vater schrie und sie schlug. Ich will zur Mutter. Meinen Vater will ich nie, nie mehr sehn! Ich habe zu entsetzliche Angst vor ihm! Du auch, Herr? Ich will zur Mutter!“ Sein Begleiter erzählte ihm jetzt mancherlei, und bald kamen sie an einen großen Berg. „Ich muß dich hier verlassen; denn hier hinaufzusteigen ist mir verwehrt; du mußt allein hinaufgehen! Oben wirst du einen offenen Garten finden, und in diesem wirst du deine Mutter sehn! Ich hole dich später hier ab!“

Der Junge ging und ging. Endlich sah er den Garten, und als er hineintrat, erblickte er seine Mutter, die sehr, sehr schön aussah und mit den Vögeln, die auf den Bäumen saßen, sang. „Mutter, Mutter, — ich bin hier! Laß mich zu dir hineingehn!" „Nein, mein lieber Sohn, jetzt darfst du mich noch nicht besuchen! Später, — später! Und du mußt dich unten bemühen, zu mir zu kommen!" „Aber wie?" „Nun, — du mußt gute Werke tun, — besonders mußt du lange, lange Nächte wachen und arbeiten und darfst kein Auge schließen! Ich machte es so, und darum kam ich in diesen schönen Garten!" „Ich will aber schlafen! Will sich die goldige Sonne verstecken, so will ich in mein Bett gehn! Ich kann nicht wachbleiben!" „Dann kommst du zu deinem Vater und erhältst eine Feuerdecke." — „Gut! Gesundheit, Mutter!" — „Gut! Gesundheit, mein Sohn!"

Nun stieg der Knabe den Berg wieder hinunter; der Begleiter stand schon dort und trug ihn zurück zum Hause des Onkels. Nie mehr wollte er dann Vater und Mutter sehen. — Die Geschichte war niemals länger; vielleicht wird die nächste länger!

45. Die böse Stiefmutter.

Es waren einmal zwei Kinder, — ein Mädchen und ein Knabe, die täglich in die Schule gingen. Ihre Lehrerin hätte nun sehr gern den Vater der Kinder geheiratet, und oft sprach sie zu den Kindern: „Ach, wäre ich doch eure Mutter! Wie schön würde ich euch kleiden! Welch' gute Bissen bekämt ihr zu naschen! Die Kleider ließe ich euch von Samt und Seide verfertigen! Süßigkeiten ständen haufenweise herum! Ach, — könnte ich doch eure Mutter sein! Eure Kleider sind gar nicht schön, und ihr seid so liebe Kinder! Eure Mutter hat euch sicher gar nicht lieb!" „Unsere Mutter hat uns sehr lieb! Sie ist eben unsere Mutter!"

Immer und immer wieder führte die böse Lehrerin solche Reden; doch die Kinder verstanden nicht recht, was sie eigentlich wollte. Einmal sprach der Knabe zu ihr: „Aber, wie kannst du unsern Vater heiraten? Er hat ja schon eine Frau und nennt sie immer seine Liebe, Teure?" „Gewiß! Stürbe sie aber, so könnte er mich heiraten! Ich möchte den Vater nur um euretwillen heiraten. Ich habe euch sehr lieb!" „Wie? Unsere Mutter soll sterben?" „Ja,

sie soll unter die Erde kommen, damit ich euch nach Herzenslust umarmen und küssen kann!"

Und so redete sie denn den Kleinen zu, die Mutter zu töten! Zuerst wollten sie gar nichts davon hören; aber die Lehrerin sagte ihnen, es wäre ein sehr schönes Werk. Der Knabe fragte: „Wie sollen wir ihr das Leben nehmen?" „Ganz einfach! Ihr bittet sie am Samstage, euch reine Hemden herauszugeben. Öffnet sie die schwere Truhe und bückt sie sich hinein, so schlagt ihr schnell den schweren Truhendeckel zu! Dann wird sie bald tot sein!" Das taten die Kinder. Und nachdem der Deckel auf den Hals der Mutter gefallen war, griffen sie mit vereinten Kräften zu und schleppten die Leiche in den Pferdestall. Dann füllten sie ihr die Schürze mit Futter und Gras. Hierauf zogen sie die Tote in die Nähe ihres Maulesels, damit es aussähe, als hätte dieser ihr beim Füttern einen Hufschlag versetzt und sie getötet.

Der Vater kam heim und die Kinder liefen ihm weinend entgegen: „Vater, Vater, — unsere liebe Mutter ist gestorben! Das Zugtier muß sie getötet haben! Ach, wir Armen!" Der Mann schrie und weinte; aber die Mutter rührte sich nicht, sondern blieb kalt und stumm. Dann begrub man sie.

Am folgenden Tage fragte die Lehrerin: „Nun, — habt ihr meinem Befehle gehorcht? Habt ihr die Mutter ums Leben gebracht?" „Ja, — sie ist tot!" Die Lehrerin küßte die Kinder.

Von nun an sandte sie öfters eine Vermittlerin zum Vater der Kinder, um ihn zu bestimmen, sie zu heiraten. Aber er wollte nicht, denn sein Herz war noch zu traurig, und seine Haare wurden jeden Tag weißer. Endlich aber nahm er sie zur Frau.

Gleich am Tage nach der Hochzeit rief sie laut: „Höre, — ich habe dich, nicht aber die Kinder geheiratet! Ich kann sie nicht leiden!" „Wie? Du wußtest doch, daß ich Vater von zwei Kindern bin! Warum hast du früher nicht darüber gesprochen?" „Ach, — ich kann Kinder nicht ausstehn! Besonders will ich nicht schon von jetzt an Kinderplage zu erdulden haben!" Und nun plagte sie den armen Mann jeden Tag, und zuletzt machte sie ihm den Vorschlag, die Kinder in den Wald zu führen und sie dort ihrem Schicksal zu überlassen. Der Vater liebte seine Kinder; aber er liebte jene Frau noch mehr, und darum gab er es zu, daß die Kinder beseitigt werden sollten.

Die Stiefmutter sprach eines Tages zu den Kindern: „Hört, — trotzdem ihr sehr ungezogene Kinder seid, will ich euch spazieren führen. Hier, nehmt dieses Johannisbrot mit! Vorwärts!" Damit nahm sie die Kinder mit in den Wald, und zwar auf Wegen, die sie noch nie betreten hatten. Die Kleinen ahnten wirklich nichts Böses und aßen froh und wohlgemut ihr Johannisbrot, indem sie die Kerne auf den Weg streuten. Endlich kamen sie an eine große Höhle, und die Stiefmutter sprach nun: „Bleibt jetzt hier! Sobald ich kann, komme ich wieder. Nur für kurze Zeit sollt ihr hier bleiben. Geht mir ja nicht aus der Höhle fort!" Die Kinder blieben dort, und die böse Stiefmutter erzählte ihrem Manne, wie es ihr so rasch gelungen sei, die lästigen Kinder dem sicheren Hungertode zu überliefern.

Es wurde Abend, und die Kinder bekamen Hunger; sie warteten auf die Stiefmutter, aber soviel sie auch ausschauten, — sie konnten sie nicht erblicken. Die Kleine fing an zu weinen, aber der Knabe sprach: „Nein, — nicht weinen, liebe Schwester! Wir finden uns schon nach Hause. Ich habe ja die Fruchtkerne auf den Weg geworfen und ihn dadurch gezeichnet!" „Ich warf sie auch auf den Weg!" rief das Mädchen, und nun gingen sie Hand in Hand aus der finstern Höhle. Richtig fanden sie die Kerne und gingen diesen Spuren nach. Endlich kamen sie nach Hause. Die Stiefmutter fragte ärgerlich den Vater: „Wie? Sie kommen zurück? Ich war mit ihnen doch immer die Kreuz und Quer gewandert!" „Vater, Mutter, — wir warfen beim Hingehn die Kerne der Früchte auf den Weg und fanden so den Heimweg!"

Am nächsten Tage lud die Stiefmutter die Kinder abermals zum Spazierengehn ein; aber diesmal erhielten sie kein Johannisbrot. Wieder kamen sie an die Höhle; die Mutter führte sie hinein und befahl: „So! Ihr bleibt hier, bis dieser Felsen sich bewegt! Dann werde ich — und gerade zur richtigen Zeit — hier eintreffen! Geht nicht allein heim, — im Walde erwarten euch wilde Tiere, die Menschenfleisch fressen!" Die Kinder blieben nun allein und warteten, daß sich der Felsen bewegen möge. Aber er bewegte sich nicht; und zuletzt wurden sie hungrig und müde.

Schon wollten sie einschlafen, als sich ein eigenartiger Laut hören ließ. Die Höhle verfinsterte sich, und die Kinder erschraken sehr, denn vor ihnen stand eine ungeheuer große Kuh. Aber die

Kuh war sehr lieb und sprach: „Imbuuuu! Ringel auf den Hörnern, warme Milch im Euter!" Die Kinder sahen genauer hin: und wirklich waren auf den Hörnern schöne braune Ringel aufgereiht! Dann knieten sie hin und tranken die warme Milch, und verzehrten dazu die Ringel. Und das geschah jeden Tag, und immer brummte die Kuh: „Imbuuuu! Ringel auf den Hörnern, warme Milch im Euter!" Dabei wuchsen die Kinder heran und wurden dick und groß.

Wir müssen nun wieder von der bösen Stiefmutter reden! Sie hatte während der langen Jahre ein Kind geboren. Einst sprach sie zu ihrem Manne: „Höre, — ich will doch einmal hingehn und nachsehn, was aus deinen Kindern geworden ist!" Damit brach sie auf und nahm ihr eigenes, mageres Kind mit. Als sie in die Höhle schaute, bemerkte sie einen Jüngling und eine Jungfrau: das waren die beiden Kinder, die sie einstens hier verlassen und dem Hungertode überliefert hatte. Sie sprach: „Was ist eure Nahrung? Ihr seid so dick und fett, und eure Haut glänzt wie der Schein des Feuers?" „Mutter, — es kam vom ersten Tage an eine fette liebe Kuh zu uns; die spricht jedesmal: „„Imbuuuu! Ringel auf den Hörnern, warme Milch im Euter!"" Wir leben davon und sind glücklich, wie die Vögel." „Wirklich? Da werde ich meine Tochter auch hier lassen! Sie soll sich ebenso von der Kuh nähren lassen und dick und fett werden!" Dann ging die Stiefmutter wieder fort.

Als es Abend wurde, kam die Kuh. Kaum kniete aber die Tochter der Stiefmutter hin, um die Milch zu trinken, als die Kuh ihr einen gewaltigen Fußtritt versetzte, der sie betäubte und aus der Höhle schleuderte! So bekam die Tochter der Stiefmutter bloß Gras zu essen.

Als die Mutter hernach kam und von dem Unglück hörte, wartete sie, bis die Kuh kam, und sprach zornig zu ihr: „Wie kommt es, — du falsches Tier, daß du mein liebes, mageres Töchterchen nicht nähren willst?" „Imbuuuu! Ich will nicht, daß du böse Frau die Waisen ihres Elternhauses beraubst und sie dem Hungertode preisgibst; ich will nicht, daß du dein mageres Affengesicht herbringst, um meinen Schützlingen die Nahrung wegzunehmen! Geh fort und komm mir nie wieder in die Nähe!" Die Frau nahm jetzt ihr Kind und ging fort. Die Geschwister aber blieben noch lange Zeit ruhig beisammen in der Höhle.

Einst begann der Jüngling: „Sieh — Schwester — den Palast

dort! Wer wohl sein Besitzer ist?“ „Ach — Bruder — eine sehr böse Frau ist die Besitzerin! Wer ihn besucht, den führt sie anfangs freundlich und liebenswürdig herum, — dann aber gibt sie ihnen einen betäubenden Trank, damit sie sterben! Niemand kam je heraus, wer ihn betrat!“ „Ich will trotzdem hingehn und ihn mir ansehen! Nimm diesen Ring! Wird er schwarz, so kannst du mich als Toten beweinen! Bleibt er glänzend, so bin ich immer noch am Leben!“ Damit ging der Bruder fort. Lange Zeit blieb der Ring weiß; eines Tages aber wurde er schwarz. Da weinte das Mädchen und war sehr traurig.

Wieder verging einige Zeit, und die Jungfrau wurde kränklich, und zuletzt brach das Herz entzwei. Dann kam die Kuh und verscharrte die Tote. — Die Geschichte ist aus und verklungen! Ein Viertelpfund Seife kostet vier Pfennige.

46. Die Schlange.

Es lebte einmal ein König, dem ein Kind geboren werden sollte. Aber es dauerte nun schon drei volle Tage und drei volle Nächte, und das Kind konnte nicht zur Welt kommen, es konnte nicht geboren werden. Alle Leute im Lande kamen herbei und waren betrübt; aber betrübter als diese Leute war ihr König, welcher eben gar zu sehr nach einem Kinde verlangte. Wie nun die drei Tage und die drei Nächte um waren, das Kind aber immer noch nicht geboren war, ließ der König an die Wände der Stadt schreiben, daß er jeder Person, die es bewirken könne, daß das Kind zur Welt käme, zwei Säckchen mit Goldstücken schenken würde.

Unter den Leuten, die diese Worte lasen, war auch eine sehr böse Frau, die eine Stieftochter hatte, das will heißen: die Tochter, welche ihr Mann mit in seine zweite Ehe gebracht hatte. Diese Frau liebte ihre Stieftochter gar nicht und war immer darauf bedacht sie zu peinigen. Sie ging hin zum Könige und sprach ähnliche Worte wie diese: „König, ich habe jemanden, der bewirken kann, daß das Kind zur Welt kommt! Eine Stieftochter habe ich, die das versteht und Erfahrung hat!“ Es waren aber diese Worte Lügen, da ihre Stieftochter noch ein Kind war. Der König freute sich im Innersten seines Herzens und antwortete: „Bringe sie her; wer sie ist, ist mir ganz gleich! Bring sie nur her!“ Da ging die

Frau hocherfreut heim, denn sie wußte, daß der König schon viele Menschen hatte töten lassen, weil sie nicht imstande waren, ihm das Kind zu bringen. Und so würde es auch ihrer Stieftochter ergehen, dachte die böse Frau.

Die arme Kleine ging hin, und der König rief: „Schon zu lange dauert es! Bring mir sogleich das Kind! Gelingt es dir, so schenke ich dir zwei Säckchen voll Goldstücke; gelingt es dir nicht, so mußt du sterben wie die andern, die auch zu vorwitzig waren!" Als das Mädchen diese Worte hörte, begann es zu weinen; doch der König gab ihr nur drei Tage Zeit zum Nachdenken.

Also ging die Arme hinaus und hin an das Grab ihrer verstorbenen Mutter. Nachdem sie es drei Tage lang mit ihren Tränen benetzt hatte, erschien ihr die Tote und sprach diese Worte: „Meine Tochter, betrübe dich nicht und sei nicht furchtsam! Einer Jungfrau ist es vorbehalten, jenem Kinde zur Welt zu verhelfen, und diese Jungfrau sollst du sein! Ist doch dein Körper, wie dein Geist, makellos! Und nun merke auf meine Worte: geh hin an den Hof des Königs und bitte ihn, er möge dir eine Schüssel Milch aufstellen lassen: nur durch Milch wird das Kind zur Welt kommen! Aber hüte dich, deine Hände mit etwas anderm als mit dieser Milch in Berührung zu bringen! Sie müssen unbefleckt bleiben von allem andern! Und nun geh hin!"

Das Mädchen begab sich hin in den Palast und befolgte die Weisung seiner Mutter. Als die Schüssel aufgestellt war, kam das Kind zur Welt; aber es war kein Menschenkind, es war eine Schlange, die zusehends wuchs. Der König stand daneben und rief: „Seht, seht: eine Schlange ist zur Welt gekommen! Eine Schlange ist mir geboren worden! Aber es soll kein Unterschied gemacht werden: ich will die Schlange aufziehen wie mein eigenes Kind!" Und die Leute erstaunten sehr. Der König übergab dem Mädchen die verheißenen, mit Goldstücken gefüllten Säckchen und schickte es heim zur Stiefmutter.

Aber bald wurde der König verzagt, weil die Schlange um jeden Preis gestillt sein und sich nicht zur Ruhe begeben wollte. Also ließ der König wieder an die Wände und Mauern der Stadt schreiben, daß er gegen hohe Bezahlung eine Amme für seine Schlange suche. Und in jenen Aufschriften war die Artigkeit der Schlange sehr gelobt. Eine Amme begab sich hin an den Palast, und der

König führte sie hin zur Schlange. Als die Schlange ihre zukünftige Amme sah, wickelte sie sich um deren Hals und Brust und tötete sie auf der Stelle. So machte sie es mit noch zwei anderen Ammen.

Die böse Stiefmutter des Mädchen, welches die Geburt der Schlange bewirkt hatte, hörte von diesem Vorfalle und wußte, daß der König weiter nach Ammen verlange für sein Schlangenkind. So kam es, daß sie wieder hin ging an den Hof des Königs; sie dachte: „Jetzt werde ich die lästige Stieftochter los." Als sie des Königs ansichtig wurde, sprach sie: „Herr, — diejenige, die deinem Kinde zur Welt verholfen hat, ist auch imstande, es dir zu stillen!" Der König freute sich sehr und versetzte: „Bring sie mir her! Ja, bring sie her, deine Amme!" Also ging die Frau hocherfreut heim und befahl ihrer Stieftochter, sich hinzubegeben an den Hof des Königs. Diese gehorchte sofort. Der König sagte zu ihr: „Du hast einem Kinde zur Welt verholfen und mußt es nun auch stillen! Mein Schlangenkind muß Milch bekommen, — sonst stirbt es! Und ich gebe dir drei Tage Bedenkzeit!" Das Mädchen begann jetzt zu weinen und suchte wiederum das Grab der Mutter auf. Dort verblieb es drei Tage, und als das Grab naß und feucht geworden war, — durch die Tränenflut ihrer Augen, rief die Kleine: „Mutter, erleuchte mich und teile mir mit, wie ich es anstellen muß, um als Jungfrau das Schlangenkind zu nähren! Tränen habe ich reichlich, doch keinen Tropfen Milch!" Die Mutter erschien hierauf und antwortete: „Betrübe dich nicht, liebe Tochter; sei guten Mutes! Was jenen Frauen nicht gelingen wollte, wird dir gelingen! Geh hin und bitte den König, er möge dir zwei Blasen herbeischaffen und sie mit süßer Milch füllen. Du aber bindest sie auf deine Brust, und fürchte dich nicht! Die Schlange wird trinken und sich sättigen. Nun geh hin!" Da ging das Mädchen hin und sprach: „Herr, verschaffe mir zwei Blasen mit Milch!" Der König überbrachte alsbald dem Mädchen zwei große Blasen, die mit Milch gefüllt waren; die Kleine band sie sich über ihre Brust und ging hin zur Schlange, welche kam und sich satt trank an der Brust der Jungfrau! Der König aber war sehr zufrieden hierüber, und da die Schlange das Mädchen durchaus nicht aus den Augen lassen wollte, mußte es immer im Palaste bleiben. So kam es, daß das Mädchen das Schlangenkind aufzog.

Nun muß ich noch sagen, daß der König die Schlange täglich

auf einen großen Teller legte und diesen während des Essens auf seine Tafel setzte; die Schlange wollte es eben so haben und wollte auch geehrt sein als Sohn des Königs.

Die Schlange wurde nun älter und wollte heiraten. Aber der König riet ihr ab und sagte: „Es wird sehr schwer halten, für dich eine Braut zu finden!" Aber die Schlange bat und bat — bitte und bring jemanden, der's auch tut! —, und zuletzt konnte sie der König nicht mehr beschwichtigen, und da er sie als sein Kind liebte, so wollte er ihr auch das Herz nicht brechen. So kam es, daß der König wieder an die Stadtwälle schreiben und melden ließ, daß die Jungfrau, die die Schlange heiraten wolle, einst vom König das ganze Reich erhalten werde. Da kam denn auch eine und heiratete die Schlange. Aber in der Nacht nach der Hochzeit wickelte sich die Schlange um Hals und Busen der jungen Frau und erwürgte sie. Um diese Geschichte abzukürzen, sage ich einfach, daß die Schlange noch drei Bräute erwürgte. Jedesmal erwürgte sie sie in der Hochzeitsnacht, weil jene nicht mit ihr umzugehen wußten.

Zuletzt aber heiratete die Schlange das Mädchen, welches ihr zur Welt verholfen und sie gestillt und aufgezogen hatte, bis sie groß geworden war. Und das war der Schlange Glück! Und als dann der König sah, wie zufrieden sein Schlangensohn mit seiner neuen Gemahlin lebte, freute er sich sehr.

Nun muß man aber wissen, daß die Schlange nach der letzten Hochzeit nur bei Tag noch Tier blieb: während es hell und licht war, also bei Tage, lag sie beständig auf dem Teller und sang wunderbare Weisen, sang Lieder, die kein Mensch je vernommen hatte; des Nachts aber zog sie ihre sieben Häute aus, — große, feste Häute — und wurde ein sehr schöner Jüngling. Und dann genoß die Braut immer so viele Freuden, daß sie wünschte, er möchte sich nie mehr in eine Schlange verwandeln; und oft bat sie ihn, er möchte doch Mensch bleiben. Aber er fand immer Ausflüchte, und als sie ihn eines Tages wieder mit nassen Augen bat, antwortete er: „Genieße mich, solange es Zeit ist! Das ist besser für dich!" Aber sie gab es nicht auf und jede Nacht bat sie und bat sie. Zuletzt — bitte und suche jemanden, der's auch tut! — antwortete ihr Gemahl: „Ich habe dir schon oft gesagt, daß es besser wäre für dich, mich zu genießen, so lange ich lebe! Führte ich nicht ein doppeltes Leben — gäbe mir der Tag nicht neue Kraft, — so wäre ich schon

längst nicht mehr! Und würde ich dir auch sagen, auf welche Weise ich zu erlösen wäre, so würdest du meine Worte doch vergessen!" Aber die junge Frau bat ihn nur desto mehr und rief: „Sage mir doch, was ich tun muß, um dich Tag und Nacht als Menschen genießen zu können! Ich vergesse deine Gebote sicher, sicher nicht!"

Der Jüngling versetzte: „Nun gut! Vergißt du aber auch nur eines meiner Gebote, so bin ich des Todes! Und deinetwegen möchte ich gerne leben!" Die Braut versprach ihm nun acht zu haben auf seine Worte und seine Anordnungen aufs sorgfältigste zu erfüllen, worauf er begann: „Also höre! Damit ich ein Mensch werde, der sich nie mehr in ein Tier verwandelt, ist es nötig, daß ich während drei aufeinanderfolgender Tage weder das Licht der Sonne noch des Mondes zu sehen bekomme. Kein Lichtstrahl, aber auch kein Feuerfunken darf in der ganzen Stadt gesehen werden; und auch kein Ton darf sich vernehmen lassen, keine Glocke darf läuten, kein Mensch darf sprechen oder ein Geräusch machen; auch die Tiere müssen sich ganz still verhalten! Geschieht dies alles, so darf ich für immer meine sieben Kleider ausziehen, und du kannst sie sofort verbrennen, auf daß keines derselben erhalten bleibe! Du hast mir zur Welt verholfen, hast mich ernährt und erzogen und wirst mich auch erlösen können!"

Da freute sich die junge Frau sehr und ging sogleich hin, um dem Könige die Wünsche seines Sohnes mitzuteilen, und ihn zu bitten, die nötigen Befehle zu geben. Sofort ließ der König durch große Zeltdächer die ganze Stadt verdunkeln, und den Menschen und Tieren verbot er, sich auf die Straßen zu begeben und in die Nähe des Palastes zu kommen. Und dann zog sein Schlangensohn seine sieben Kleider aus und die junge Frau verbrannte sie sofort. Nun mußte er fortan ein Mensch bleiben, und also auch während des Tages blieb er ein Mensch. Da freuten sich alle sehr, und als er sich krönen ließ, wurde seine junge Frau Königin. Und wenn sie noch leben, so lieben sie sich bis auf den heutigen Tag. — Und die Geschichte ist aus.

47. Pfefferchen.

Es war einmal eine Frau, die sehr gerne ein Kind gehabt hätte. Oft sagte sie: „Ach, ich wäre schon zufrieden, wenn ich nur ein kleines, winziges Geschöpfchen wiegen dürfte, und sollte es nicht

größer sein als ein Pfefferschötchen! Ich würde das Kind dann auch ‚Pfefferchen' taufen!" Und sie erhielt ein Kind; es war aber wirklich nicht größer als ein Pfefferschötchen, und die Frau nannte das Geschöpf „Pfefferchen". Das Kind wurde kräftig, wuchs aber fast gar nicht. Dafür aber wuchs sein Geist, und die Eltern waren manchmal ganz erstaunt, was für weise Worte das Kind aussprach.

Einst bat das kleine Pfefferchen: „Mutter, koche uns doch Ravioli; wir haben schon lange keine gegessen!" Die Mutter setzte einen Topf mit Wasser aufs Feuer; dann ging sie aus, um das Nötige für ihre Ravioli einzukaufen. Erst kam sie aber noch einmal zurück und sprach zu Pfefferchen: „Höre, — heb ja den Deckel nicht ab von dem kochenden Topfe; es würde dir übel zu stehen kommen! Nun schließe hinter mir zu!"

Pfefferchen schloß dann die Haustür und lief gleich wieder in die Küche. Der Topf kochte und brodelte. Pfefferchen war neugierig und wollte genau sehn, warum der Topf nicht berührt werden solle. Sachte hob es den Deckel in die Höhe; aber der Dampf schlug ihm auf die Sinne, und Pfefferchen fiel in das kochende Wasser, und dieses kochte lustig weiter, da es nicht wußte, wer im Topf auf und ab hüpfte.

Die Mutter kam endlich zurück und rief: „Pfefferchen, öffne deiner Mutter!" Aber das Kind öffnete nicht, und der Mutter kamen schreckliche Gedanken in den Kopf. Zuletzt gelang es ihr, die Tür zu sprengen, und sie trat in die Küche und sah — Pfefferchen im Topfe herumschwimmen! Sie fing an laut zu schreien und lief auf die Straße und jammerte, so laut sie konnte.

Eine schwarze Türkin wollte gerade zum Brunnen gehn und trug deshalb einen Wasserkrug in der Hand; sie fragte: „Maria, warum störst du die Nachbarschaft durch dein Schreien?" „Pfefferchen starb wegen vier Ravioli! Die Mutter schreit und weint; der Vater schlägt den Feuerstein!" Da zerschlug die Türkin ihren Krug und weinte auch.

Der Brunnen, zu dem sie hinging, sah ihre nassen Augen und sprach: „Warum weinst du? Warum hast du den Krug zerbrochen?" „Pfefferchen starb wegen vier Ravioli! Die Mutter schreit und weint; der Vater schlägt den Feuerstein." „Dann will ich kein Wasser mehr geben! Trauer für Pfefferchen!"

Jetzt flog ein Vogel auf den Brunnenrand und fragte: „Brunnen,

o Brunnen, — warum gibst du kein Wasser mehr?" „Pfefferchen starb wegen vier Ravioli! Die Mutter schreit und weint; der Vater schlägt den Feuerstein; die Türkin zerbricht den Krug!" „Dann will ich meine Federn ausrupfen! Trauer für Pfefferchen!"

Der Vogel flog auf einen Baum, und dieser fragte: „Vogel, o Vogel, — warum hast du keine Federn?" „Pfefferchen starb wegen vier Ravioli! Die Mutter schreit und weint; der Vater schlägt den Feuerstein; die Türkin zerbricht den Krug; der Brunnen gibt kein Wasser!" „Dann will ich meine Blätter abfallen lassen! Trauer für Pfefferchen!"

Die Mauer sah den kahlen Baum und fragte: „Baum, o Baum, — warum trägst du keine Blätter?" „Pfefferchen starb wegen vier Ravioli! Die Mutter schreit und weint; der Vater schlägt den Feuerstein; die Türkin zerbricht den Krug; der Brunnen gibt kein Wasser; der Vogel rupft sich die Federn aus!" „Dann will ich mich niederreißen und dann wieder aufbauen! Trauer für Pfefferchen!"

Eine Tür sah die sich niederreißende und wieder aufbauende Mauer; darum fragte sie: „Mauer, o Mauer, — warum reißest du dich nieder und baust dich wieder auf?" „Pfefferchen starb wegen vier Ravioli! Die Mutter schreit und weint; der Vater schlägt den Feuerstein; die Türkin zerbricht den Krug; der Brunnen gibt kein Wasser; der Vogel rupft sich die Federn aus; der Baum läßt seine Blätter fallen!" „Dann will ich mich auf- und zuschließen! Trauer für Pfefferchen!"

Eine Stange sah die sich auf- und zuschließende Tür; darum fragte sie: „Tür, o Tür, — warum schließest du dich auf und zu?" „Pfefferchen starb wegen vier Ravioli! Die Mutter schreit und weint; der Vater schlägt den Feuerstein; die Türkin zerbricht den Krug; der Brunnen gibt kein Wasser; der Vogel rupft sich die Federn aus; der Baum läßt die Blätter fallen; die Mauer reißt sich nieder und baut sich wieder auf!" „Dann will ich umfallen! Trauer für Pfefferchen!"

Ein Mann ging vorbei und fragte: „Stange, o Stange, — warum fällst du um?" „Pfefferchen starb wegen vier Ravioli! Die Mutter weint und schreit; der Vater schlägt den Feuerstein; die Türkin zerbricht den Krug; der Brunnen gibt kein Wasser; der Vogel rupft sich die Federn aus; der Baum läßt die Blätter fallen; die Mauer reißt sich nieder und baut sich wieder auf! Die Tür

schließt sich auf und zu!“ „Dann will ich keine Kleider mehr tragen! Ich ziehe sie aus und die Hunde sollen kommen und in meine ‚Kartoffel‘ beißen! Trauer für Pfefferchen!“ Die Hunde kamen und bissen in die ‚Kartoffel‘ des Mannes. — Und die Geschichte Pfefferchens hat hiermit ein Ende!

48. Vom Knaben, der so groß wie ein Schlüssel war.

Es war einmal eine Frau, die sich sehnlichst ein Kind wünschte und immer sagte: „Ach, bekäme ich doch ein Kind, — und wäre es nur so groß, wie der Schlüssel des heiligen Petrus!“ Endlich erhielt sie ein Kind, und — Wunder über Wunder! — es war gerade so groß, wie der Schlüssel des heiligen Petrus! Der Kleine wuchs, — doch nur mit seinem Verstande: sein Körperchen blieb klein und winzig.

Einst bat er: „Mutter, — gib mir einen Pfennig, damit ich mir Kichererbsen kaufe!“ „Die Kichererbsen kannst du dir doch nicht selber kaufen: du bist ein zu winziges Bürschchen!“ „Ach, ich kenne den Laden ganz gut und kenne auch die Verkäuferin!“ „Gut! Hier hast du Geld!“ Der Kleine ging nun hin und kroch in die Kiste, in der die Kichererbsen lagen; dann rief er: „Maria, ich will etwas kaufen! Kichererbsen will ich kaufen!“ „Wer bist du und wo steckst du?“ „Ich bin ich und ich bin hier!“ „Ich sehe dich nicht; welches Versteck versteckt dich?“ „Kichererbsen!“ „Ich weiß wohl, daß du die kaufen willst; aber ich sehe dich nicht; aber deine Stimme ist ja mächtig, wie die eines Riesen!“ „Maria, ich bin hier!“ Endlich gewahrte ihn die Ladenfrau und erschrak sehr und wechselte die Farbe; dann sprach sie: „Ich dachte, du wärest ein Ungeheuer an Körpergröße, und nun finde ich, daß du ein Ungeheuer an Kleinheit bist!“ Dann gab sie ihm die Kichererbsen. Er ging nun nach Hause und dachte über das Wort ‚Ungeheuer‘ nach, ohne es richtig verstehen zu können.

Am nächsten Tage bat er seine Mutter wieder um Geld, und sie gab ihm welches, damit er sich Nüsse kaufen könne. Schlüsselchen lief auf einen Karren zu, der mitten auf der Straße stand und mit Nüssen beladen war; dort setzte er sich in die Nüsse und wartete auf den Verkäufer. Der kam alsbald und wußte gar nicht, woher die laute Stimme käme, die ihm zurief, daß man Nüsse kaufen wolle;

darum rief er immer wieder: „Wo bist du?“ Endlich warf der Kleine mit Nüssen um sich, damit er seine Person bemerkbar mache. Der Verkäufer ärgerte sich und warf Schlüsselchen aus dem Karren. Der Kleine kroch aber an den Speichen des einen Karrenrades hinauf und schrie immerfort: „Ach, ach! Du zerquetscht mich! Halt! Halt!“ Der Mann fürchtete sich, da er dachte, es wären Geister im Spiele; endlich sah er den Kleinen an eine Speiche geklammert, und es ergriff ihn ein furchtbarer Zorn. Er packte den Kleinen und warf ihn unter die Hufe seines Maultiers, damit dieses ihn zerstampfe. Aber Schlüsselchen war sehr leicht und darum sehr flink: er kroch an dem einen Beine des Tieres herauf und klammerte sich unten an den zottigen Haaren des Tieres fest und zupfte und zerrte an ihnen. Da bekam das Tier fürchterliche Angst und wollte nicht weiter. Der Mann wußte sich nicht zu helfen und untersuchte den ganzen Körper des Tieres. Da fand er Schlüsselchen! Da ergriff ihn der unbändigste Zorn, und er warf den Jungen ins Meer, wo es am tiefsten war!

Hier aber fand Schlüsselchen eine hutförmige Muschel, auf die er sich setzte und lustig umherschwamm. Zuletzt erblickte er in der Ferne ein Schiff, und da er sich gerne mit diesem in Verbindung gesetzt hätte, zog er eine kleine Fahne aus der Tasche und begann zu winken. Man bemerkte ihn; das Schiff fuhr in seine Nähe, und der Kapitän nahm ihn an Bord. Der Schiffskoch fragte: „Was kannst du eigentlich arbeiten?“ „Bin auch ein Koch; bin sehr tüchtig, trotz meiner Kleinheit!“ „Gut! Du kommst mit uns! Im Landhause unseres Herrn stelle ich dich später als zweiten Koch an!“

Nach einer langen Reise gelangten sie endlich in ein fremdes Land. Dort begaben sich die Matrosen nach dem Landhause des Schiffsherrn und nahmen Schlüsselchen mit. Er kochte dort ganz tüchtig. Einmal sagte zu ihm der erste Koch: „Höre! Ich muß ausgehen und dich also allein in der Küche lassen! Bitte, hebe ja den Deckel des Suppentopfes nicht auf; die Hitze könnte sich um dich schlagen und dich aufblähen, daß du stirbst!“ Der Koch ging fort; aber Schlüsselchen öffnete den Topf, trotz des Verbotes; da strömte der heiße Dampf heraus, wie eine Schlange, und zog den Kleinen in das kochende Wasser; er schwamm auf und ab, auf und ab in der brodelnden Flüssigkeit. Endlich kam der Koch und fand kein Schlüsselchen mehr vor! Da wurde er sehr traurig! Als

er nachher seinem Herrn das Essen vorsetzte, und der Herr aß, aß und aß, — da stach dieser mit seiner Gabel in einen harten Gegenstand: das war Schlüsselchen! Man feierte einen Leichenschmaus, — und die Geschichte ist aus!

49. Fettknüllchen, Butterknöllchen und Strohspillchen.

Es war einmal eine Frau; die hatte kein Kind. Da sie aber sehr gerne eines gehabt hätte, klagte sie immer hierüber, und einmal sprach sie: „Ach, hätte ich doch ein Kindchen, und wär es auch nur ein weißlich-fettiges, buttergelb-scheckiges, oder strohspillchen-dürres! Wie wollte ich es herzen und kosen! Wie wollte ich es nähren und pflegen! Und dürfte ich es nur für ein paar Jahre behalten, so wäre ich trotzdem zufrieden!"

Eines Tages sprach sie: „Ich glaube, daß mein Wunsch erfüllt wird! Nun werde ich mir die Blume leihen, um ja ganz sicher zu sein!" Also ging sie hin und erbat sich von der Nachbarin die Passionsblume. Diese Nachbarin war eine weise Frau, und darum versetzte sie auf die Bitte der Frau: „Hier hast du die Blume! Trag sie heim, und wenn du deine Zeit nahe glaubst, so stecke sie in frisches Wasser! Öffnet sie ihre Blätter, trotzdem sie längere Zeit trocken gelegen hat, so wirst du einem Kinde das Leben geben. Bleibt sie geschlossen, so wirst du nie Mutter! Hab acht auf meine Worte!" Also trug die Frau freudig die wundersame Blume heim und legte sie in eine Schublade, die sie wohl und sicher verschloß, um ja zur rechten Zeit die Blume bei der Hand zu haben. Aber kaum hatte sie den Schlüssel abgezogen, so gebar sie ein Kind: ein weißlich-fettiges! Die Leute staunten sehr darüber, da es wie ein Fettknüllchen aussah! Doch gleich darauf gebar sie ein zweites Kind: ein buttergelb-scheckiges! Da staunten die Leute wieder, da es wie ein Butterknöllchen aussah! Und endlich gebar sie noch ein drittes Kind: ein strohspillchen-dürres! Da bekamen die Leute Angst: glich es doch einem dürren Strohspillchen! Auf einmal erinnerte man sich der Passionsblume! Eilig öffnete man die Schublade und fand, daß die dürre Blume Blätter ausgeschlagen und drei Zweiglein angesetzt hatte! Da war des Verwunderns kein Ende, und alle Nachbarn wollten die Wunderkinder sehen, samt der merkwürdigen Blume. Die Mutter gab nun ihren drei Kleinen Namen, die für sie paßten, und so kam es, daß

der Erstgeborene Fettknüllchen, der Zweitgeborene Butterknöllchen und der Drittgeborene Strohspillchen genannt wurde. So seltsam aber nun diese Namen waren, so seltsam waren ihre Träger. Der erste Sohn: weiß, dick und kugelrund; der zweite: so dick und breit als lang, dabei buttergelb; der dritte: so lang und schmal wie ein Strohspillchen! Wachsen wollten aber alle drei nicht, und die Mutter band sie sich um den Hals, damit sie ja nicht verloren gingen.

Zuletzt aber lernten sie doch das Gehen, und später konnte sie die Mutter sogar zu Botengängen verwenden. Die arme Frau hatte ihre drei Kinder sehr lieb, und da diese Drillinge waren, konnte sie überhaupt keinem den Vorzug geben. Aber Zwerge blieben sie immerhin, die Mutter mochte sie nähren, soviel sie wollte! Alles umsonst! Diese Drillinge nun verzehrten am liebsten Erbsen, und zwar jeder auf eigene Weise. Fettknüllchen wollte sie nur in Fett geschmort; Butterknöllchen liebte sie nur mit Butter geschmalzt; Strohspillchen verlangte seinen Teil immer mit Honig.

Eines Tages war Fett, Butter und Honig ausgegangen; die Mutter rief ihren Erstgeborenen und sprach: „Geh hin und hol mir Fett für deine Erbsen! Und hab acht auf das Faß!" Da ging Fettknüllchen hin zum Laden und verlangte Fett. Dabei guckte er in das Faß, stürzte kopfüber hinein und blieb im Fette stecken! Natürlich konnte er nun nicht heimgehen. Nachdem die Mutter gewartet und gewartet hatte, rief sie den Zweitgeborenen und sprach: Geh hin und hol mir Butter für deine Erbsen! Hab acht auf das Faß und sieh dich auch nach deinem Bruder um!" Da ging Butterknöllchen hin zum Laden und verlangte Butter. Dabei sah er seinen Bruder im Fasse stecken und glaubte, der täte das, um sich einmal am Fette satt zu essen; da wollte auch er sich einmal satt essen an der Butter, und er guckte ins Butterfaß und stürzte kopfüber in das volle Faß und blieb stecken und konnte nicht mehr nach Hause. Wieder wartete die Mutter längere Zeit; endlich rief sie den Drittgeborenen: „Geh hin und hol mir Honig für deine Erbsen! Hab acht auf das Faß und bekümmere dich um deine beiden Brüder!" Da ging Strohspillchen hin an den Laden, verlangte Honig und sah seine beiden Brüder, wie sie sich gütlich taten am Fett und an der Butter. Da wollte er ebenfalls in Gemächlichkeit Honig schlecken, beugte sich über das Faß, um einen Strohhalm hineinzutauchen und

stürzte kopfüber in den Honig, blieb dort stecken und konnte natürlich auch nicht heimgehen zur Mutter.

Diese wartete lange Zeit auf ihre drei Söhne; da sie aber nicht heimkehrten, machte sie sich auf, die Söhne zu suchen. Wie sie nun hinkam an den Laden, sah sie aus den drei Fässern je zwei Füße ragen; sogleich machte sie sich an die Arbeit und zog Fettknüllchen heraus; dann aus dem zweiten Faß Butterknöllchen, und aus dem dritten Strohspillchen. Aber soviel sie die Gesichter der Kleinen auch von Fett, Butter und Honig reinigte, — sie zeigten kein Leben! Zuletzt fing die Mutter an, den Ladenbesitzer zu beschuldigen, ihre drei Söhne getötet zu haben. Der Mann aber wurde sehr zornig und jagte sie hinaus. — So endete die Geschichte Fettknüllchens, Butterknöllchens und Strohspillchens!

50. Die Braut.

Es war einmal ein ganz kleines, ganz winziges Mädchen, das von seiner Mutter sechs Pfennige erhalten hatte, um dafür Brot zu kaufen. Wie es nun auf die Straße kam, begegnete ihm in der Nähe des Brotladens ein alter, sehr alter Straßenhändler mit Bräuten, d. h. Zuckerpuppen, die wie Bräute ausstaffiert waren. Es gab da rote, weiße, gelbe, überhaupt in allen Farben prangende Bräute! Der Verkäufer ließ etliche davon auf seinen Fingerspitzen tanzen und rief dazu: „Wer will eine Braut? Schön gekleidet, fein, zierlich sind sie und dabei süß, honigsüß! Wer will eine Braut, die nur ein paar Pfennige kostet und dabei noch gegessen werden kann, statt sich Essen vorsetzen zu lassen? Wer will so eine Braut?“ Dabei gewahrte er das kleine Mädchen und ließ ihm die Bräute vor den Augen tanzen, und sprach: „Beeile dich! Bald werden alle Bräute verkauft sein, und du kommst zu spät! Kauf dir eine; Geld hast du ja in der Hand!“ Das kleine Mädchen sah gar lüstern zu den tanzenden Bräuten empor und konnte sich gar nicht sattsehen: so entzückt war es! Aber dann versetzte es weinend: „Das Geld gab mir meine Mutter, damit ich Brot kaufe!“ Aber der Händler redete ihr zu, wie schön es sein müßte, so eine Braut zu haben, und sagte auch, daß sie sich überallhin mitnehmen ließe und daß sie süß, sehr süß sei; da konnte die Kleine nicht widerstehen, und statt Brot kaufte sie eine Braut, eine niedliche, kleine, die so hübsch war, daß das Mädchen

begann, sie an die Brust zu drücken, ihr Schmeichelworte zu sagen und sie zu küssen. Auf dem Heimwege begann es sich aber zu ängstigen vor dem Unwillen der Mutter; aber weil die Braut gar so zierlich war und gar so billig, hoffte es auf Verzeihung. Die Mutter rief schon von weitem: „Wo bleibst du so lange? Hast du kein Brot mitgebracht?" Da nun die Mutter sehr erbost war, zeigte die Kleine die Braut vor und meinte, deren Schönheit müsse die Mutter besänftigen. Aber alles umsonst! Noch zorniger denn vorher rief die Mutter: „Also eine Braut bringst du mir ins Haus statt Brot, das wir so nötig haben? Du dummes, unfolgsames Mädchen! Marsch hinaus mit dir und deiner Braut! So böse Kinder will ich nicht im Hause! Und hüte dich, meine Schwelle nochmals zu betreten!"

Die Braut fest ans Herz gedrückt ging nun das arme kleine Mädchen hinaus und weinte. Zuletzt konnte es nicht mehr stehen und kauerte sich auf die Türschwelle der Nachbarin. Diese kam später heraus und schrie, was sie bei ihr wolle. Die Kleine erzählte nun die ganze Begebenheit, und die Nachbarin schalt sie aus und jagte sie weg. Da setzte sie sich wieder hin auf die Schwelle des Elternhauses, und weinend streichelte sie die niedliche Braut.

Plötzlich vernahm sie ein winziges, feines Stimmchen: „Mama, ich möchte ein kleines Geschäftchen verrichten!" Worauf die kleine Mutter dann auch schnell antwortete: „Verricht's, verricht's! Nur keine Furcht, kleine Braut!" Da freute sich diese und verrichtete ein kleines Geschäft, wobei sich die Schürze der Kleinen mit blinkenden Goldstücken füllte. Laut lachend und verwundert rief die Kleine ihre Mutter herbei, die sich ebenfalls sehr freute und das Mädchen wieder ins Haus nahm und auch für die Braut sorgte. Sogleich überzog sie ein kleines, schönes Bettchen mit weißer, frischer Wäsche; dort schlief das Mädchen mit der Braut bis zum Abend; während der Nacht aber schliefen sie alle im großen Bette. Um Mitternacht hörten sie alle ein feines Stimmchen: „Mama, ich möchte ein kleines Geschäftchen verrichten!" Worauf die Kleine freundlich antwortete: „Schöne Braut, es ist alles in Ordnung; tu nur was du willst!" Hierauf füllte die Braut das Bettchen mit Goldstücken, — eine schöne Freude für die armen Leute! Und so geschah es auch am Morgen: wieder gab es eine Menge Goldstücke von der wunderbaren Braut, und die Freude und das Erstaunen der guten Leute war groß. Sie wurden bald reiche Leute; jeder Tag war ihnen ein Festtag; die präch-

tigsten Möbel führten sie in ihr neugebautes Haus, und die Nachbarn waren sehr überrascht über diesen Stand der Dinge. Fast jeden Tag kamen neue Sachen in die Wohnung, Schätze kamen hinein, gerade wie für den Palast des Königs. Und die Nachbarn ergingen sich in Vermutungen.

Einmal ging die Kleine über die Straße, und sogleich hielten sie die Nachbarinnen an und fragten: „Höre, Kleine, — woher hast du so schöne Kleider? Wer schenkt sie dir? Wie schön und fein bist du gekleidet! Gerade wie ein Herrschaftskind!" Immer mehr wollten sie wissen, diese Neugierigen, und endlich plauderte die Kleine das Geheimnis der Braut aus und erzählte sehr genau über alle Begebenheiten. Da wußten die Leute, woher der große Reichtum stamme, und die böse Nachbarin, die einst das weinende Kind von ihrer Türschwelle verjagt hatte, bat nun recht herzlich, ihr doch — wenn auch nur für eine Nacht — die Braut zu leihen. Sie hoffte, auch reich zu werden.

Das Mädchen lief heim und erzählte die ganze Geschichte. Der Vater wollte nichts davon wissen, die Puppe, die kleine, süße, auch nur eine Nacht entbehren und eine große Menge Goldstücke verlieren zu müssen. Er war ein habsüchtiger Mann. Aber die Mutter redete ihm freundlich zu und sprach: „Schon aus Dankbarkeit gegen Gott können wir die Braut für eine Nacht verleihen: wir sind vermögende Leute geworden, und unsern Nachbarn ist es zu gönnen! Vielleicht bedeutet es Glück für uns!" Da gab der Vater nach, und das Mädchen überbrachte den Leuten die wunderbare Braut. Diese waren hocherfreut und dankten von ganzem Herzen. Dann legten sie sich schlafen, und die Braut erhielt die Mitte des Bettes, welches die Frau rein und weiß überzogen hatte. Aber vor Aufregung konnten sie nicht schlafen. Endlich um Mitternacht ertönte ein feines Stimmchen: „Mama, ich möchte ein kleines Geschäftchen verrichten!" Der Mann, habgierig und aufgeregt wie er war, wollte sich nicht beherrschen und rief der kleinen Braut mit seiner lauten, dröhnenden Stimme zu: „Ja, ja! Verrichte nur, was du verrichten mußt! Und beeilen kannst du dich auch!" Die kleine Braut war nur an leises Reden und an liebevolle Worte und Zärtlichkeiten gewöhnt; bei diesen rauhen Worten aber befiel sie ein gewaltiger Schreck, und anstatt wie gewöhnlich das schöne Bett mit blinkenden Zechinen zu füllen, brachte sie etwas anderes ins Bett, so daß der Mann und die Frau damit

besudelt wurden! Da fing der Mann an, die Braut und das Nachbarsmädchen zu verwünschen und zu verfluchen; aber seine Frau beruhigte ihn und sprach: „Hab nur Geduld; ich will das Bett frisch überziehen, und wenn alles rein ist, wird die Braut uns schon mit Goldstücken beschenken! Wahrscheinlich hast du das zarte Ding erschreckt durch dein lautes, ungebärdiges Schreien, und darum wurde es das erstemal gewiß nichts mit den Goldstücken!" Dann legten sie sich nochmals schlafen, und nach geraumer Zeit hörten sie wieder das winzige Stimmchen: „Mama, ich möchte ein kleines Geschäftchen verrichten!", worauf der Mann sich bemühte, ebenfalls mit feiner Stimme zu reden, aber dabei noch greulicher schrie wie das erstemal: „Nun ja, liebe Tochter, liebes Herz meiner Seele, so bemühe dich nur, ein ordentliches Geschäftchen zu verrichten!" Aber das Püppchen bekam auch diesmal Furcht und zitterte, so daß es das Bett noch mehr verunreinigte. Der Mann mußte sich ebenfalls erheben und vollständig umkleiden, wie seine Frau. Er wurde aber sehr zornig und wild, schimpfte auf die falschen Nachbarn und sagte, daß diese ihn betrügen wollten, und daß ihr Mädchen eine ganz gehörige Lügnerin sei und noch viele schlechte Sachen begehen werde! Die Frau wollte ihn beruhigen, aber alles umsonst! Plötzlich ergriff er die arme Braut und warf sie zum Fenster hinaus, wo sie gerade an eine alte, zerbröckelte Mauer zu liegen kam, in der unmittelbaren Nähe eines großen Gehölzes. Dort lag sie einsam, frierend und vergessen von den Menschen.

Das kleine Mädchen kam in der Frühe, den kleinen Liebling abzuholen; aber der Mann empfing es mit Schelten und machte ihm Vorwürfe, so daß es weinend heimlief. Sogleich gingen die Eltern hinüber zum Nachbar; aber der Nachbar gebärdete sich wie toll und jagte sie hinaus. Seit dieser Zeit lebten diese zwei Familien in der größten Feindschaft. Über den Verbleib der Puppe wußte aber keine menschliche Seele etwas.

Da geschah es nun eines Tages, daß der König auf die Jagd ging, mit den Großen seines Reiches. Aber während des Jagens mußte er sich etwas absondern von seinen Begleitern; er ging auf die Seite und suchte die alte Mauer auf, die dort stand, um ein Geschäft zu verrichten. Als er damit fertig war, griff er um sich, konnte aber nichts Taugliches finden. Zuletzt kam ihm die Braut in die Hände, und er wollte sie benützen, — als sie sich fest an den hintern

Teil seines Körpers ankrallte, und zwar mit einer Kraft, daß er umsonst zerrte und sich bemühte, sie loszureißen; zuletzt mußte er um Hilfe rufen und in sein Horn blasen. Sogleich kamen seine Begleiter herbei und staunten sehr, die kleine Braut so fest angekrallt zu sehen. Anfangs kam es ihnen spaßig vor; wie sie aber die Wut des Königs bemerkten, bekamen sie Angst und machten sich dran, die Puppe loszumachen. Aber alles umsonst! Sie mochten zerren und ziehen, soviel sie wollten, einer nach dem andern: die Braut gab nicht nach, sondern blieb hängen, und kein Mensch konnte ihre feinen Fingerchen loslösen! Da wurde der König ganz elend und ließ sich nach seinem Palaste schaffen, wo er sich sofort auf sein Lager legen ließ. Die Schmerzen und die Scham machten ihn fast rasend! Man rief die berühmtesten Ärzte herbei, aber keiner konnte ihm die nötige Hilfe leisten und die Braut loslösen. Der seltsame Fall machte viel von sich reden, und da die einheimischen Ärzte nicht Hilfe und Rat geben konnten, wandte man sich an die Weisen anderer Länder; es kamen denn auch zahlreiche herbei, alle aber schüttelten ihre Köpfe und gingen wieder dahin, woher sie gekommen.

Endlich erließ der König einen Aufruf in alle Lande, demzufolge jeder Mann, der ihn von seiner Plage befreie, seine Krone und sein Szepter erhalte. Viele Männer kamen, — aus aller Herren Länder kamen sie, und stillvergnügt gingen die meisten wieder fort, — die Sache kam ihnen zu spaßig vor! Da sagte eines Tages einer der Weisesten unter den Weisen: „Herr König, für dich gibt es nur ein Mittel: von deiner großen Plage kann dich nur eine Jungfrau befreien!"

Also erließ der kranke König einen zweiten Aufruf: alle Jungfrauen müßten sich einfinden und ihr Glück versuchen. Der König aber verhieß der Jungfrau, die ihn von seiner Plage frei machen würde, seine Hand. Viele, viele kamen! Alles mögliche versuchten sie; aber stets ohne Erfolg! Eine riet zu diesem, die andere zu jenem Mittel; aber von der Plage befreite keine unter ihnen den armen König! Die Braut blieb hängen, fest und steif, wie zuvor, und der König mußte entsetzliche Schmerzen erdulden! Da nun alle Jungfrauen an den Königshof mußten, hörte auch jenes kleine Mädchen von der Sache, und es kam ihr in den Sinn, daß die an den König festgekrallte Braut die ihrige sein müßte. Aber die Eltern wollten ihr Kind nicht ziehen lassen, sondern versetzten immer wieder auf

seine Bitten: „So viele Jungfrauen sind hingezogen an den Hof des Königs, und keine konnte ein Mittel finden! Und du bist noch so sehr klein! Auf der Reise könnte dir ein Unglück zustoßen!" So ging es längere Zeit.

Zum Könige redete einst wieder der Weiseste unter den Weisen und sprach: „Nicht alle Jungfrauen dieses Landes sind deinem Gebote gefolgt! Etliche davon sind nicht erschienen! Da aber diese Braut einer Jungfrau gehören muß, so gibt es nur ein Mittel: drohe der, die ausbleibt, die Todesstrafe an!" Der König erließ also nochmals ein sehr strenges Gebot, durch das er alle Jungfrauen seines Landes bei Todesstrafe verpflichtete, an seinem Hofe zu erscheinen. Nun mußte auch die kleine Puppenmutter hin.

Als sie an den Hof des kranken Königs kam, staunten die Wächter über ihre Schönheit, wollten sie aber nicht eintreten lassen, da sie sie für zu jung hielten. Dabei spotteten sie und lachten: „Ei, ei! So ein kleines Mädchen will dem König seine Plage abnehmen! Da gehören größere dazu! Mach dich nur wieder auf die Rückreise! Du wirst nicht mit dem Anhängsel des Königs fertig! Die Puppe ist nicht von der Stelle zu bringen!" Dabei wiesen sie sie hinaus. Aber da fing die kleine Puppenmutter an laut zu schreien, so daß man es auf weite Entfernungen hörte. Jetzt bekamen die Wächter Angst, der schlechtgelaunte König könnte sich erzürnen und sie bestrafen. Deshalb ließen sie die Kleine durch, und diese lief sofort die große Treppe hinauf und trat in das Zimmer des Königs. Dieser lag, dem Tode nahe, auf seinem Lager und wollte keinen Menschen mehr sehen. Die kleine Mutter der Braut aber stellte sich hin neben das Bett und rief mit ihrer süßen, lieben Stimme: „Wo bleibt denn nur all' die lange Zeit meine geliebte Braut?" Kaum vernahm die Braut diese Worte, als sie den Körper des Königs losließ und in die offenen Arme der Mutter flog, mit den Worten: „Hier bin ich, hier, Mutter!" Da drückte diese sie an das Herz und liebkoste sie. Der König genas im selben Augenblicke, und sogleich wurde Hochzeit gefeiert: er nahm die liebe Puppenmutter zur Frau und gewann sie täglich lieber.

Die süße Braut aber mußte ebenfalls am Hofe des Königs verbleiben und wurde von allen Leuten hochgeehrt und geliebt. Und wenn sie und die Puppenmutter noch nicht gestorben sind, so leben sie noch.

51. Peterfilchen.

Einmal lebte eine Frau, die sehr gern ein Kindchen gehabt hätte. Sie war oft traurig, daß ihr dieses Glück nicht gegönnt war, und wie sie einmal nachdenklich und verstimmt auf der Straße ging, begegnete ihr eine alte Frau und fragte: „Frau, warum schaust du die Erde an, anstatt die Luft?" „Ach, ich hätte gar zu gerne ein kleines Kindchen, und zwar wünsche ich mir ein liebes, schönes Mädchen!" „Höre, — ich kann dir ein Kindchen verschaffen; aber nur unter einer Bedingung: erreicht die Kleine ein bestimmtes Alter, so muß sie mir überliefert werden! Willst du diesen Vertrag eingehn?" „Ja! Ich will dir dann zu Diensten sein!" Die Alte ging nun wieder fort, und die Frau begab sich nach Hause.

Jeden Tag ging diese Frau in den Garten: sie aß nämlich Petersilie überaus gern und verzehrte stets eine Menge dieses grünen Krautes. Auch gelobte sie, das Mädchen, das ihr werden würde, Peterfilchen zu nennen, um sich immer wieder an das schmackhafte Kraut erinnern zu können.

Die Zeit verging. Die Frau gebar ein Mädchen und gab der Kleinen den schönen Namen „Peterfilchen". Das Mädchen wuchs heran und wurde groß. Als sie einst auf dem Schulwege war, begegnete ihr eine alte Frau und redete sie an; das Mädchen hatte die seltsame Alte noch nie gesehn und antwortete darum ziemlich kurz. Die Alte trug ihr nun eine Bitte vor und sagte: „Kind, — sage deiner Mutter, sie möge mir das Versprochene überbringen!" Das Mädchen vergaß jene Worte, und die Alte, die ihr noch öfters begegnete, erinnerte sie stets wieder daran. Zuletzt biß sie mit dem einzigen Zahne, den sie noch hatte, das Mädchen in den Arm und rief: „Damit du meine Aufträge nicht immer aus dem Kopfe schwinden läßt!" Die Kleine lief heim und erzählte unter Tränen von der bösen Alten. Die Mutter verband ihrem Töchterchen den Arm und tröstete die Weinende. Die Kleine fragte jetzt: „Mutter, — wie soll ich antworten, wenn sie mich wieder fragt? Willst du ihr das Versprochene geben?" „O, sag ihr, sie solle es nehmen, wo sie es finde!" Das Mädchen überbrachte diese Antwort der Alten, und diese versetzte: „Deine Mutter läßt mir ein weises Wort sagen! Und willst du jetzt nicht mit mir gehen und einen schönen Spaziergang mitmachen?" Das Mädchen ging nun mit der Alten, und diese führte sie weit, weit fort.

Endlich kamen sie an einen Palast, den ein großer, türloser Turm überragte. Die Beiden traten in den Palast ein, doch ohne das Tor zuzuschließen, da sich dieses von selbst schloß und sich dann in ein Stück Mauer verwandelte: die Alte war also eine Zauberin. Sie führte nun das Mädchen herum und zeigte ihr viele schöne Sachen und Möbel aus Silber und Gold. Immer im Kreise gingen sie, und immer höher stiegen sie hinauf, und zuletzt langten sie ganz oben im Turme an. Die Alte zeigte ihr jetzt ein schönes, großes, reich ausgestattetes Zimmer und sagte dabei: „Sieh, — dieses Zimmer, und der Palast, und der Turm, — alles ist für dich; nur mußt du gehorchen und keine neugierigen Fragen stellen!" — Unser Petersilchen lebte sich bald ganz gut ein, und nach kurzer Zeit dachte es gar nicht mehr an die Mutter: so schön war hier das Leben!

Nun müssen wir aber sagen, daß unser Petersilchen sehr, sehr schön war und von Tag zu Tag immer lieblicher wurde. Besonders ihre Haare wuchsen herrlich; sie hatten goldene Farbe und waren sehr lang. Da nun der Turm sehr hoch war, so konnte die Alte nicht auf ihn hinaufklettern, wenn sie von ihren Ausgängen zurückkam. Darum rief sie immer unten: „Petersilchen, Petersilchen! Löse deine Haarflechten auf und ziehe empor deine Großmutter Aula!" Dann mußte sich das Mädchen über die Brüstung des Daches legen, und an ihren langen Haaren die Alte — die „Großmutter Aula" — hinaufziehn! So oft Großmutter Aula ausging, brachte sie ihr etwas Schönes mit, — öfters auch Näharbeiten, und Petersilchen nähte fleißig und emsig. Sie gewöhnte sich sehr rasch an diese Arbeiten, und die Alte liebte sie sehr.

Im Zimmer, wo Petersilchen schlief und saß, befand sich nun in der Wand ein kleines Kästchen eingemauert; die Alte hatte ihr gesagt: „Öffne ja niemals dieses Kästchen! Es sind wertvolle Sachen darin! Dir könnte es sonst teuer zu stehen kommen!" „Nein, — Großmutter Aula, — ich bin nicht neugierig!" antwortete die Kleine.

Aber einmal, als Großmutter Aula ausgegangen war, wurde das Mädchen von der Neugier überwältigt; drum stieg sie auf einen hohen Stuhl und öffnete vorsichtig das Schloß jenes Kästchens. Die Alte hatte nämlich nach und nach dem Mädchen ihr Vertrauen geschenkt und sie auch in mehrere ihrer leichten Zaubereien eingeweiht, so daß Petersilchen verschiedene Sachen in Tiere und ver-

schiedene Tiere in Stühle, Bänke oder ähnliche Dinge verwandeln konnte. Petersilchen stieg also auf den Stuhl und öffnete das Türchen des Kästchens in der Mauer. Sie erblickte eine Unmenge von seltenen Sachen darin! Am meisten stachen ihr drei Knäuel in die Augen. Die Farben der Knäuel waren verschieden; es schien ihr in der Halbdämmerung, als wären sie grün, blau und rot. Nachdem sie noch all' die Sachen betrachtet und berührt hatte, die im Kästchen lagen, stieg sie wieder vom Stuhle herunter und setzte sich auf ihr Bänkchen, um weiter zu nähen.

Dann hörte sie den Ruf: „Petersilchen, Petersilchen! Löse deine Haarflechten auf und zieh empor deine Großmutter Aula!" Rasch legte sich Petersilchen über die Brüstung des Turmes, ließ ihr langes Goldhaar hinunter und zog Großmutter Aula so hinauf. Jetzt begann die Alte: „Was hast du getan? Hast du fleißig gearbeitet?" „Ja, Großmutter Aula!"

Die Zeit verging, aber die Alte wollte Petersilchen durchaus nicht über den Inhalt des Wandkästchens aufklären und ihn ihr nicht zeigen. — Einmal war Petersilchen wieder allein im Hause. Da fiel es ihr in den Sinn, doch einmal herauszubekommen, welche Gegend eigentlich durch das einzige Fenster des Turmes zu sehen sei. Darum schaute sie hinaus; sie beugte sich hinaus und betrachtete die Umgegend. Die Aussicht gefiel ihr, und von nun an schaute sie jeden Tag hinaus ins Freie. Da erblickte sie eines Tages einen jungen Mann; der mußte wohl ein Prinz sein, — er war so schön, so fein und lieb, und seine Locken glänzten wie eitel Gold! Er sah zufällig hinauf, und seine Augen blieben an Petersilchen haften.

Den nächsten Tag wollte das Mädchen wieder den jungen Mann sehn und öffnete wieder das Fenster. Wieder stand er dort unten, und diesmal winkte er ihr zu. Sie schloß das Fenster. Aber am dritten Tage stand er wieder dort! Um nun die Geschichte kurz zu machen, sage ich nur, daß diese zwei Menschen doch bald mit einander bekannt wurden; und der Jüngling fragte hierauf: „Warum kommst du nicht herunter? O, ich hätte dir so viele Worte zu sagen, die ich aber der Luft nicht anvertrauen kann und darf!" „Ich kann nicht hinunterkommen; der Turm ist so hoch! Möchtest du mich wirklich so gerne in der Nähe haben?" „Ja! Weißt du wie wir es machen? Du lässest deine Haare herunterwallen, und ich lasse mich von dir mit ihnen hinaufziehn!" So ließ Petersilchen

denn ihr Haar hinab, und auf dieselbe Weise, wie Großmutter Aula, langte jetzt der schöne junge Mann oben an. Sie begrüßten sich herzlich und waren froh, zusammen zu sein. Als sie ihm dann all' die Schönheiten des Palastes und des Turmes gezeigt hatte, hörten sie auf einmal die Worte: „Petersilchen, Petersilchen! Löse deine Haarflechten auf und zieh empor deine Großmutter Aula!" Die zwei Verliebten zitterten und bebten; aber Petersilchen hatte einen guten Einfall: sie verwandelte den Prinzen in ein niedliches Fußbänkchen und lief rasch zur Brüstung, um Großmutter Aula heraufzuholen. Diese kam oben an und fragte sogleich: „Petersilchen, — wie hast du dir die Zeit vertrieben?" „Ach ich habe viel gearbeitet!" „Warst du ganz allein mit deinen Gedanken?" „Die Gedanken lassen sich durch Gesellschaft wohl vertreiben, aber nicht vernichten!" Während dieses Gesprächs klopfte aber ihr Herz zum Zerspringen. Die Alte ging hierauf mehrere Tage nicht aus.

Einst sagte sie: „Du hast mich so oft gebeten, dir den Inhalt des Wandkästchens zu beschreiben; heute will ich es tun! Sieh: das Wasser hier im Kästchen ist das Wasser des Lebens! Man tötet mit ihm das Lebendige und erweckt mit ihm das Tote! Berühr es nicht! — Dieses Stäbchen hier verhängt die Pest und dieses hier den Aussatz über die Menschen! — Dieser Ring hier gilt ein Königreich; er bringt dich über die weiten Meere. Rühr ihn nicht an!" So erklärte sie ihr noch manches, und Petersilchen dankte ihr für ihr Zutrauen.

Endlich ging die Alte wieder aus. Petersilchen erweckte das Bänkchen zum Leben, und der schöne Prinz sprach: „Du kannst nicht länger hier bleiben! Du sollst meine Frau werden!" „Ja, — aber wird uns dieser Turm herauslassen? Wir können ja nicht hinunter!" So sprachen sie; da tönte es unten: „Petersilchen, Petersilchen, — löse deine Haarflechten und zieh empor deine Großmutter Aula!" Die Verliebten zitterten; der Prinz wurde wieder in ein niedliches Bänkchen verwandelt. Die Alte kam dann schnell in das Turmzimmer und sprach: „Petersilchen, Petersilchen, — ich fürchte, du langweilst dich, immer allein zu sein!" „Ich schätze das Alleinsein mit Schönheit und Weisheit!" „Bitte, mein schönes Petersilchen, vertraue mir's an: du scheinst ein Geheimnis zu haben!" „Die Mutter ersetzt du mir!"

Aula ging hierauf wieder fort, und Petersilchen verwandelte

das Bänkchen wieder in den Prinzen, und dieser sprach: „Wir müssen fliehn! Bitte, — nimm doch irgend eine Zauberei mit; wir können deren Hilfe vielleicht gebrauchen!" „Aber wie kommen wir hinunter?" „Ach, wir finden schon einen Ausweg! Ich lasse mich an deinen Haaren hinunter, und du läßt dich an zusammengeknüpften Taschentüchern hinunter, — dann läßt du dich fallen, und ich fange dich auf! Meine fliegenden Rosse erwarten uns!" Petersilchen nahm die drei Knäuel aus dem Kästchen, und dann machten sie's so, wie ich schon beschrieben habe. Der Prinz war bald unten und fing dann Petersilchen wohlbehalten in seinen Armen auf, setzte sie auf sein schnelles Pferd, und fort rasten sie!

Nun lassen wir sie fliehen und sehen uns nach der alten Aula um. Sie kam abends an den Turm und rief: „Petersilchen, Petersilchen, — löse deine Haarflechten und zieh hinauf deine Großmutter Aula!" Aber von oben kam keine Antwort zurück und kein Goldhaar ringelte sich herab! Nochmals rief die Alte die vereinbarten Worte, — aber alles umsonst! Kein Petersilchen! Endlich ging der Alten ein Licht auf, und sie rief kreischend aus: „Petersilchen hat mich betrogen! Sie ist entflohn! Vielleicht hat sie mir auch noch meine Zauberschätze entwendet! Ich will laufen, laufen, und sie trotz ihres Vorsprungs einholen!" Und das tat sie; sie lief und lief, und alsbald erblickte sie die Fliehenden!

Zufällig sah der Prinz einen Augenblick nach hinten und bemerkte die herankeuchende Aula, sowie deren Hund. Da rief der Bräutigam: „Petersilchen, Petersilchen, — wirf den grünen Knäuel auf den Boden!" Petersilchen tat dies. Der Knäuel hatte nun die Kraft, einen großen Garten zu schaffen: es blühten Blumen darin, und eine prächtige Kirche erhob sich zwischen den Bäumen. Die alte Aula lief rasch auf die Kirche zu und fragte den Laienbruder, der vor ihr stand: „Freund, — hast du nicht einen Jüngling und eine langhaarige schöne Jungfrau mit deinen Augen erblickt?" „Sinjura, in drei Minuten beginnt eine Messe!" „Ach nein, — ich will keine Messe hören; ich will wissen, ob du nicht einen Jüngling und eine Jungfrau gesehen hast!" „Diese Messe wird nur eine knappe halbe Stunde dauern!" „Du bist ein Esel trotz des geistlichen Gewandes! Ich frage, ob du jetzt nicht einen Jüngling und eine Jungfrau hier durchkommen sahst!" Der Laienbruder steckte jetzt einen Finger durch ein Loch in seiner Kutte und konnte daher

ohne zu lügen sagen: „Niemand ist hier durchgekommen!" Die Alte ärgerte sich nicht wenig und lief dann weiter; ihr Hund verließ sie nicht.

Der Garten war sehr groß; in seiner Mitte stand der Gärtner; sogleich fragte ihn Aula: „Freund, — erblickten deine Augen nicht einen fliehenden Jüngling und eine fliehende Jungfrau?" „Heuer ist das Kraut sehr billig!" Die Alte ärgerte sich, immer so taube Leute vorzufinden, und wiederholte ihre vorige Frage. „Ja, — auch der Blumenkohl ist sehr billig; für einen halben Soldo gebe ich dir einen großen Kopf, der sehr schön weiß und fest ist!" „Du bist ein Esel! Sahen die Fliehenden denn nach der Gegend, wo die Sonne aufgeht?" „Ohne Sonne gedeiht kein Gemüse!" Da verlor die alte Aula die Geduld und lief weiter. Und obwohl die Fliehenden schon so viel Vorsprung hatten, gelang es ihr fast, das Paar einzuholen.

Da rief der Prinz: „Petersilchen, du Seele meines Herzens, — wirf doch den blauen Knäuel auf den Boden!" Die Jungfrau gehorchte, und sogleich bildete sich ein Meer, ein großes weites Meer! Aula schrie und weinte; aber sie mußte in das Wasser schreiten, um die zwei Flüchtlinge zu erreichen. Sie und ihr Hund stürzten sich hinein und schwammen vorwärts. Das Meer wollte kein Ende nehmen, und Aula rief ihrem Hunde zu: „Trink, liebes Tierchen, trink! Auch ich trinke! Das Wasser müssen wir wegtrinken!" Sie tranken und tranken: das Meer wollte sich aber nicht verringern. Der Alten begannen schon die Kräfte zu schwinden, — als sie das Ufer erblickte. „Schwimm, Hund, schwimm! Wir holen sie doch ein!"

Das arme Petersilchen sah sich um und schrie laut auf: Großmutter Aula hatte fast das Ufer erreicht! Aber der Prinz öffnete seinen Mund und sprach: „Mein geliebtes Petersilchen, du Perle meines Herzens —, beunruhige dich nicht! Sieh, — dort am grünen Berge steht der Palast meines Vaters! Aber jetzt wirf schnell, schnell, den roten Knäuel auf den Boden!" Petersilchen gehorchte, und augenblicklich erfüllte sich die Luft hinter ihnen mit Feuer! Die Alte keuchte und schüttelte sich das Seewasser von den Kleidern; da nahm sie das zerstörende Feuer wahr! Aber sie hatte nicht allzugroße Angst vor ihm, sondern sprach zum Hunde: „Los! Wir müssen durch das Feuer! Sage mir, — fürchtest du dich?" Der

Hund machte ein verneinendes Zeichen und die Alte freute sich über seinen Mut.

Mitten im Feuer rief sie ihm zu: „Hund, — gib nun das Wasser, das du getrunken hast, von dir! Gibst du es von dir, so gebe ich auch das meine von mir. Damit können wir das Feuer löschen!" Sie gaben das Wasser von sich, aber das Feuer verlöschte nicht und loderte immer ärger. Aula schrie um Hilfe, aber umsonst: sie verbrannte, und ihr Hund mit ihr.

Das schöne Paar schaute sich jetzt um und sah, wie die Großmutter Aula zu Asche wurde. Dann ritten sie langsamer vorwärts und kamen im Palast des Königs an. Dort feierten sie eine siebentägige Hochzeit, bei der sehr viele Eingeladene zugegen waren. Auch die Mutter Petersilchens kam herbei, und nun lebten alle zufrieden und glücklich, bis sie starben. — Aus ist die Geschichte!

52. Großmutter Aula und der kleine Feigendieb.

Es war einmal ein Junge, der von den Leuten der „Feigendieb" genannt wurde, weil er immer die Feigenbäume plünderte.

Nun hatte die entsetzlich häßliche und schrecklich böse Großmutter Aula einen schönen Feigenbaum. Täglich stahl der Junge ihr Feigen, und nie konnte sie seiner habhaft werden, — sie hätte ihn so gerne in ihren glühenden Backofen gesteckt!

Doch eines Tages sah sie, wie der Junge den Baum hinaufkletterte; schnell lief sie hin und sprach: „Mein Sohn, — gib mir eine Feige!" „Nein, — du würdest mich festhalten!" „Ich halte dich nicht fest!" „Ich fürchte mich trotz deiner Versicherung!" „Ach, bitte, gib mir eine Feige! Ich kann doch selber keine pflücken; sie hängen mir zu hoch!" Da reichte ihr der Junge eine Frucht; aber sie packte ihn bei der Hand und zog ihn vom Baume herunter. Der Backofen war schon geheizt und stand in voller Glut. Eilig schleppte sie den armen Jungen zum Ofen hin, um ihn hineinzuwerfen. Aber der kleine Bursche machte sich steif, und sie konnte ihn nicht in den Ofen zwängen. Da schimpfte sie laut.

Der Junge sprach jetzt: „Großmutter, — wie muß ich mich anstellen? Muß ich mich auf die rechte oder auf die linke Seite legen, oder auf den Rücken, oder auf den Leib? Muß ich den Kopf oder die Füße zuerst hineinstecken?" Die Alte begann es

ihm zu erklären; aber er tat, als verstände er sie nicht, und er warf sich wieder steif auf den Boden und fragte: „So?“ — Dann stand er auf, schlug Purzelbäume und fragte: „So?“

Die Alte ärgerte sich und zankte tüchtig. Der Junge aber sprach: „Großmutter, — mach es mir doch einmal vor, was ich zu tun habe, damit du mich bequem hineinschieben kannst! Ich bin nämlich so ungeschickt!“ Da stellte sich die Alte vor den glühenden Ofen und zeigte ihm, welche Stellung er einzunehmen habe, um hinein ins Ofenloch gelangen zu können. Dabei bückte sie sich vornüber. Kaum aber stand sie so da, — da gab ihr der boshafte Schelm einen festen Stoß und warf sie in die Glut hinein, in der sie bald verkohlte.

53. Leila und die Seelen der Toten.

Es war einmal eine Frau; die hieß Leila. Jede Nacht stand sie auf und ging fort, um Brot zu backen, und jede Nacht kam sie später als die Nacht vorher zu ihren Kindern und ihrem Manne zurück. Dieser fragte einmal: „Warum kehrst du mit jeder Nacht später heim?“ „Ach, eigentlich darf ich es gar nicht erzählen; aber dir sage ich es schon: in jeder Nacht halten die Seelen der Toten Prozession! Sie versperren mir allemal die Gasse, und ich muß immer das Ende des Zuges abwarten!“

Einmal war der Mann Leilas nicht zu Hause, und es war Nacht. Plötzlich fingen die Kinder an, laut zu weinen; die Mutter suchte die Zündhölzer, konnte sie aber nicht finden. Da die Kinder laut schrien, so bekam sie Angst und wollte die Nachbarin herbeirufen. Darum öffnete sie das Fenster und schaute hinaus. Da gewahrte sie eine lange Prozession von weißen Seelen, die sämtlich Totengesichter hatten und in den Händen große brennende Kerzen trugen. Sie erkannte ihren Paten und rief: „Pate, gib mir etwas Licht!“ Der Pate sprach kein Wort, gab ihr aber seine Kerze. Als sie diese Kerze in ihrem Zimmer näher betrachtete, sah sie zu ihrem Entsetzen, daß diese Kerze ein angezündeter Menschenknochen war! Leila wurde ganz gelb vor Angst und bekam Schüttelfrost. Am Morgen lief sie zu ihrem Beichtvater und erzählte ihm alles. Er versetzte: „Du mußt die Kerze anzünden und zurückgeben!“ Das tat sie denn auch, als in der folgenden Nacht die schauerliche Pro-

zession wieder vorbeizog. Sie übergab ihrem Paten die Kerze und sprach: „Meinen Dank, Pate!“ Der Pate war eine weiße Seele, und diese antwortete: „Gut! Aber ein anderes Mal störe keine Seele, die dich selber nie gestört hat!“ Und dann gingen die Seelen fort und kamen danach nie wieder; denn die Neugier der Menschen hassen und fürchten sie.

54. Der Tod und seine Gesandten.

Der Tod kam einmal auf dem weißen Pferde angeritten, um mit seiner Sichel einen reichen geizigen Alten zu holen. Dieser war gar nicht auf diesen Besuch vorbereitet, und darum rief er: „Ach, ach! Ich bin doch noch zu jung, um jetzt schon mit dir gehen zu müssen! Ich ahnte so gar nichts von dir und möchte gern wissen, warum du mich so unangemeldet überfällst!“ „Ich bin ein großer Herr, und große Herren brauchen sich nicht anzumelden, weil sie ohnehin offene Türen finden!“ „Hast du auch Diener, mein Herr Tod?“ „Eine Unzahl, — und ich denke, du wirst sie schon oftmals gesehen haben. Ich sende sie ja tagtäglich aus!“ „Ich habe sie noch nicht gesehen; aber da du so einen Haufen Diener hast, so möchte ich sie schon kennen lernen. Wäre es nicht möglich, mir späterhin manchmal einen — vielleicht jedes Jahr einen — von ihnen zu senden, damit ich ihre Bekanntschaft mache?“

Der Alte wollte eben nicht sterben, und deshalb sprach er so. Der Tod versetzte: „Da du so närrisch darauf versessen bist, meine Boten kennen zu lernen, so will ich dir den Gefallen tun und sie dir nächstens senden!“ „Bitte, schicke sie mir ja, und zwar alle, die du hast! Dich selbst darf ich wohl auch ersuchen, nicht eher wieder an meine Tür zu klopfen, bis ich die Bekanntschaft aller deiner Leute gemacht?“ „Gut, — ich sende dir vorher alle meine Leute; unterhalte dich gut mit ihnen!“

Es verging nur kurze Zeit, — und der Alte bekam eine große Geschwulst. Er mußte heftige Schmerzen leiden und war sehr ungehalten über diese Prüfung. Dann erkältete er sich und bekam eine Lungenentzündung; später gesellte sich Fieber zu ihr, und der Kranke fühlte eine entsetzliche Hitze. Als er danach wieder ausging, fiel er der Länge nach hin und brach sich einen Fuß und einen Arm. Später wurde eines seiner Augen blind, und die Ohren hörten nicht

mehr. Die Zunge wurde schlaff und schwer, und er konnte fast nicht mehr schlucken. Einen Trost hatte er aber bei allen diesen Leiden: die Diener des Todes hatten ihm bisher ihre Aufwartung noch nicht gemacht, und er freute sich wahrhaftig, weil er dachte, der Tod müsse ihn wohl vergessen haben.

Doch eines Tages kam der Tod angeritten. Er saß auf dem weißen Pferde, hatte seinen schwarzen Mantel mit den weißen Augen umgetan und hielt die Sichel in der Hand. Der Alte schrie: „Du hast mir deine Diener noch nicht gesandt! Was willst du?" „Ich bin gekommen, um dich zu holen!" „Aber wir haben doch den Pakt geschlossen, — du sollest nicht eher kommen mich zu holen, bis ich die Bekanntschaft aller deiner Diener gemacht! Ich habe keinen von ihnen zu sehen bekommen!" „Wie? Hast du nicht eine Geschwulst, eine Lungenentzündung und das Fieber bekommen?" „Ja, — aber . . ." „Hast du nicht einen Fuß und einen Arm gebrochen? Hast du nicht eine Anzahl weiterer lästiger Gebrechen zu erdulden gehabt?" „Ja, — aber . . ." „Wie kannst du nun behaupten, meine Diener nicht gesehen und empfangen zu haben?" „Ja, ich wußte nicht . . ." „Jene Gebrechen waren meine Boten, die dich mahnen sollten, mit dem Leben abzuschließen. Jetzt nehme ich dich mit!" „Ach, ach, Herr Tod, — laß . . ." Der Tod gab ihm einen kleinen Schlag mit der Sichel, und der Alte atmete nicht mehr. — Die Geschichte ist aus; wer zuerst wieder spricht, ist kahlköpfig.

55. Die blinde Mutter und ihre drei Söhne.

Es war einmal ein Mann und eine Frau, die einander sehr liebten; sie hatten drei Söhne und lebten glücklich und froh. Dann wurde der Mann krank und starb. Die Frau war sehr traurig, weil sie ihren Mann so sehr geliebt hatte, und weinte Tag und Nacht. Davon ward sie blind. Da die vier Familienglieder nun nicht ohne Brot leben konnten, mußte die Witwe betteln gehen. Sie stützte sich bei ihren Gängen auf die Schultern ihres Jüngsten, und dieser führte sie gut und sicher auf ihrem Wege. Die beiden anderen Brüder arbeiteten auf dem Felde oder zu Hause.

Einst ging die Mutter wieder betteln. Da sprach auf dem Heimwege der Kleine: „Mutter, — ich möchte schlafen! Ich bin müde. Laß mich auf deinem Schoße ausruhn!" Die Mutter nahm

den Kleinen auf ihre Arme und trug ihn heim. Als sie angekommen waren, setzte sie sich hin und nahm den Kleinen auf ihren Schoß. Dabei wiegte sie ihn hin und her, kraute ihm den Kopf, und er schlief ein. Zufällig kamen die übrigen zwei Brüder heran, ohne daß die Mutter sie sehen konnte. Der Älteste brummte und sprach: „Sieh, — wem die Mutter den Kopf kraut! Sieh, — wen sie hin und her wiegt! Und mir kraut sie nie den Kopf, obwohl ich die meiste Arbeit verrichte!" „Auch mir nicht!" sagte der Zweitälteste; „obwohl ich fleißig arbeite und ihr helfe, das Feld zu bebauen!" „Ich weiß, was wir tun müssen: wir lassen sie allein mit dem verwöhnten Kleinen! Dann soll sie zusehn, ob er ihr Brot bringt für ihre Schmeicheleien! Komm, — wir gehen!" Damit gingen sie auf die Straße und setzten sich in einen Laden.

Die Mutter bereitete alsdann das Essen und wartete auf die Heimkunft der beiden ältesten Söhne. Und als es dunkelte, und das Essen zu erkalten begann, sprach die arme Frau zu dem Kleinen: „Höre, — geh doch und sieh nach, wo deine Brüder sind! Sage ihnen, das Essen warte auf sie!" Der Kleine ging und zankte die Brüder aus. Sie saßen im Laden; er sprach zu ihnen: „Brüder, — kommt mit; die Mutter wartet mit dem Essen auf euch!" „Sage der Mutter, sie brauche für uns nie mehr zu sorgen! Wir sind es satt, von ihr stiefmütterlich behandelt zu werden! Sie soll sich künftig bloß noch um dich kümmern! Geh!" Eilends lief jetzt der Jüngste zu seiner Mutter und berichtete ihr die Worte seiner Brüder. Die arme Frau wurde sehr betrübt; dann sprach sie: „Vielleicht hören die Söhne auf meine Worte. Ich will hingehen und mich dabei auf deine Schultern stützen!"

Als die Söhne sie erblickten, begannen sie zu schimpfen und zu brummen. Die Frau redete ihnen freundlich zu; ihr Herz lag auf ihrer Zunge. Aber jene wollten durchaus nicht wieder mit ihr nach Hause; so ging sie endlich zur Türe, um zu gehen. Nochmals wandte sie ihr Gesicht zurück und sprach: „Der Herr beschütze euch; der Herr stehe euch bei!" Dann ging sie fort und weinte die ganze, ganze Nacht. — Am nächsten Morgen ging sie mit dem Jüngsten aus, an die Türen der Wohlhabenden zu klopfen.

Nun lassen wir die Frau und ihren kleinen Sohn allein und suchen die zwei bösen Brüder wieder auf. Auch sie waren schlafen gegangen, und am Morgen sprach der Ältere: „Bruder, — nun

trennen sich unsere Wege! Du gehst in den rechten Stadtteil, und ich in den linken! Haben wir Arbeit gefunden, so treffen wir allemal abends zusammen und leben von dem erworbenen Gelde. Nun geh!" Die beiden trennten sich hiermit. Der Jüngere brauchte ziemlich lange Zeit, um Beschäftigung finden zu können. Endlich gelangte er vor ein großes Haus; aus diesem trat ein Herr heraus, welcher seinen Mund öffnete und sprach: „Was suchst du hier?" „Ich suche Arbeit, Herr, — kann aber keine finden!" „Arbeit? Möchtest du mir wohl einen Gefallen erweisen? Ich würde dich gut belohnen!" „Warum nicht? Ob ich für dich oder für einen andern arbeite, ist mir ganz gleichgültig. Was kann ich tun?" „Ich gebe dir hier ein weißes Pferd und einen Hund: besteige das Pferd und reite dem Hunde nach. Er wird dich sicher und gut führen. Macht der Hund halt, so öffne deine Augen weit; dann kehre um und berichte mir von dem Gesehenen! Nun geh!" Der junge Mann öffnete seine Augen schon weit, als er das schöne Pferd erblickte. Dann ritt er ab; der Hund lief voran und zeigte den Weg. Lange, lange ritt er, ohne daß der Hund stille gestanden hätte. Zuletzt gelangten sie in ein großes weites Tal. In diesem gewahrte der Jüngling einen großen reißenden Strom aus — Blut! Der Hund stand jetzt still; dann aber machte er Anstalten, in den Fluß zu laufen. Immer wieder versuchte er's, immer wieder bellte er und fürchtete sich, das Blut zu berühren. Zuletzt nahm er einen Anlauf und gelangte denn auch an das jenseitige Ufer. Auch das Pferd weigerte sich anfangs; kaum aber sah es den Hund am gegenüberliegenden Ufer, so nahm es einen Anlauf und gelangte hinüber. Der Jüngling fing jetzt an zu zittern und fürchtete sich vor den schäumenden Blutwellen. Dabei dachte er: „Wie seltsam ist doch dieser Herr! Nie hätte ich gedacht, zu einer so gefährlichen und sonderbaren Sendung verwendet zu werden!" Dann fing der Hund zu laufen an, und das Pferd trabte lustig hinterdrein.

Wieder kamen sie an einen großen Fluß. Diesmal bestand er aus Wasser. „Wie dumm, daß ich durch diese Flüsse reiten muß! Ich habe Angst, und auch der Hund wird wohl nicht genug Mut haben, durchzuschwimmen!" Aber da nahm der Hund schon einen Anlauf und durchschwamm den Fluß. Auch das Pferd mußte folgen; doch der Jüngling fluchte, weil er Angst fühlte.

Weiter ritt er und erblickte eine große, große Dornenhecke. Da

fing er an, laut zu fluchen und zu schimpfen; der Hund lief auf die Dornenhecke zu; aber da sie fest dastand, wie eine Mauer, war es ihm unmöglich durch sie zu schlüpfen, und er schnüffelte an der Hecke herum. Aber nicht lange, dann fing er an, laut zu jammern, weil die Dornen ihm Gesicht und Nase verletzten und ihm keinen Durchgang gewährten. Als der Reiter das sah, wurde er sehr ärgerlich; dann rief er den Hund zu sich und ritt heimwärts.

Der Herr stand an der Türe und fragte ihn nun aus. „Herr, ich habe gar nichts gesehen, ausgenommen den verfluchten Blutfluß, den verfluchten Wasserfluß und die dreimal verfluchte Dornenhecke! Durchzureiten war unmöglich! Wie man nur so dumm sein kann, die Schlächterei am Flusse zu errichten und das ablaufende Blut hineinzuleiten!" Der Herr antwortete: „Nun, wieviel soll ich dir zum Ersatz der verlorenen Zeit geben?" „Ich überlasse das dir!" Da gab ihm der Herr einen Beutel mit Goldstücken. Der Jüngling dankte und ging fort, seinen Bruder zu suchen. Dieser freute sich sehr, und die beiden besprachen sich nun untereinander über verschiedenes.

Dann beschlossen sie in ein fremdes Land zu reisen und dort einen Laden aufzutun. Der Älteste sagte oft: „Ach, — was tun wir mit dem glänzenden Golde! Ach, wie bin ich froh!" Und so machten sie sich auf und reisten in ein fremdes Land; dort mieteten sie sich einen Laden. Es gefiel ihnen, weil sie viel verdienten, und darum eröffneten sie noch einen andern Laden. Und sie wurden reich. Aber dann starben sie, und die Leute vergaßen ihre Namen.

Jetzt sprechen wir wieder ein Wort über die Witwe und ihren jüngsten Sohn. Jahrelang waren sie bettelnd an die Türen der Reichen gewandert. Einst begann der Sohn: „Mutter, da ich jetzt fast erwachsen bin, so schäme ich mich sehr, und jedesmal wenn ich bettle, verberge ich mein Gesicht! Ich glaube, es wäre wirklich besser, ich suchte jetzt nach Arbeit. Das Geld, das ich erwerbe, bringe ich dir." „Der Herr beschütze dich; der Herr stehe an deiner Seite!" Und dabei weinte die Mutter, weil sie dachte, der Jüngste werde geradeso wie seine bösen Brüder handeln, — nämlich sie verlassen und nie mehr zurückkehren.

Der Jüngling ging gradaus die Straße und suchte nach Arbeit. Er kam an eine große Tür, auf deren Schwelle ein vornehmer

Herr stand. Dieser rief ihn an und begann: „Mein Sohn, was tust du hier?" „Ach Herr, ich bin sehr arm und muß meine alte blinde Mutter ernähren, weil der Vater gestorben und die beiden Brüder uns verlassen haben. Ach, fände ich nur Arbeit!" „Willst du mir einen Gefallen erweisen? Ich hätte einen Botengang für dich!" „Gern! Ich bin von Herzen bereit; sag an!" — „Nun, — besteige dieses schöne weiße Pferd und reite gradaus! Der Hund hier wird dir den Weg weisen! Macht er halt, so öffne deine Augen, damit du mir später alles, — auch die kleinsten Einzelheiten, mitteilen kannst! Nun reite fort! Der Hund wird dich richtig führen! Du bist ein guter Sohn!"

Da versetzte plötzlich der junge Mann: „Guter, lieber Herr, — möchtest du mir nicht ein kleines Brot im voraus verabreichen?" „Jawohl, — doch was willst du mit dem Brote?" „Ich überbringe es jetzt meiner Mutter, damit sie nicht Hungers sterbe!" Der Herr gab ihm ein Brot und sprach dabei: „Dir gehört die eine Hälfte davon; die andere Hälfte ist für deine Mutter!" Der Jüngling dankte und übergab der blinden Mutter das halbe Brot. Dann ritt er fort, — immer dem Hunde nach. Nach mehreren Stunden erreichte er den Blutfluß, und kaum hatten seine Augen den Fluß bemerkt, so rief er weinend: „Ach, mein Leben! Dies Blut tropfte bei der Geißelung unseres Herrn auf den Boden! Wieviel Blut vergoß er für uns!" Der Hund ging dann durch den Fluß, und das Pferd auch.

Nach mehreren Stunden kam der Reiter zu dem großen Wasserfluß, und rief aus, nachdem seine Augen die gewaltige Menge Wasser erblickt hatten: „Ach, meine Seele, — dieses Wasser tropfte aus den Augen der Mutter, als sie ihren Sohn am Kreuze leiden sah! Das sind die Tränen, die sie vergoß!"

Und er durchritt auch diesen Fluß, und nach mehreren Stunden gelangte er an die große, breite Dornenhecke. Der Jüngling weinte und sprach: „Also von diesen Dornen war die Krone des Herrn gemacht! Ach, mein Herz, — wie dick und scharf diese Dornen sind!" Der Hund hatte die Hecke kaum berührt, — als sich in ihr eine kleine Öffnung bildete. Hinter dieser Dornenhecke hörte aber die Welt auf: niemand durfte weitergehn. Doch der Jüngling und sein Hund gingen durch die kleine Öffnung in der Hecke und befanden sich sogleich in einem großen Garten, der einen Palast

umschloß. Es waren mehr als tausend Blumen und mehr als tausend Bäume in diesem Garten.

Der Hund kratzte jetzt am Tore des Palastes, und heraus trat eine schöne Frau. Das war die Mutter Gottes; sie war reich gekleidet, nur war ihr Rock sehr kurz. Der Jüngling trat auf sie zu und öffnete seinen Mund und sprach: „Hohe Frau, — wie schön du es hier hast! Nur etwas ist nicht schön!“ „Bitte, was gefällt dir nicht?“ „Dein Rock ist viel zu kurz!“ „Ach, mein Rock ist kurz geworden durch die Sünden der Welt! Knie nieder und bete, — bereue deine Sünden, — und mein Rock erreicht seine frühere Länge wieder!“ Der Knabe kniete nieder und betete, und sein Gebet machte den Rock der schönen Frau länger. Hernach fragte die Frau: „Soll ich dich bezahlen, oder willst du von dem Herrn deinen Lohn erhalten?“ „Er wird mich bezahlen; dir möchte ich weiter keine Mühe verursachen!“ „Gut! Aber hier übergebe ich dir zwei Rosenkränze; einer ist für dich, der andere für deine blinde Mutter bestimmt! Nun geh!“

Der Jüngling nahm die beiden Rosenkränze und ritt zurück. Der Herr, der ihn ausgesandt hatte, erwartete ihn auf der Schwelle seines Palastes und sprach: „Bitte, — erzähle mir alle Einzelheiten deines Rittes! Du mußt sehr viele Sachen gesehn haben!“ Der Jüngling begann seine Erzählung; als er nichts mehr wußte, fragte der Herr: „Sag mir, hast du sonst keine Merkwürdigkeit mit deinen Augen gesehn?“ „Nein!“ — „Denke nach! Du mußt mehreres Seltsame erblickt haben!“ „Nein!“ „Denke nach!“ Da rief der Jüngling: „Ja! Ich sah an der Gartentür der Dornenhecke zwei Türken, die einander gegenüber standen und sich in die Gesichter spieen; sie hielten Wache und waren blau gekleidet!“ „Erkanntest du sie?“ „Nein; sie hatten ganz dunkle Gesichter!“ „Das waren deine zwei Brüder! Sie sind nun schon lange in der Hölle; und sie wurden verdammt, einander ins Gesicht zu speien, zur Zeit, wo du deine Wanderung begannst! Und deine Wanderung dauerte dreihundert Jahre! So lange rittest du! Nun geh, deine Mutter zu begrüßen!“ „Meine Mutter ist noch am Leben?“ „Ja, sie spinnt daheim!“

Da eilte der Jüngling zu seiner Mutter; diese dachte, er wäre nur einen Tag auf der Reise gewesen; das Brot war nicht weniger geworden, — es lag fast noch ganz auf dem Tische. Dann hing

ihr der Sohn den einen Rosenkranz um, und er selber hing sich den andern um. Da sanken sie plötzlich zu Boden und starben und wurden begraben. — Ein guter Geruch verbreitete sich, und die Geschichte ist aus!

56. Der Teufel als Brautwerber.

Es war einmal ein Mann, der täglich ans Ufer des Meeres ging, um zu fischen. Er hatte eine Frau und drei Töchter, die sehr hübsch waren, aber noch keinen Bräutigam aufweisen konnten.

Eines Morgens fing der Mann nichts Besseres, als einige kleine Fische einer ganz geringen Art; er getraute sich gar nicht, diese jemanden zum Kaufe anzubieten. Da trat ein fremder, fein gekleideter Herr auf ihn zu und fragte ihn, ob er ihm die Fische verkaufen wolle. Der Fischer bedauerte, daß er ihm nichts Besseres bieten könne; der fremde Herr schien aber ganz zufrieden zu sein, und gab ihm — ein Goldstück! Dabei fragte er: „Mann, hast du vielleicht eine Tochter?" „Ich habe drei Töchter, Herr!" „Die sollen heiraten!" Der Mann freute sich über den guten, freundlichen Herrn und dankte vielmals.

Zu Hause erweckte die Meldung des Vaters den größten Jubel, und die Töchter sprangen umher und riefen: „Morgen mußt du ihm wieder Fische anbieten; so gute Bezahlung gibt sonst niemand!"

Den nächsten Tag hatte der Fischer wieder kein Glück; die großen Fische wollten nicht anbeißen. Als er dann über den Markt ging, stand der fremde Herr da und gab wieder ein großes Goldstück für die armseligen Fische. Auch am dritten Tage geschah dies. Als der Fischer dann fortgehen wollte, rief der fremde Herr: „Mann! Mann! Willst du, daß ich eine deiner Töchter heirate? Ich verspreche dir, sie gut zu halten!" „Warum nicht, Herr! Welche willst du? Alle drei sind hübsch und lieb!" „Morgen nachmittag besuche ich dich und werde dann die Wahl treffen!" Der Fischer ging nun fort und erzählte sein Erlebnis zu Hause. Die drei Mädchen verloren fast den Verstand über diese Meldung. Jede hoffte, die Auserwählte zu sein, und in der nächsten Nacht schliefen sie nicht einen Augenblick, sondern kicherten und tuschelten sich die seltsamsten Dinge ins Ohr; und sie beschlossen, die glückliche Auserkorene solle auch die beiden andern Schwestern am Glück teilnehmen lassen.

Als der Morgen dämmerte, sprangen sie zeitig aus den Betten und begannen ihre Vorbereitungen. Das ganze Haus putzten sie von unten bis oben. Kein Stäubchen blieb liegen, und die Fenster und Spiegelscheiben blinkten wie Diamanten.

Diese Familie war sehr fromm, — das müssen wir noch sagen. Auf der Treppe und in der Hausflur hing je ein Heiligenbild; sie stellten den heiligen Antonius und den heiligen Franziskus dar. Zu diesen beiden Heiligen beteten die einfachen, guten Leute gar oft. Mitten in ihrer Reinmacheärbeit hörten nun die drei Mädchen, wie eine unbekannte Stimme zu reden anfing und sprach: „Freund! Wie denkst du über diese außergewöhnlichen Begebenheiten? Ich bin erstaunt, wie der Böse nun auch zu solchen Mitteln greifen kann! Höre, — denkst du nicht auch, daß diesen Leuten geholfen werden muß? Sie sind gottesfürchtig!" „Ja, ja! Ich bin gerne dazu bereit. Aber du trägst eine Kutte, und dein Gewand fällt nicht so sehr auf, wie das meinige! Steig du aus dem Rahmen!" Die Mädchen sahen sich erstaunt um, konnten aber keinen Menschen erblicken. Zuletzt redeten sie sich vor, das seltsame Gespräch sei von der Straße heraufgeklungen, und beruhigten sich.

Nachdem sie sich nun schön gekleidet, frisiert und ihre Schmucksachen angelegt hatten, zählten sie die Minuten und konnten es nicht erwarten, daß sich der Ton des Türklopfers vernehmen ließe. Endlich, endlich erklang das klopfende Geräusch; die Älteste flog hinunter, um zu öffnen. Aber vor der Türe stand — ein Bettler! Er trug eine rauhe, grobe Kutte und auf seiner einen Achsel ruhte ein Quersack!. Als er jetzt um ein Almosen bat, herrschte ihn das enttäuschte Mädchen an: „Geh weiter! Ich und meine Schwestern haben heute keine Zeit, um Bettlern Almosen zu verabreichen!" „Wie, — meine Tochter, — habt ihr ein Fest?" „Ja, freilich! Heute kommt ein feiner Herr, um sich eine unter uns zur Braut zu wählen!" Damit schlug sie die Türe zu, und der Bettler ging weiter.

Im selben Augenblicke begann die Mutter der Mädchen laut zu wimmern und zu winseln; es klang gerade so, als ob zehn junge Hunde im Zimmer seien und schrieen, soviel ihre Haut hergebe! Sogleich erinnerte sich die älteste Tochter an den so unfreundlich weggejagten Bettler und teilte der Mutter ihre Befürchtung mit, daß ihre Unfreundlichkeit vielleicht die Schmerzen der armen Mutter

verursacht habe. Auch die Mutter glaubte jetzt ihr plötzliches Erkranken auf die Hartherzigkeit ihrer Tochter zurückführen zu müssen, und bat sie deshalb, dem Bettler unverzüglich nachzulaufen und ihn einzuholen. Das geschah, und sogleich besserte sich der Zustand der armen Frau. Alle waren dem Alten dankbar und baten um seine Verzeihung.

Der Alte verzieh ihnen und sprach sodann: „Meine Kinder! Ich bin gekommen, um euch zu schützen!" „Bitte, — sage uns, welche Gefahr uns droht!" „Er, der Böse, will durch eure Tür treten! Ich mache euch nun einen Vorschlag: jede Person, die heute an eure Türe klopft, wird von mir bedient, d. h. ich öffne!" „Wie? Nein, lieber Mann, — das geht denn doch zu weit! Heute, heute soll ein feiner, fremder Herr kommen und sich eine von uns als Braut wählen!" „Laßt mich nur handeln!"

Als später die Töne des Klopfers hörbar wurden, wollte die Älteste öffnen. Aber der Bettler rief: „Nein! Du bleibst hier!" Damit ging er zur Tür und rief: „Wer ist draußen?" „Ich!" „Ich! Wie kann ich wissen, wer ‚Ich' ist?" „Ich, der Herr Brautwerber! Ich will ein Mädchen auswählen!" „Geh, du Böser! Ich schütze das Haus und seine Bewohner! Geh!"

Da schlug der Böse — denn der war der feine Herr — mit seiner Faust an die Türe, und sie wurde glühend wie brennende Kohlen! Dann schrie er: „Du hast mich überlistet! Hast mich um ein Mädchen gebracht! Puh!"

„Seht ihr," sagte hierauf der Alte, „wie ich euch geschützt habe? Das war der böse Geist!"

57. Die Beichtende und der Teufel.

Es war einmal eine Skrupulöse; sie ging jeden Tag zur Beichte, und immer fand sie einen Haufen sündhafter Vergehen, die sie bekannte und beichtete. Manchmal klagte sie sich an: „Ich habe meine graue Katze geschlagen und bin sicher, daß sie nichts Schlechtes getan hatte! Aber der Teufel, der boshafte Satan, flüsterte es mir ein! Sonst hätte ich gar nicht an eine solche Bosheit gedacht!" Manchmal sagte sie: „Ich habe heute die übriggebliebene Suppe verschüttet, statt sie meiner armen Nachbarin zu schenken! Sie schaut immer vom Balkon herab, und ich dachte, sie sei eine schlechte Frau!

Das heißt: nicht ich hatte diesen Einfall, — nein, der Satan flüsterte ihn mir ein! Ich habe nie so böse Gedanken!" Oder: „Ich schimpfte eine kranke Frau, weil sie Mittwoch und Freitag Milch trinke: ich glaubte eben nicht an ihre Krankheit! Das heißt: ich wollte schon daran glauben, — nur der hinterlistige Satan, dieser Betrüger . . ." Öfters klagte sie sich auch an: „Ich habe eine Person verleumdet; natürlich hätte ich es nicht getan, wären die satanischen Einflüsterungen nicht gewesen! Ich selber brächte in meiner Gutmütigkeit gar keine Verleumdung zustande! Aber der listige Satan . . ."

Wieder einmal beichtete sie ihre Vergehen und klagte wie gewöhnlich; dabei band sie dem Satan die ganze Schuld auf und zwar eine schöne Ladung! Plötzlich erhielt sie von einer unsichtbaren Hand eine kräftige Maulschelle! Sie schrie laut auf, und der Geistliche, der ihr die Beichte abnahm, erstaunte nicht wenig, denn er hörte das klatschende Geräusch, sah aber niemanden!

Das nächste Mal klagte sie wieder über den Satan, und wieder spürte sie eine kräftige Maulschelle. Den dritten Tag bekannte sie wieder Sünden, als deren Urheber sie den Gehörnten bezeichnete; sogleich erhielt sie einen klatschenden Schlag auf ihre Wange, und jetzt hörte sie, und auch der Geistliche, diese Worte: „Du schlechtes Geschöpf! Sünden begehst du, soviel als Sand am Meeresufer liegt, und immer bürdest du mir die Schuld auf, obwohl ich mehr zu tun habe, als dich zu verführen! Leute deiner Art und überhaupt die Skrupulösen versuche ich niemals: ihr begeht allein und ohne meine Hilfe gerade genug Sünden, um in die Hölle zu kommen!"

58. Der alte Vater, der König wurde.

Es war einmal ein junger Mensch, der seinen Vater aufrichtig liebte und sehr traurig wurde, als die vom Gesetze bestimmte Zeit nahte, wo sein Vater eingemauert werden mußte. Denn es war damals Gebrauch, die Schwachen, Alten und Kranken einzumauern und sie ihrem Schicksale zu überlassen. Man mauerte dann allemal ein hohes Viereck auf offenem Felde auf; in diesen Mauerbau ließ man die betreffende Person hinab und näherte dann die vier Mauern nach oben so weit aneinander, daß bloß eine handgroße Öffnung offen blieb. Der unglückliche Mensch erhielt ein langes Brot und einen Krug Wasser mit, — genug für zwei bis drei Tage: nach

Verlauf dieser Zeit war der Unglückliche dem Hungertode preisgegeben.

Jener junge Mann liebte nun seinen Vater über alles und beschloß, ihm immer Lebensmittel in seine Einmauerung zu schaffen, damit er am Leben erhalten bliebe. Der Sohn begab sich dann nachts hinaus aufs Feld zu seinem eingemauerten Vater; er machte eine kleine Öffnung in die Mauer nahe am Erdboden und reichte durch diese hindurch seinem Vater gute, lauwarme Milch seiner Eselin: die Schale, in die er die Milch goß, gelangte fast jedesmal voll angefüllt zum Vater hinein. Auf diese Weise blieb der Vater am Leben, und heiße Dankbarkeit gegen seinen Sohn erfüllte ihn.

Da starb der König jener Stadt, und da man nicht wußte, wen man zu seinem Nachfolger machen sollte, griff man zu einem eigentümlichen Mittel: es wurde ein großer Karren mit Goldstaub beladen, und ein zweiter mit Purpurseide, die damals einen ungemein hohen Wert hatte. Man fuhr beide Karren auf den Stadtplatz und ließ ausrufen: „Wer genau — aber ganz genau — errät, welchen Wert diese Schätze haben, — der soll König sein!"

Dies wurde mehrere Tage lang wiederholt; aber die Ausrufer riefen sich heiser, und niemand getraute sich, die beiden Dinge abzuschätzen. Auch der junge Mensch hörte von der Sache und fragte eines Abends, als er seinem Vater die Eselsmilch hinaus aufs Feld brachte, ob er vielleicht wisse, welchen Wert jene beiden kostbaren Dinge hätten. „Mein Sohn," versetzte der Vater, „das will ich dir ganz genau sagen! Der Goldstaub hat genau den Wert des Regens von Ende März, und die Purpurseide den Wert des Regens von Anfang April! Sag das den Ausrufern, und du wirst König werden!"

Der Sohn dankte seinem Vater für seine Belehrung und begab sich nach dem Stadtplatze. Dort war eine große Anzahl Menschen versammelt, die alle sehen wollten, wer wohl König werden würde. Der junge Mensch trat mitten unter sie und sprach, als die Ausrufer wieder ihren Spruch gesagt hatten: „Der Goldstaub hat genau den Wert des Regens von Ende März, und die Purpurseide den Wert des Regens von Anfang April!"

Alle schauten den jungen Mann an, und alle riefen: „Ja! Der muß König werden! Er hat es richtig erraten!" Der Jüngling aber rief: „Nein, — nicht ich, sondern derjenige, der mir diese

Auskunft gegeben hat!" „Wer ist das gewesen?" schrien die Leute. „Mein Vater!" „Aber dein Vater ist ja schon lange tot! Man hat ihn doch eingemauert!" „Mein Vater lebt! Ich habe ihm heimlich jede Nacht lauwarme Eselsmilch aufs Feld geschafft." „Ja! Dein weiser Vater muß unser König werden!"

Und sogleich brachen die Scharen auf, und rasch, rasch ging's hinaus aufs Land; rasch, rasch lief man zu jener Stelle auf dem Felde; rasch, rasch fielen die Steine, die Mauern; rasch, rasch thronte der Alte auf den Schultern der Leute, und diese riefen aus: „Seht, das ist unser Herrscher! Er ist der Größte! Er ist der Weiseste! Er ist der Stärkste!" Und jubelnd trugen sie den neuen König in die Stadt und setzten ihn auf den Thron und krönten ihn. Nach ihm kam sein Sohn zur Herrschaft. — Aus ist die Geschichte.

59. Der weise Alte und sein dankbarer Sohn.

Wie ihr wißt, mauerten unsere Vorfahren die Leute, wenn sie alt und schwach wurden, auf den Feldern ein, damit sie der Welt nicht zur Last fallen sollten. Da sollte nun auch einmal ein alter Mann eingemauert werden; aber sein Sohn hatte Mitleid mit ihm und versprach ihm, ihm jeden Tag Lebensmittel zu bringen, damit er nicht zu verhungern brauche. Und das tat er denn auch.

Später begann einst der Sohn: „Vater, wie soll ich es nun weiterhin möglich machen, dir Lebensmittel zu bringen? Denke dir, ich muß jetzt den ganzen Tag für den König Dienst leisten und ihm seine Felder bestellen! Meine eignen Felder gehen dabei zugrunde, und ich kann dir keine Lebensmittel besorgen. Wie soll ich es möglich machen, daß ich meine Felder noch bebauen kann?" Da antwortete der Vater: „Mein Sohn, du bist ein gutes Kind und liebst deinen Vater! Darum gebe ich dir den Rat, daß du dir ein munteres Tierchen kaufest, ohne nach seinem Preise zu fragen! Bei Nacht bearbeitest du mit ihm deine Felder, bei Tage die des Königs! Behalte meine Worte im Herzen!"

Der Sohn legte nun einen Stein vor die Öffnung der Mauer, die seinen Vater umschloß, dankte ihm für seinen Rat und ging hin ihn zu befolgen. Er kaufte sich dann ein schönes, muntres Pferd, und dies war so kräftig, daß es tags- und nachtsüber arbeiten konnte, ohne müde zu werden. Die Felder trugen gute Frucht, und der Jüngling freute sich.

Da aber die Felder des Königs neben denen des jungen Menschen lagen, so bemerkte der König bald, daß alle diese Felder gleichmäßig bebaut waren und Frucht trugen. Er ließ den jungen Mann rufen und redete ihn an: „Höre! Du arbeitest den ganzen Tag auf meinen Feldern und bist auch noch mit dem Fortfahren von Steinen beschäftigt! Wie kannst du da auch noch deine eignen Felder besorgen? Denn ich sehe, daß du das tust!" Da erzählte der junge Mensch dem Könige alles, und dieser sprach: „Sind die alten Leute auch nicht mehr zur Arbeit zu gebrauchen, so sind sie doch noch tauglich dazu, einen guten Rat zu geben! Von heute an darf niemand mehr wegen Altersschwäche eingemauert werden! Und dich, mein Sohn, befreie ich von jedem Frondienste! Geh hin und sei gesegnet!"

60. Januar und Februar.

Der Januar wollte einmal recht lieb sein und den immer über ihn brummenden Menschen eine Freude machen. Deshalb ließ er's sich einst während seiner — damals neunundzwanzigtägigen — Regierungszeit angelegen sein, einen Tag immer schöner und wärmer zu gestalten als den andern; er hoffte sich auf diese Weise die Dankbarkeit der Menschen zu erwerben und sich wieder bei ihnen einzuschmeicheln. Aber er rechnete nicht mit der Undankbarkeit der Menschen.

Am letzten Tage dieser Regierungszeit des Januar trieb ein Schäfer seine Herde in ihre Hürden und sah daselbst auch den Januar stehen. „Nun, Herr Januar, du Einfaltspinsel! Willst du uns mit dem schönen Wetter eigentlich ärgern? Wie kannst du es wagen, die alten Gesetze und Regeln unbeachtet zu lassen? Laß es doch regnen und stürmen!"

Da lief der Januar wutschnaubend zum Februar und sprach zu ihm: „Lieber Bruder Februar, leih mir doch zwei Tage! Ich muß sie haben! Wenn ich sie nicht beide verwenden kann, gebe ich dir einen zurück! Heuer werde ich aber wohl zwei brauchen!"

Der gute Februar war gerade damit beschäftigt, sich dreißig Kutten umzuhängen, von denen er während seiner am nächsten Tage beginnenden Regierungszeit täglich allemal eine wieder ablegte. Bereitwillig übergab er zwei Kutten, und zwar die dicksten, dem Januar und sprach dazu: „Da, nimm meine stärksten Mäntel!

Du kannst mit diesen so viel donnern, blitzen und regnen lassen, als du nur willst!" „Ja, ich will die Menschen schon züchtigen!" erwiderte der Januar und schlüpfte in die beiden Kutten hinein. Er schnürte sie mit Donnerseilen zu, die einen prächtigen Gürtel abgaben, und rief dem Bruder Februar zu: „Bleib hier! Du kommst ja auch gleich an die Reihe! Denn meine Regierungszeit ist bald abgelaufen!"

Nun regierte der Januar noch zwei Tage länger. Und wie! Die Menschen und Tiere krochen in schützende Höhlen; aber viele von ihnen ertranken, da das unbändige, gurgelnde Wasser immer höher stieg. Der Schäfer, der vorher dem Januar solche Grobheiten gesagt, stand gerade am Ufer des Meeres, — als er den wildtrotzigen Monat heranstürmen sah! „Jetzt entrinnst du mir nicht!" schrie ihn der Januar an. Der Schäfer rief seine Schafe zusammen und wollte mit ihnen nach einer Höhle eilen; aber zu spät! Eine Flutwelle erhob sich aus dem grollenden Meere, das sich vor Ärger grün gefärbt hatte und eine Menge Algen und Seegras auf das abschüssige Land ausspie und Schäfer und Schafe in seine Brandung hineinzog. Dreimal spie die Brandung den Schäfer wieder aus, und dreimal leckte sie ihn wieder auf; dreimal warf sie ihn auf die scharfen Felsenklippen, dreimal leckte sie sein Blut auf! Erst dann gab sich der Januar zufrieden und ging fort, um noch andre Menschen zu züchtigen.

Seitdem hat der Januar den Schwur getan, nie mehr lieb und mild gegen die Menschheit zu sein, und er hat ihn auch gehalten. Dem Februar entleiht er manchmal zwei Tage, manchmal bloß einen Tag; aber nur selten tut er das letztere und läßt nur selten dem Februar neunundzwanzig Kutten, — gewöhnlich läßt er ihm nur achtundzwanzig.

61. Die zwölf Monate.

Einst lebten zwei Brüder. Der eine war reich und wurde immer reicher, aber er hatte ein hartes Herz; der andre war sehr arm und hatte oft nicht Geld genug, um Frau und Kindern satt zu essen zu geben.

Eines Tages wanderte der arme Bruder die Straße entlang; da erblickte er eine Tür, die halb aufstand; er trat in das Haus hinein und sah, daß in dessen Innerem um einen gedeckten Tisch

zwölf Männer saßen. Er bat sie, sie möchten ihm doch eine Kleinigkeit schenken, da er den ganzen Tag noch keinen Bissen gegessen habe. „Gern, Pate! Setz dich nur zu uns!“ gab man ihm zur Antwort.

Hierauf ließ man ihn mit am Mahle teilnehmen, und als alle satt waren, begann einer von den zwölf Männern: „Höre, Pate, — was sagt man denn bei den Menschen über die zwölf Monate?“ „Sehr viel Gutes!“ „Auch über den Januar? Was sagt ihr über ihn?“ „Wir sagen: ‚Ist die Sonne des Januars schön warm, so wirst du im Sommer dein Haus für den Winter füllen können.‘ Und wir sagen auch: ‚Der Mond des Januars war so stark, daß die Mädchen die Grotte verließen, weil sie meinten, es sei Tag geworden.‘“ Der Fragende freute sich über die schönen Sprüche, und hierauf begann ein zweiter der zwölf Männer: „Pate, was sagen denn die Menschen über den Februar?“ „Sie sagen: ‚Ein schöner Monat! Er nimmt der Saat den Mantel ab.‘ Oder sie sagen: ‚Der Februar füllt die Brunnen mit Wasser und die Luft mit Dampf.‘“ „Du bist ein guter Mann und verstehst alles so schön zu sagen!“ sprach hierauf jener zweiter Frager; aber schon wollte ein Dritter etwas wissen und hob an: „Was sagt man über den März?“ „Wir sagen: ‚Den Körper kräftigt die Kühle des März, und es kann viel gearbeitet werden; und der Tag ist jetzt lang.‘“ „Wie schön du das sagen kannst!“ äußerte der Frager. Dann erhielt ein Vierter, der nach den Äußerungen der Menschen über den April fragte, folgenden Spruch: ‚Die Blumen nennen ihn Bruder, weil er sie an die Erdoberfläche bringt.‘

So teilte denn der arme Mann den Fragern schließlich alles mit, was die Menschen über die zwölf Monate Gutes zu sagen wußten, und jedesmal lohnten die zwölf Männer dem Armen mit freundlichem Lachen. Als er dann fortgehen wollte und sie noch bat, sie möchten ihm doch etwas mitgeben für seine Frau und seine kleinen Kinder, übergab ihm der erste Frager ein Brottuch und sprach dabei: „Wenn du irgend etwas essen willst, so sprich zu diesem Brottuche: „„Breite dich aus!““ Da erblickst du vor dir das stehen, was du zu essen wünscht. Hast du aber genug, so rufe: „„Leg dich zusammen!““ Dann legt sich das Tuch wieder in seine Falten zusammen.“

Der Mann dankte den zwölf freundlichen Leuten und begab

sich nach Hause. Er sprach zu seiner Frau: „Gute Seele, von heute an wirst du mit den Kindern stets satt zu essen haben!“ Und hiermit nahm er das Brottuch aus seinem Quersacke und sprach zu ihm: „Breite dich aus!“ Das geschah, und der Mann fragte nun seine Frau: „Nun, was wünscht du für heute abend zum Essen?“ „Hätten wir eine Schüssel Reis, so wären wir zufrieden!“ Sogleich stand das Gewünschte auf dem Tische. Nachdem man sich gesättigt, befahl man dem Tuche, sich wieder zusammenzulegen; und das geschah auch sogleich. Dann legten sie das Tuch sorgfältig in eine Truhe.

So lebten sie zufrieden und vergnügt weiter. — Eines Tages sprach der Mann zu seiner Frau: „Liebe Frau, geh doch einmal zu meinem Bruder und lade ihn nebst Frau und Kindern zum Mittagsessen ein!“ Die Frau machte sich auf und ging nach Balzan, suchte den reichen Bruder ihres Mannes auf und lud ihn zum Mittagsessen ein. Der reiche Herr versetzte: „Es freut mich sehr! Wir werden zur Mahlzeit kommen! Aber warte jetzt nicht auf uns! Wir müssen uns ja erst anziehen! Und du wirst mit dem Kochen zu tun haben.“ Er schämte sich eben, mit der ärmlich gekleideten Schwägerin auf der Straße zu gehen; deshalb schickte er sie voraus. Dann aber sprachen die Angehörigen der reichen Familie unter sich: „Was soll das sein? Der arme Kerl hat sonst mit seiner Familie doch immer Hunger, — und heute lädt er uns zu Tische ein? Er muß verrückt geworden sein! Na, wir werden ja sehen, was er uns vorsetzt! Hoffentlich brauchen wir nicht gänzlich zu verhungern! Wir können ja aber etwas Essen mit zu ihnen nehmen, und wenn wir bei ihnen nicht satt werden, verzehren wir unsre mitgebrachten Sachen vor ihren Augen; aber sie sollen keinen Bissen davon haben!“

Schließlich brach der reiche Bruder mit seiner Familie auf und begab sich nach dem Hause seines armen Bruders. Als sie hingelangten, steckten sie an der Haustüre die Nasen in die Luft und suchten zu erriechen, ob es nach gutem Essen dufte; aber sie konnten durchaus keinen Duft von Braten und andern Speisen wahrnehmen; deshalb schauten sie einander an und lächelten dazu. Sie traten ein und fanden die Familie des Bruders vollzählig um den Tisch versammelt, — aber keine Spur von Kocherei. Man plauderte und plauderte, und den Eingeladenen kam die Sache immer sonderbarer vor. Zuletzt wurden die miteingeladenen Kinder hungrig und schrien:

„Mutter, wir haben Hunger! Wir wollen doch nicht ewig schwatzen! Nimm doch das Essen, das du mitgebracht hast, und gib es uns!"

Da stand der arme Bruder auf, holte das Brottuch hervor, legte es auf den Tisch und sprach: „Breite dich aus!" Und er befahl, daß die allerfeinsten Gerichte auf ihm erscheinen sollten. Sofort belud sich der Tisch mit den allerbesten Gerichten: hier stand eine herrlich duftende Witwensuppe, dort Brot aus feinstem Weizenmehle, dort bester Reis, da eine Kasserolle mit Kaninchenragout, hier viele Dutzend Ravioli, hier ein ganzes, mit Makkaroni gefülltes Lamm, — endlich auch Dattelfladen und verschiedenes Zuckerwerk, sowie eine große Torte mit einer Unmenge schönster Früchte! Der Wein, der in großen Flaschen auf der Tafel stand, schien ausgezeichneter sizilianischer zu sein.

Der reiche Bruder konnte es kaum erwarten, bis ihn sein armer Bruder zum Zulangen aufforderte; jede Minute, die er verlor, schien ihm einen Schilling zu kosten. Da langten denn nun alle eifrigst zu und taten sich gütlich.

Nachdem man sich einigermaßen gesättigt, konnte der reiche Bruder seine Neugierde nicht länger zügeln, sondern begann: „Bruder, wo hast du das nur alles her?"

Der arme Bruder erzählte hierauf: „Neulich ging ich hungrig die Straße entlang, — da sah ich eine Tür, die halb offen stand; ich ging in das Haus hinein und sah daselbst an einem gedeckten Tische zwölf Männer sitzen. Ich bat sie um etwas Essen, und sie luden mich ein an ihrer Tafel Platz zu nehmen; dann unterhielten wir uns über verschiedenes, und als ich fortging, gaben sie mir dieses Brottuch mit und wiesen mir, wie ich es gebrauchen solle." „Wo ist das betreffende Haus?" fragte eiligst der reiche Bruder. Der arme versetzte: „Weit weg von hier, — in der Nähe von Marsa."

Der reiche Bruder war nun sehr neidisch darüber, daß sein Bruder einen Schatz besitzen solle, den er selber nicht besitze; deshalb brach er bald auf und eilte nach dem bezeichneten Hause. Die Julisonne brannte heiß herab; ununterbrochen mußte er sich den Schweiß von der Stirne wischen. Endlich gelangte er zu den zwölf Männern. Auch ihn luden sie ein, am Tische Platz zu nehmen. Dann fragte ihn einer von den zwölf Männern: „Pate, was sagen die Menschen eigentlich über den Januar?" „Über diesen groben

Gesellen? Nun, sie sagen, daß er alle halb krank mache mit seinen Dummheiten: Regen, Wind und Kälte!" Der Mann, dem er diesen Bescheid gegeben, zog nun ein nicht gerade sehr freundliches Gesicht, sagte aber weiter nichts, sondern überließ das Wort dem Zweiten, welcher nun fragte, was die Menschen über den Februar sagten. Den reichen Mann ärgerte es, daß er hier ausgefragt werden solle, denn er hätte am liebsten das Brottuch gleich in den Händen gehabt; doch bezwang er sich und gab zur Antwort: „Februar? Als ob sich Brüder nicht stets glichen! Gerade so klotzig und plump ist er! Regen, Wind und Gewitterstürme bringt er uns, und man muß manchmal froh sein, wenn uns seine Überschwemmungen nicht das Leben rauben! Pfui, was für ein abscheuliches Tun und Treiben dem Februar eigen ist!" Die zwölf Männer schauten einander an, und einer nach dem andern wurde verstimmt, wenn der reiche Mann allemal solch' eine Bauernregel zum besten gab, die jeden Monat mit Schimpf und Schande bedachte. Der eine der Männer wurde besonders aufgebracht, als er zu hören bekam: „Juli ist groß; sein Kopf ist ein Eselskopf!"

Als man dann vom Tische aufstand, bat der Mann: „Habt ihr nicht etwas für mich, was ich meiner Frau und meinen Kindern mitnehmen könnte?" Da gab ihm der Mann, den er zuerst gefragt hatte, einen Ochsenschwanz und sprach: „Wenn du etwas wünschst, so sprich zu diesem Ochsenschwanze: „„Tu, was du zu tun hast!"" Und wenn du genug hast, so rufe: „„Halt!""

Der Mann dankte dem Geber noch bestens für sein Geschenk und verabschiedete sich von den Zwölfen. Dann eilte er mit dem Ochsenschwanze ins Freie und suchte sich eine Stelle, wo er das Ding möglichst ungestört hinsichtlich seiner Eigenschaften probieren könne. Er sah da einen Mann, der seinen Acker pflügte und dabei viel Mühe mit seinem Maulesel hatte. „Der Mann hat jetzt sicher keine Zeit, seine Aufmerksamkeit auf mich zu richten; da kann ich den Ochsenschwanz ungestört erproben." So stellte sich denn der reiche Mann hinter eine Steinmauer und sprach zum Ochsenschwanze: „Tu, was du zu tun hast!" Da schlug der Ochsenschwanz auf ihn los: auf Kopf, Füße, Hände, Rücken, — ohne aufzuhören, immer mit der gleichen Kraft! Der Durchgeprügelte konnte sich unglücklicherweise des erlösenden Spruches nicht mehr erinnern; er dachte nach und dachte nach — denke nach und hol jemanden, der's auch tut —, aber

umsonst! Sein Körper war schon ganz zerbläut, und trotzdem hörten die Hiebe nicht auf.

Auf einmal hörte er in seiner Bedrängnis, wie jener Pflüger seinem Maulesel zurief: „Halt! Umkehren!" Da fiel ihm das Wort ein, und er rief auch sogleich: „Halt!", und der Ochsenschwanz hielt mit dem Prügeln inne.

Nachdem der Mann ein wenig verschnauft hatte, begann er zu schimpfen: „Die dummen Männer! Da geben mir diese Affen so einen Ochsenschwanz, und kein Brottuch, obwohl ich mir bald die Zunge zerbrochen habe, um alle ihre dummen Fragen zu beantworten!"

Dann wanderte er heim, ging in sein Zimmer und hing den Ochsenschwanz an das Kopfende seines Bettes. Seine Frau redete ihn an: „Gott, bist du lange ausgeblieben! Wo bist du gewesen? Was hast du mitgebracht? Wo ist es? Ist es ein großes Brottuch?" Da schrie sie ihr Mann an, sie solle ihren Mund halten. Da sie aber immer wieder fragte, bekam er die Sache satt und sprach zu ihr: „Sieh hier diesen schönen Ochsenschwanz! Du darfst aber ja nicht zu ihm sagen: „„Tu das, was du zu tun hast!"" — Dann verließ er das Haus und blieb in dessen Nähe, um das Schmerzgebrüll seiner Frau hören zu können! Denn er wußte, daß die Neugier sie bald überwältigen werde und sie seinem Verbote zuwiderhandeln werde; und er gönnte ihr von Herzen eine tüchtige Tracht Prügel.

Wirklich hörte er gleich darauf die Rufe: „Au, au, au! O weh! O weh!" Nachdem seine Frau nach seiner Meinung genug Prügel empfangen hatte, begab er sich in das Haus zurück und rief „Halt!"; und sogleich stellte der Ochsenschwanz sein Prügeln ein. Die Geschlagene aber rief: „Du Affengesicht! Du türkischer Besen! Konntest du mich nicht über die Eigenschaften dieses dummen Dinges aufklären?" Der Mann versetzte: „Du dummes Wesen, — ich sagte dir ja, du sollest das Ding in Ruhe lassen!"

Als der reiche Mann einst wieder mit seinem Bruder zusammentraf, fragte ihn dieser, was er bei jenen zwölf Männern ausgerichtet habe; der reiche Bruder versetzte: „Mir haben sie ein Ding geschenkt, das mir eine tüchtige Tracht Prügel verabreichte, und meiner Frau gleichfalls!" „Wie? Fragten dich die Zwölf nicht nach den Bauernregeln über die Monate?" „Ja, du Affengesicht! Und ich habe ihnen ordentlich gedient! Ich schimpfte so weidlich über die zwölf Monate, daß die zwölf Männer so etwas noch nie gehört haben

dürften!" „Da bist du dumm gewesen!" sprach hierauf der arme Bruder; „weißt du, wer jene zwölf Männer gewesen sein werden? Die zwölf Monate selber! Und dein Unglück kommt daher, daß du so grob und unfreundlich über sie gesprochen hast!" — Und die Geschichte ist aus.

62. Der Junge, der seine Mutter schlug.

Es war einmal ein sehr roher Junge; sein Herz war verstockt, und darum schlug er oft seine Mutter und stieß mit den Füßen nach ihr. Aber Gott sandte ihm seine Strafe: der eine seiner Füße ward krummer und krummer und verdorrte endlich. Aber sein Herz blieb dennoch bös und verstockt.

63. Der Geldgierige und der Zitterrochen.

Einmal lebte ein Mann, der seine Gedanken stets nur darauf gerichtet hatte, wie er möglichst viel Geld erhalten könnte. Eines Tages hörte er, wie ein Nachbar sagte, alle Zisternen enthielten einen Schatz und als Aufsicht sei der Zitterrochen unten; dieser jage den Menschen Furcht und Schrecken ein, damit sie den Schatz nicht mit den Händen berühren sollten. Der Mann sprach, als er dies hörte, zu sich und in seiner Seele: „Ich will es versuchen! Vielleicht gibt es gar kein Gespenst da unten, und ich hebe den Schatz! Dann wäre ich ein reicher Mann!" Damit stieg er in den Brunnen hinunter. Aber er war noch nicht unten angelangt, als der greuliche Fisch erschien. Der Mann erhielt so starke Schläge von ihm, daß er zitterte, wie die Mimose. Trotzdem aber wollte er vorwärts gehen; aber zugleich hütete er sich, die Augen des gräßlichen Fisches zu betrachten. Aber er konnte nicht gehen! Der ganze Brunnen erschien ihm wie Feuer, und der Mann bebte und zitterte immer stärker. Die Schläge wurden immer empfindlicher, und zuletzt glaubte er, es käme ein Erdbeben. Dann wurde er kalt, kalt wie Eis; auch die Zisterne war eiskalt. Er wollte rufen; aber er konnte nicht sprechen, weil ihm der Geist des Brunnens die Zunge hielt. Er wollte schreien: „Werft mir einen Strick zu!", — aber der Geist des Brunnens gestattete ihm nicht, die Worte richtig zu sprechen. Darum hörten die Leute oben bloß: „Rick zu!" Die Leute verstanden das nicht, und er mußte sterben, — eben weil er sich fürchtete, unten zu sterben.

Seinen Namen vergaßen die Leute, doch man erzählte oft vom ‚Rickzu', auch mir wurde es so erzählt, wie ich es dir jetzt mitgeteilt habe.

64. Der Türke im Brunnen.

Es war einmal eine Frau, die vier Kinder hatte. An einem heißen Tage, als sie gerade viel zu nähen hatte, sagte sie zu ihrer elfjährigen Tochter: „Nimm den Krug und hole Wasser aus der Zisterne!" Das Mädchen ging sofort hinunter, kam aber nicht wieder. Die Mutter wartete lange Zeit; die andern Geschwister riefen im Spaße: „Sie ist in den Brunnen gefallen!" Doch das Mädchen kam und kam nicht wieder, zuletzt rief die Mutter nach ihr aus dem Fenster, erhielt aber keine Antwort. Da schickte sie die anderen Kleinen und bat diese, ihr endlich Wasser zu bringen. Die Kinder kehrten aber gleichfalls nicht wieder zurück. Da rief die Mutter zornig: „Daß doch Gott sie strafen möge für ihre Lässigkeit! Die faulen Geschöpfe sind wahrhaftig auf die Straße zum Spielen gelaufen! Muß mir nun mein Wasser selber holen!" Damit lief sie hinunter und — erschrak sehr, als sie ihre drei Jüngsten starr und stumm dastehen, ihr elfjähriges Mädchen aber wie tot daliegen sah!

Sie schrie laut um Hilfe, und die Nachbarn kamen herbei, legten das Kind auf ein Bett und begannen es tüchtig mit heißem Wasser zu waschen und zu reiben, da es ganz kalt war; auch Branntwein gossen sie ihm in den Mund. Zuletzt rührte sich das Mädchen, konnte aber kein Wort sprechen. Bald kamen der Arzt und der Geistliche herbei; aber auch diese konnten nicht sagen, was dem Kinde eigentlich fehle; der Arzt meinte: „Pfleget das Mädchen gut; sobald die Sinne wiederkehren, wird es uns wohl die ganze Geschichte erzählen können!"

Und so war es auch. Als die Kleine wieder sprechen konnte, erzählte sie folgendes: als sie den Zisternendeckel abgehoben habe, sei ein entsetzlicher, blutiger Türke herausgestiegen und habe die Arme ausgestreckt, um sie mit in die Zisterne zu ziehen; da sei sie vor Angst und Schrecken umgefallen. — Man fand übrigens die Spuren der Fingernägel des Unholdes in dem zarten Fleische des Kindes eingegraben.

Seit jenem Tage wollte niemand der Bewohner jenes Hauses

aus der verfluchten Zisterne Wasser holen. Jenes Mädchen aber wurde nie mehr recht gesund, ihr Lebenslichtchen flackerte nur noch wie ein verlöschendes Öllämpchen, bis es endlich ganz erlosch.

Lange nachher sagte einmal der älteste Sohn des Hauses zu den Geschwistern: „Es ist doch lächerlich, daß ihr dummen Mädchen das Wasser vom öffentlichen Brunnen holt, der so weit entfernt ist! Ich glaube an keinen Türken im Brunnen; gebt mir schnell den Fülleimer, ich will euch zeigen, wie ich dem Türken entgegentrete!" Und der junge Mann ging hinunter in den Hof. Plötzlich hörten sie oben einen Schrei, und wie sie unten ankamen, sahen sie den jungen Mann am Boden liegen, — blaß wie der Tod und ganz regungslos! Wieder kamen die Nachbarn zusammen und riefen ihn ins Leben zurück, worauf er erzählte, daß auch ihn, wie seine verstorbene Schwester, ein häßlicher Türke in den Brunnen habe ziehen wollen. — Da der junge Mensch hierauf heftig erkrankte, und immerfort schrie, daß der Türke ihn martere, so sagte der Arzt: „Er muß aus dem Hause; hier stirbt er sicher!" Eine Verwandte sprach jetzt: „Da mein Haus weit von hier liegt und ich viele leere Räume in ihm habe, so könnt ihr mir den Jungen in Pflege geben!"

Daraufhin wurde der Junge zu seiner Verwandten gebracht, und schon nach etlichen Tagen ging es mit seiner Gesundheit besser, und alle freuten sich. Als er aber eines Tages allein im Zimmer lag, erschien ihm der greuliche Türke und rief ihm zu: „Hier bist du verloren! Bleibst du hier, so bist du dem Tode verfallen und mußt sterben, wie ein grindiger Hund! Kehre zurück in das Haus der Deinen!" Dann verschwand der Türke wieder und ließ nur seine blutigen Fußtapfen zurück. Da nun der Junge Angst hatte und nicht sterben wollte, verlangte er, in das Haus seiner Mutter zurückgebracht zu werden, obwohl man ihm abriet, auf die Drohung des Blutigen zu hören. Aber kaum lag er auf dem Bett im Hause der Mutter, als er anfing zu beben und schrie, daß er den Türken grinsen sehe und laut lachen höre. Immer lauter schrie der Junge auf, und keine Seele konnte seinen zitternden Körper halten, — so sehr wurde er von dem Türken gequält! Zuletzt starb er unter entsetzlichen Schmerzen, und nach seinem Tode fand es sich, daß all seine Knochen zerschlagen und eingedrückt waren. Der Türke, als böser Geist des erstgenannten Hauses, konnte ihm nämlich im Hause seiner Verwandten keinen Schaden antun, da er nur über jenes eine Gewalt

besaß. Darum befahl er dem Jungen, wieder ins Elternhaus zurückzukehren, — er wollte eben sein Opfer haben! Die Mutter aber wollte nicht mehr in diesem unheimlichen Hause wohnen bleiben, sondern zog aus nebst ihren noch lebenden Kindern, die aber infolge dieser Schrecknisse sämtlich mehr oder weniger kränklich geworden waren und einem frühen Tode verfallen schienen.

65. Das ungetaufte Türkenkind.

Einmal ging ein Mann abends auf der Landstraße spazieren und betete den Rosenkranz. Plötzlich hörte er das Wimmern und Jammern eines Kindes. Sogleich ging er dieser Stimme nach und fand ein neugeborenes türkisches Knäbchen. Er nahm das Kind auf seine Arme und trug es heim. Vor der Tür seines Hauses stand seine Frau, und sogleich fing sie zu schreien an: „Was für eine Last bringst du mir? Ich will keine Kinder von fremden Leuten, und besonders nicht von Türken! Ich bin sicher, daß dieses Kind nicht getauft ist!" „Ich weiß nicht, ob es getauft ist oder nicht; aber auf jeden Fall taufen wir es! Dann können wir es getrost als unsern Sohn aufziehn!" „Ja, — morgen taufen wir es!" Sie trugen nun den Knaben ins Haus hinein, und als sich dann die Hausbewohner versammelten, um zusammen ihren Rosenkranz zu beten, rief der Neugeborene plötzlich: „Ach, du böser Mann von den Christen! Nimm mich rasch wieder fort und trage mich sofort an die Stelle, wo du mich fandest und mir meine Ruhe störtest! Wer hat dich geheißen, mich mit deinen Christenhänden anzurühren, aufzuheben und mir den Gefallen zu erweisen, mich mit eurem Taufwasser zu besprengen und zum Christen zu machen? Dadurch begeht ihr unverzeihliche Sünden und sollt auf ewig verdammt sein!" Der Mann zitterte, wie ein Rohr im Winde, und über sein Gesicht huschten alle Farben des Todes: er empfand entsetzliche Angst! Sogleich ergriff er das greuliche Türkenkind und trug es wieder zurück. Das Kind blieb ganz vergnügt am Wege liegen; der Mann aber rannte heim und dachte immer, das Kind wäre hinter ihm her und möchte ihn erwürgen, weil ungetaufte Türken furchtbare Schmerzen am Körper leiden müssen, wenn sie mit guten Christen in Berührung kommen.

66. Der kleine Fisch.

Es war einmal ein Fischer, der oft sehr große Fische fing, — aber nicht immer. Eines Tages saß er am Meeresgestade und hatte die Angel weit hinausgeworfen. Auf einmal fühlte er einen Ruck an ihrer Schnur und zog die Angel heraus. Aber leider hatte er nur einen kleinen, winzig kleinen Fisch gefangen, der nur gerade ein Bissen war für den Mund. Der Fisch sprach: „Höre! Laß mich wieder schwimmen! Es war so lustig, im Meere auf und ab zu schwimmen! Ich habe auch meine kleinen Kinder dort!" Der Mann rief: „Aber dann gehst du mir ja verloren; ich möchte dich so gern essen!" „Ich bin so klein; laß mich leben! Übrigens kannst du mich ja später einmal holen!" „Holen? Aber wie muß ich rufen?" „Rufe: „„Nacht! Nacht!"" Es ist dies mein Name!" Der Mann warf hierauf den Fisch ins Wasser und ging heim.

Nach langer Zeit erinnerte er sich an die Sache und ging hin ans Meeresgestade und rief: „Nacht! Nacht! Ich bin hier, um Nacht zu holen!" Alsbald kam der Fisch herbeigeschwommen, und der Mann freute sich, weil der Fisch so groß geworden war. Der Fisch lehnte sich an eine Welle und rief: „Was willst du von mir?" „Ich bin hier, um dich zu holen!" rief der Mann. Da antwortete der hinterlistige Fisch:

„Nacht! Nacht!

Was hast du dir, wie du mich fingst, wohl gedacht!"

Dann schwamm der Fisch hinaus ins offene Meer und lachte über den Mann, der das Versprechen für Wahrheit gehalten hatte. Dieser aber fluchte über sein gutes Herz und ging nach Hause. — Nichts mehr!

67. Der Löwe und der Wolf.

Der Löwe, von dem wir hier erzählen, war sehr böse und gefräßig. Er fraß so viele, viele Tiere auf, ohne viel Unterschied zu machen. Da veranstalteten die Tiere einmal eine große Versammlung. Der Wolf sprach bei dieser Versammlung folgende Worte: „Höret, Brüder und Schwestern! Schweine und Igel! Adler und Küchlein! Höret meine Worte und behaltet sie im Herzen! Der Löwe, das gierige Tier, frißt uns alle ohne Unterschied auf! Ich möchte euch heute einen Vorschlag machen: wir werfen das Los, und derjenige, der

vom Lose getroffen wird, muß sich zum König begeben und sagen, daß er ihm zum Futter dienen möchte!" Die Tiere waren hiermit einverstanden, und diejenigen, die das Los nicht getroffen, freuten sich, nun jeden Tag ungestört im Walde herumspazieren und sich ohne Furcht Futter holen zu können; diejenigen aber, die das Los traf, waren traurig, und mit Tränen näherten sie sich der Behausung des gefräßigen Löwen und klopften an seiner Tür an. „Wer ist dort?" „Ach, — ich!" „Wer bist du?" „Ich bin ein kleines Küchlein! Mich traf heute das Los!" Da öffnete der Löwe, besah sich das kleine, arme Tierchen und rief: „Wie mager du bist! Und ich bin kein Freund von Federn. Aber immerhin füllst du wohl ein kleines Eckchen aus im Löwenmagen!" Dann machte er Aum und Agg und verschluckte das Tierchen.

Ein anderes Mal traf das Los eine kleine Ziege; sie klopfte an die Türe, und der Löwe rief: „Wer ist dort?" „Ich! Mich traf heute das gräßliche Los! Und ich bin noch so jung!" Der Löwe brummte: „Wirklich, — fett bist du nicht! Du hinterlistiges Geschöpf!" Und wieder machte er Aum und Agg und würgte das Tier hinunter.

Traf das Los aber eine Kuh, so freute sich der Löwe und sprach jedesmal, sobald sich eine Kuh meldete: „Endlich! Ich habe wahrhaftig Lust, wieder einmal ein fettes Stück Fleisch zu verzehren!" Dann machte er Aum und Agg und fraß die arme Kuh.

Nun aber kam ein eigentümlicher Tag: das Los traf den Wolf selbst, — denselben Wolf, der jenen weisen Rat gegeben hatte. Er sprach zu sich: „Wie stelle ich es an, um nicht gefressen zu werden? Ich werde den Löwen hintergehen müssen! Ein langer Körper hat wenig Verstand und der Körper des Löwen ist nicht klein!" Damit schlich er hin zur Behausung des Königs und klopfte an. Der Löwe rief: „Wer ist da?" „Ich, Freund! Heute hat mich das Los getroffen. Nur möchte ich dir für die Gnade, die du mir damit beweist, daß du mich auffrißt, einen Dienst erweisen! Ich weiß ein Geheimnis!" „Ein Geheimnis?" „Ja, — ein zweiter Löwe ist hier! Er ist viel, viel größer als du, und hat nebst anderen Gedanken auch den im Kopfe, dich zu bekämpfen und aufzufressen!" „Mich!?" „Ja, dich!" „Wo ist der Nichtswürdige, der Vermessene?" „Komm mit, — ich will dir seinen Aufenthaltsort zeigen!"

Die Beiden gingen und gingen; zuletzt gelangten sie an einen zwischen hohen Felsenwänden liegenden tiefen, dunklen Teich, und

der Wolf sprach jetzt: „Hier unten im Wasser haust er; ich höre sein Lachen! Du mußt dich hier ganz nahe an den Rand stellen und versuchen, mit deinen Augen — ach, wie schön sind sie! — bis auf den Grund hinabspähen!" Der Löwe war sehr darauf erpicht, seinen im Wasser lebenden Feind zu sehen, und stellte sich ganz nahe an den Rand des Teiches hin. Da gab ihm der schlaue Wolf einen tüchtigen Stoß, und der Löwe fiel in das Wasser, wo er versank und ertrank. Der Wolf aber wurde von den Tieren als Retter betrachtet; sie sagten in Zukunft nur noch: „Herr Wolf!" — Sonst gehört weiter nichts zu dieser Geschichte; darum ist sie aus!

68. Die Schildkröte und die Vögel.

Es war eine große Hungersnot und Wassermangel. Die Menschen verschmachteten und verhungerten. Eines Tages verständigten sich die Vögel und sagten: „Laßt uns ein anderes Land aufsuchen; hier kommen wir doch sicher um! Morgen fliegen wir fort! Wer Lust hat, schließe sich uns an!" Als sie sich nun zum Fluge fertig machten, kam eine alte Schildkröte herangekrochen und rief: „Ihr ungeselligen, unfreundlichen Tiere! Solange ihr Überfluß hattet, galt ich euch als Freundin; nun seid ihr fertig zur Reise und denkt gar nicht daran, mich zur Reise aufzufordern! Ich will aber nicht hierbleiben und dem Hungertode preisgegeben sein! Ihr müßt mich einfach mit euch nehmen!" „Aber wie? Wir sind doch Vögel und fliegen, während du nur kurze, schwerfällige Beine besitzest und einen schweren Panzer zu tragen hast!" „Aber ich will mit! Ich erinnere euch an die Tage unsrer Freundschaft!" Da verständigten sich die Vögel, die Schildkröte mit ihren Schnäbeln zu tragen, um sie mit in ein fruchtbares Land zu nehmen. Sie wollten mit ihren Schnäbeln am Rande ihres Panzers anfassen. Aber dieser Rand war so dick, daß sie mit ihren kleinen Schnäbeln keinen Halt finden konnten. Wieder berieten sie sich und beschlossen, der Schildkröte einen Zweig ins Maul zu geben; diesen wollten sie fassen und sie an ihm mit emportragen. Vor dem Auffliegen ermahnten sie das geschwätzige Tier, ja nicht zu reden, da sie sonst stürzen müßte und unrettbar verloren wäre. Sie versprach es eifrig, und der Flug begann. Zufällig flogen sie über ein Dorf, und da dessen Bewohner nie eine fliegende Schildkröte gesehen hatten, so

lachten sie und riefen: „Leute, seht doch einmal in die Luft! Habt ihr schon einmal eine fliegende Schildkröte gesehen?“ Alle lachten. Die Schildkröte ärgerte sich darüber; sie wollte einige Schimpfworte rufen und vergaß die Lehre der Vögel. Kaum öffnete sie den Mund, so stürzte sie hinunter und zerschlug auf dem steinigen Erdboden in tausend Stücke! Das war die Strafe für ihre Geschwätzigkeit!

69. Die Eule und ihre Jungen.

Es war einmal ein Jäger, der in den Wald ging. Unterwegs begegnete ihm die alte Eule und sprach: „Du gehst wohl in den Wald, um zu jagen? Welche Tiere willst du erlegen?“ Worauf der Jäger entgegnete: „Ich möchte gerne Vögel schießen, — die schönsten und fettesten!“ Aber da fing die Eule laut zu schreien und zu weinen an und rief: „Die schönsten, fettesten Vögel! Das sind ja dann meine Jungen! Bitte, versprich mir, nur häßliche, magere Vögel zu schießen, damit meine geliebten Kinder unversehrt bleiben! Versprich es mir!“ Da versprach es der Jäger, der weichherzige, und fragte: „Wie sehen denn aber deine Kinder aus? Haben sie ein schönes Gefieder und einen hübschen, runden Leib?“ „Jawohl!“ versetzte die Eule; „du brauchst dich gar nicht viel zu erkundigen: die schönsten, bestgestalteten Vögel, die du zu sehen bekommst, sind meine Kinder! Häßliche kannst du ruhig schießen!“ Da begab sich der Jäger wohlgemut in den Wald und schoß eine Menge häßlicher Vögel.

Auf dem Rückwege kam ihm die alte Eule wieder entgegen. Er zeigte ihr die toten Vögel. Aber da fing die Eule an furchtbar zu schreien und zu weinen, und rief in einem fort: „Du hast mir meine Kinder getötet, — meine schönen, runden Kinder! Du hast mir die Freude meines Lebens genommen, das Licht meiner Augen! Meine Kinder, meine Jungen! Und doch gabst du mir das Versprechen, nur magere, häßliche Vögel zu schießen! Und statt dessen hast du die prächtigsten unter den Vögeln getötet! Du böser, schlechter, grausamer Mensch!“ Der Jäger versetzte: „Ich suchte mir die abscheulichsten unter den Vögeln heraus, und wenn das deine Kinder sind, so tut es mir leid, daß dein Geschmack nicht mein Geschmack ist!“ Und damit ging er nach Hause; die Vögel aber, die toten, behielt die Eule bei sich, weil es wirklich ihre Jungen waren.

70. Warum die Schlangen keine Beine haben und ihre Zunge der Sonne zustrecken.

Als Gott die Tiere schuf, gab er allen Beine. So kam es, daß auch die Schlange Beine hatte. Aber als eines dieser Tiere Böses getan hatte, indem es die ersten Menschen versuchte, wurde der liebe Gott zornig und rief: „Schlange, du sollst nun Staub fressen, und immer auf deinem Bauche kriechen!" Bei diesen Worten ließ Gott der Schlange die Beine abfallen. Da rief die Schlange trotzig: „Wie soll ich mich nun vorwärts bewegen?" Gott aber versetzte: „So gut du kannst, auf deinem Bauche! Du sollst kriechen, auf daß du dich schämen müssest!" Aber die Schlange war ein eitles Tier und kroch nicht gerne auf der Erde hin, wenn es die Menschen sehen konnten. Denn wenn sie Menschen in der Nähe weiß, so kriecht sie nicht, sondern stützt sich auf ihren Schwanz und schnellt sich vorwärts. Damit kommt sie sehr rasch vorwärts und macht die Menschen glauben, daß sie immer noch Füße habe. Die Schlange kann eben ihre Falschheit nicht ablegen und ihre Sucht zu betrügen. Und da die Schlange beim Kriechen die Sonnenstrahlen nicht einsaugen kann, so richtet sie sich manchmal auf und versucht es, die Sonne anzulecken mit ihrer langen, schmalen Zunge. — So sucht sie den auf ihr lastenden Fluch zu mildern.

71. Warum die Handflächen und Fußsohlen der Neger weiße Haut haben.

Als der alte Noah seine Arche verlassen hatte, begann er Wein zu bauen, und nachdem die Trauben reif geworden waren, kelterte er seinen Wein. Aber er wußte nicht, daß der Wein berauschend wirkt, und trank eines Tages soviel davon, daß er betrunken wurde und seine Oberkleider von sich warf. Seine drei Söhne kamen herbei und sahen ihren Vater halbnackt daliegen. Diese drei Söhne hießen Ham, Japhet und Sem. Ham war aber ein spottsüchtiger Mensch und lachte seinen Vater weidlich aus, besonders deshalb, weil er eben halbnackt dalag. Während er nun lachte und spottete, wurde er plötzlich schwarz wie Pech, und voller Schreck lief er hin an die Stelle, wo das Wasser der Sündflut noch über dem Boden stand. Aber das Wasser lief vor seinem Anblicke zurück: so häßlich

war dieser, — und es gelang ihm nur, Fußsohlen und Handflächen zu benetzen. Diese benetzten Stellen wurden wieder weiß; seinen übrigen Körper aber wusch das Wasser nicht weiß, da es ja vor ihm floh und nichts zu tun haben wollte mit einem Menschen, der seinen Vater verspottet. — Und die Geschichte hat hier ihr Ende!

72. Warum es Reiche und Arme gibt.

Als unser Herr noch auf der Erde wandelte, gab es sehr viele Leute, die ihn gern sehen wollten und doch nie dazu kamen, weil die Entfernung zu groß war. Es lebte damals nun auch eine Frau, die acht Kinder hatte. Diese Frau hätte gar gerne einmal den wunderwirkenden Mann aus Nazareth gesehen und ihn gebeten, sich doch ihrer Not zu erbarmen und sie und ihre Kinder vom Hungertode zu retten. Lange hoffte sie vergebens, bis es endlich eines schönen Tages hieß: „Er kommt, er kommt!" Alle Einwohner des Dorfes machten sich auf, um von einer guten Stelle aus den Zug des Nazareners genau sehen zu können. Die Witwe wollte sich dazugesellen, aber da ihre acht Kinder gar so schmutzig waren und arg zerfetzte Kleider trugen, so schämte sie sich, die ganze Kinderschar mitzunehmen. Sie wußte eben nicht, wie lieb der Herr die Ärmsten der Armen hatte. Auf die Bitten der Kinder hin wusch sie den vier Ältesten rasch die Gesichter, bekleidete sie mit den reinsten Lumpen, die sie in der Eile fand, und stellte sie einstweilen vor die Haustür. Die vier Jüngsten schloß sie im Speicher ein. Dann lief sie hurtig mit den vier Ältesten nach der Gegend, wo der Nazarener herkommen sollte. Nach langem Harren zeigte sich endlich der Zug, und der Herr war unter den Ankommenden. Da stürzten sich die Leute zu seinen Füßen und baten um seinen Segen. Der Nazarener willfahrte ihnen. Als er die arme Witwe erblickte, verlieh er den Kindern, die bei ihr waren, die Gnade, reich und angesehen zu werden, damit sie ihre Mutter unterstützen könnten. Kaum vernahm sie dieses glückverheißende Wort, als sie rief: „Ich will auch meine übrigen Kleinen noch holen, — auch sie sollen des Segens teilhaftig werden!" Da sprach der Nazarener: „Nein, Weib! Hole sie nicht! Es ist nicht mein Wille, daß die irdischen Güter gleichmäßig verteilt werden! Der Bedürftige gebe dem Reichen Gelegen-

heit, das ihm anvertraute Pfund richtig zu verwerten und seinen Reichtum unter die minder Gesegneten zu verteilen und Gutes zu tun! Denn nur auf diese Weise gelingt es dem Reichen, die Gefahren zu überwinden, welche sich der Rettung seiner Seele entgegenstellen!"

73. Wie die erste Barke entstand.

In den ältesten Zeiten lebte einmal ein Junge, der sehr klug und vernünftig war, so daß man ihm viele Fragen vorlegte, die sonst kein Mensch beantworten konnte. Dieser Junge hatte nun eine Schwester, die er ungemein liebte, — sie war gleichfalls weise und klug, doch meist übertraf sie der Bruder, da er mehr Erfahrung hatte. Diese zwei Geschwister lebten voneinander getrennt, da der Bruder auf der anderen Seite des Meeres lebte. Um sich zu treffen, mußten sie stets einen gewaltigen Umweg machen; das war nun natürlich sehr unbequem; und durchschwimmen wollte der Junge das Meer nicht, — vielleicht deshalb, weil man das Schwimmen damals noch nicht recht verstand.

Wie sich die Geschwister nun wieder einmal trafen, sprachen sie über die Schwierigkeiten ihres Zusammenkommens, und der Junge sagte dabei: „Ich habe einmal das Knochengerüst eines Kaninchens mit dem Fell eines anderen belegt und dieses mit Pech bestrichen. Da ging das tote Tier nicht unter, sondern schwamm auf der Oberfläche des Wassers dahin. Könnte ich da nicht eine Art Gerüst nach der Bauart jenes Kaninchens anfertigen und es mit Pech ausgießen? Wir könnten uns dann gegenseitig besuchen!" Die Schwester versetzte: „Du hast kluge Worte gesprochen! Nimm dir als Vorbild das Knochengerüst eines Esels und forme es in Holz genau nach!"

Das machte der Junge, und ahmte das Knochengerüst eines Esels nach; und auf diese Weise baute er ein Fahrzeug, — die erste Barke, die es in der Welt gab. — Die Geschichte ist aus!

74. Wie das Wappen der Insel Malta entstand.

Auf Malta regierte einst ein weiser König; der wußte aber gar nicht recht, welches Wappen er der Insel verleihen solle, — kein Wahrzeichen dünkte ihm für ein Wappen Maltas passend, er wählte bisweilen eines und verwarf es dann wieder. Einst geschah es, daß zwei Malteser in Streit gerieten und miteinander handgemein wur-

den. Man brachte sie vor den König von Malta, der ein edler und gerechter Herrscher war. Dieser mußte, nachdem er die beiden Streitenden ihre Streitsache hatte vortragen hören, dem einen von ihnen recht geben, konnte aber dem andern auch nicht gerade unrecht geben.

Endlich sprach der König zu dem einen der beiden Streitenden: „Du hast recht, aber dein Widersacher hat auch nicht gerade unrecht! Ich werde dir das geben, was du zu beanspruchen hast, deinem Widersacher dasselbe aber doppelt! Überlege dir, ob dir die Sache genehm ist! Und sage mir, was du alles zu fordern hast!"

Da ging der so vom Könige Angeredete — übrigens ein Mann von schlechtem Charakter — hin und bedachte folgendes: „Habe ich tausend Goldstücke zu verlangen, so erhalte ich sie vom Könige, — aber mein Gegner erhält zweitausend! Habe ich ein ertragreiches Feld zu verlangen, so erhält jener Mensch deren zwei! Drum werde ich lieber zum Könige sprechen: „„König, — ich verlange, daß du mir ein Auge aus dem Kopfe schlagen läßt!"", — dann verliert mein Gegner beide Augen!"

Diese abscheuliche Forderung tat der schlechte Mann denn auch, als beide Gegner vor den König traten. Der König aber ergrimmte und schrie: „Du Hund von einem Malteser! Hebe dich weg von mir!"

Dann aber wandte sich der König zu seinen Räten und sprach: „Schon lange habe ich darüber nachgedacht, was ich zum Wappen Maltas wählen solle, — jener Mann hat es mir heute eingegeben: das Wappen der Malteser soll ein Hund sein! Ein Hund auf einem roten Schilde!"

Lange Zeit führten die Malteser jenes Wappen, und auf den Landstraßen trugen die Wegsäulen an ihrem oberen Ende zwei steinerne Hunde, die miteinander kämpften.

75. Was alte Leute vom ersten Anbau der Kartoffeln auf Malta erzählen.

Vor Zeiten brachten Schiffe aus fernen Ländern oft Ladungen von Früchten, die Kartoffeln hießen. Diese Kartoffeln nun waren unsern Altvordern nicht nur Brot, sondern oft auch die einzig wirkliche Speise, — besonders dann, wenn Teuerung herrschte. Aber über

die Art des Anbaues dieser Frucht wußte kein Malteser etwas zu sagen; man meinte jedoch, sie wüchse auf hohen Bäumen.

Da begab es sich, daß ein reicher, fremder Kaufherr sein Schiff verließ, das im Hafen von La Valletta ankerte; und er wanderte ohne bestimmtes Ziel über die Hauptstadt hinaus aufs Land. Als er da einen armen Bauer arbeiten sah, sprach er denselben folgendermaßen an: „Freund, — ihr besitzt eine Frucht, die ihr kennt und doch nicht kennt! Ihr eßt sie, eßt mit ihr das Kapital, und legt es nicht an!“ Der Malteser versetzte erstaunt: „Herr, ich verstehe dich und deine Worte nicht! Welche Frucht meinst du?“ „Diese Frucht hier meine ich!“ versetzte der Fremde, und wies eine Kartoffel vor. „Wächst die auf sehr hohen Bäumen, Herr?“ fragte jetzt der Malteser, worauf der Fremde mehreres über dieses Knollengewächs erzählte, zuletzt aber sagte: „Ich will dir nun zeigen, wie sie anzubauen ist! Und wisse: trägt der grüne, dichte Busch, der dann aus der Erde emporwächst, weiße Blümchen, so denke, daß die Zeit der Ernte naht! Heimse dann das Erträgnis ein und behalte zuletzt soviel übrig, als du zu einer zweiten Aussaat nötig haben wirst!“ Hierauf zeigte er dem Bauer den Anbau der Kartoffel und ließ soviel von seiner eigenen Schiffsladung an ihn abgeben, als der große Acker zur Bepflanzung erforderte. Bald darauf reiste er ab.

Der Malteser nun, der arme, einfältige Mann, war sehr, sehr ungeduldig, und fast wie hundert Jahre kamen ihm die Monate vor bis zur Zeit des Reifens jener Pflanze. Die weißen Blümchen begannen sich zu zeigen und kündeten eine reiche Ernte an. Aber so fleißig auch der Bauer sein Feld besuchte und die einzelnen Reihen und Zeilen der Pflanzung durchschritt und jeden Krautbüschel aufmerksam untersuchte, so wenig wurde sein Herz froh: die erhofften Früchte wollten sich nicht zeigen! Und nicht lange dauerte es, so fielen die schönen Blüten ab, das grüne Kraut trocknete ein und wieder nach einer kürzeren Zeit lag das Feld brach da, — nur mit dürren Stengeln übersät! Da wurde dem armen Bauer sein Herz sehr schwer; er wurde traurig und mißmutig zu gleicher Zeit und schwur zuletzt dem Fremden, der ihn so schnöde betrogen, Rache.

Nicht lange danach kam das große Schiff des Fremden wieder nach Malta, und der reiche Fremde suchte den Bauern wieder auf. Doch dieser rief ihm schon von weitem grollend zu: „Was hast du

über mich kommen lassen, — was hast du mir angetan? Warum hast du mich um mein Gut gebracht? Ich hätte den Acker wie gewöhnlich bebauen können! Mein Jahresertrag ist hin!" Der Fremde hörte diese Vorwürfe mit Ruhe an und fragte hierauf: „Freund, hat die Aussaat keine Ernte gezeitigt?" „Nein! Mein sonst so ertragreiches Feld liegt brach, kahl, leer da; nur mit Stengeln ist es besät! Die Blüten fielen ab, brachten aber keine Frucht! Jeden Tag ging ich hinaus aufs Feld und besah mir genau die einzelnen Stämmchen! Aber nie fand sich ein Knöllchen! Mein armes Feld!" Der Fremde erwiderte gelassen: „Das ist allerdings eine seltsame Geschichte! Doch sage mir, bitte, auf welchem Teile der Pflanze du die Knollen suchtest!" „Auf der Spitze natürlich! Anfangs auch in den Kelchen der Blumen!" sprach der Bauer; der Herr aber versetzte: „Ganz falsch! Nicht oben, auf der Pflanze wächst die Knolle, sondern unten! Gib mir jetzt eine Hacke!"

Der Bauer holte dem Fremden eine Hacke und mit eigner Hand grub dieser einen Fruchtstock um, worauf sich zehn, zwanzig, ja vierzigfältige Frucht zeigte! Da aber jede Samenknolle sich so reich vermehrt hatte, ergaben sich Tausende von Kartoffeln, und der Besitzer des Ackers wurde in Kürze ein so reicher Mann, daß er nach etlichen Jahren seine Schiffe mit seinen Kartoffeln beladen und hinausschicken konnte in die fernen Länder. Seit dieser Zeit aber sagen die Malteser im Sprichwort: „Die Malteser Kartoffel sättigt und nährt Hundert!" Oder auf maltesisch: Patâta maltîa ischschabba ut'aijesch mîa!



G. Schönfelds Verlagsbuchhandlung, Leipzig, Lindenstr. 2

In gleichem Verlage erschien:

Kinderlieder aus Sachsen

von

Dr. O. Dähnhardt

Mit Zeichnungen von O. Schwindrazheim

Preis kartoniert 80 Pf.



Das Büchlein will Geist und Gemüt des Kindes erfreuen, will Sonnenschein in das Elternhaus tragen und will dazu helfen, daß altüberkommenes Volksgut zu neuem Ansehen gelange. Je mehr heutzutage die Kenntnis der sächsischen Kinderlieder schwindet, um so größer erscheint der Nutzen, den eine solche Sammlung zu wirken vermag.

Mit dem Herausgeber hat sich ein Künstler, der mit der deutschen Volksart wohlvertraut ist, vereinigt, um ein echtes Haus- und Familienbuch zu schaffen. Aus Lied und Bild schaut die sächsische Heimat grüßend entgegen. Und so erst wird den Kindern ein Besitztum, das ihnen von alters her zukommt, recht eigentlich wiedergeschenkt und ihrem Empfinden nahe gebracht.

Wiewohl das Buch für die Kleinen bestimmt ist, so wird es doch auch dem Erwachsenen herzlich willkommen sein. Die schlichte Kunst dieser Lieder wird die Erinnerung an die Tage seiner Kindheit in ihm wachrufen.

Und mehr noch. Der modernen Zeit, die neuen Zielen zustrebt, droht ein verhängnisvoller Bruch in der Entwicklung des Volkstums, sobald das Verständnis für die Grundlagen des Volkslebens verloren geht. Die Wahrung der nationalen Eigenart ist daher nationale Pflicht. Und hierzu kann auch dies Büchlein, wenn es, seinem Zwecke gemäß als ein Stück Heimatkunst betrachtet wird, mit beitragen.

Leipzig G. Schönfelds Verlagsbuchhandlung